



Wanderungen

in

Australien und Polynesien.



Von

O. Rietmann,
Professor.



St. Gallen.
Verlag von Scheitlin und Zollikofer.
1868.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Nachfolgende kurze Beschreibungen einiger Reisen, welche ich in Australien und nach mehreren Inseln der Südsee gemacht, habe ich im Kreise von Freunden und Bekannten hie und da vorgelesen. Dabei wurde ich wiederholt aufgefordert, die Schilderungen dem Drucke zu übergeben, und thue dies hiemit, in der Absicht, mein Scherflein, so gering es auch sein mag, zur genauern Kenntniß eines ebenso interessanten, als ungenügend bekannten und gewürdigten Landes beizutragen. Dem Naturforscher und Geographen von Fache, der vielleicht hofft, in diesen Blättern mit wichtigen Entdeckungen bekannt gemacht zu werden, will ich zum Voraus bemerken, daß er sich die Mühe des Lesens ersparen kann. Sollte derselbe wider mein Erwarten etwelche Notizen über Land und Leute finden, die ihm neu erscheinen, so würde dies ein mir zwar höchst angenehmer, aber kaum gehoffter Zweck dieser Veröffentlichung sein. Der Gedanke, der mir beim Niederschreiben dieser Schilderungen vorschwebte, war, meine Erlebnisse in

schlichter Form zu erzählen und so einem allgemeinern Publikum Gelegenheit zu bieten, mit verschiedenen Gegenden und Zuständen im fünften Erdtheile bekannt zu werden. Vielleicht wird etwa ein Leser finden, daß einzelne Seiten eine etwas allzu starke naturhistorische Färbung erhalten haben; diesem erlaube ich mir zu bemerken, daß eben meine Vorliebe für die Naturwissenschaften mich bewog, mehrere Jahre in Australien zuzubringen.

Die beigegebenen Karten machen geringen Anspruch auf Originalität; sie sollen dem Leser nur als Führer dienen, und diesem Zwecke werden sie, wie ich hoffe, entsprechen. Ich benutzte bei der Ausarbeitung derselben besonders das Blatt Nr. 1380 des Hydrographischen Büreaus in London (New Caledonia, New Hebrides and Loyalty Islands), nebst der Karte der Grafschaft Cumberland (A Map of the County of Cumberland in the Colony of New South Wales, compiled by W. H. Wells, Landsurveyor in Sydney).

O. Rietmann.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erstes Kapitel.

Reise von Basel nach Sydney in Neusüdwales.

Abfahrt von Basel. Agentenkniffe. Bremen und Brake. In See. Schiffsleben. Verpflegung. Unglücksfälle. Meeresleuchten. Das Kap. Im indischen Ozeane. Ankunft in Sydney. . . . . 1—20

Zweites Kapitel.

Erste Exkursion in den „Busch“.

Pläne. Abreise von Sydney. Der „Busch“. Der Gummibaum. Paramatta. Straßen durch den Busch. Gastfreundschaft. Banksien. Eine Eingeborne. Buschhotels. Penrith und Camden . 20—33

Drittes Kapitel.

Stillleben.

Meine Arbeiterperiode. Versuche in der Kochkunst. Meine Wohnung. Der Bananengarten. Schildkröten und Aale. Zu Pferde. Die Beutelthiere der Gegend . . . . 33—43

Viertes Kapitel.

Reise über die Blauen Berge.

Ritt durch den Wald. Der Hawkesbury. Chinesen. Der Lapstonehillpaß. Szenerie in den Blauen Bergen. Hassan's Wall. O'Connel-Ebenen. Der australische Birnbaum. Bathurst. Die Bell-Linie. Baumfarrnschlucht. Damper. Rückkehr . . 43—57

Seite

Fünftes Kapitel.
Illawarra.

Die Küstenebene um Sydney. Oasen in derselben. Wege nach Illawarra. Camden und Appin. Der Cataraktfluß. Aussicht vom Mount Kera. Wollongong. Das Kohlenbecken von Neusüdwales. Das Bergwerk von Bully. Dapto und Kiama. Eine langweilige Seefahrt . . . . 57—71

Sechstes Kapitel.
Die Goldminen von Araluen.

Die Straße nach dem Süden. Der Razorback. Australischer Wein. Pikton und das Bargogestrüppe. Ochsentreiber. Goulburn. Die Breadalbane-Ebene. Papageien. Der Shoalhaven-Fluß. Braidwood. Das Goldthal Araluen. Die Arbeit des Goldgrabens. Wechselnde Schicksale der Goldgräber. Straße von Araluen nach der Küste. Waldszenerie. Die einheimische Ananas. Der Glockenvogel. Nelligen und der Clydefluß. Die Bateman'sbai. Rückfahrt nach Sydney. Benehmen der Kolonisten gegenüber den eingewanderten Chinesen . . . . 71—98

Siebentes Kapitel.
Port Stephens und die Myall-Seen.

Maitland. Miller's Forest und der Hunterfluß. Der Duckholesumpf. Port Stephens. Fahrt über denselben. Der Myallfluß. Jägerleben. Der Grasbaum und Hirschhornfarrn. Erfolglose Ochsenjagd. Diamantenschlange und Ringstorch. Eine stürmische Nacht und gefährliche Seefahrt. Rückkehr nach Maitland. Die Bahn nach Lochinvar. Die Stadt Newcastle . . . . 98—125

Achtes Kapitel.
Reise nach den Südsee-Inseln.

Die Lord Howe's Inseln. Neu-Caledonien. Ausflug nach der Paitastation. Die Umgegend von Port de France. Fahrt durch die Havannahpassage. Insel Mare. Aneiteum. Tanna. Beschwerliche Landreise auf der Insel Erromango. Sandwich oder Vate. Eine interessante Bootfahrt. Apee. Mallicollo. Gefecht mit den Eingebornen. Espiritu Santo. Industrie der Bewohner. Die Bank'sinseln. San Christoval. Die Schiffbrüchigen. Die Bucht von Makila. Guadalcanar. Tauschhandel mit den Wilden.

Seite

Geräthschaften und Waffen derselben. Seefahrt nach Moretonbai. Ein Mann über Bord. Die Hauptstadt von Queensland. Stürmische Fahrt nach Sydney . . . . 125—202

Neuntes Kapitel.

Sydney und seine Umgebung.

Hauptgebäude der Stadt. Der botanische Garten. Das Leben in den Straßen. Der Sonntag in der Stadt. Die Sekte der Bärtigen. Rundreise um Port Jackson. Brokenbai und Hawkesbury. Der Paramattafluß. Die Botanybai. Beschwerliche Exkursion nach der Südküste der Bai. Das Land südlich von Port Hacking . . . . 203—253

Zehntes Kapitel.

Reise von Sydney nach Melbourne.

Die Straße nach Goulburn. Die Breadalbane-Ebene. Buschrangers. Der Satinvogel. Der Murrumbidgee. Albury am Murrayflusse. Die Goldstädte Chiltern und Beechworth. Das chinesische Theater. Kilmore. Ankunft in Melbourne. Beschreibung der Stadt . . . . 253—287

Elftes Kapitel.

Reise von Melbourne nach London.

Abfahrt von Melbourne. Die innere Einrichtung des „Kent“. Leben an Bord. Das Cap Horn. Der Kaper „Georgia“. Ankunft in London . . . . 287—299



Erstes Kapitel.

Reise von Basel nach Sydney in Neusüdwales.

Abfahrt von Basel. Agentenkniffe. Bremen und Brake. In See. Schiffsleben. Verpflegung. Unglücksfälle. Meeresleuchten. Das Kap. Im Indischen Ozean. Ankunft in Sydney.

Die Gründe, welche mich bewogen, für eine unbestimmte Anzahl von Jahren Australien zu meinem Aufenthaltsorte zu wählen, können Dich, geneigter Leser, nicht sehr interessiren. Es genüge zu sagen, daß es nur eines sehr geringen Anstoßes bedurfte, um mich zu diesem Schritte zu bewegen. Dieser Anstoß erfolgte auch zu gehöriger Zeit. Rasch entschlossen trat ich mit einem Auswanderungsagenten behufs der Ueberfahrt nach Australien in Unterhandlung und wurde kurze Zeit nachher beordert, an einem bestimmten Tage in Basel einzutreffen. In dieser Stadt wurde ich, nachdem das Passagegeld bis nach Sydney in Neusüdwales entrichtet war, in einem guten Gasthause der Kleinstadt einquartiert. Im Verlauf des Tages fanden sich hier noch neun andere Schweizer ein, durchwegs kräftige, junge Leute aus dem Kanton Bern, die, ebenfalls Europamüde, der neuen Welt zustrebten. Diejenigen, die gemeinsames Schicksal zusammenwürfelt, werden bald mit einander bekannt, und so saßen auch wir Abends lange Zeit beisammen und ließen die Gläser klingen auf das Wohl unsrer neuen, uns noch so unbekannten Heimat, aber kräftiger und tönender noch

auf das Heil unsers alten theuren Schweizerlandes. Wie gern hätten wir den Abend verlängert, den letzten Abend auf heimatlicher Erde, welche wiederzusehen den Wenigsten von uns vergönnt war. Aber die Wehmuth, die uns beschlichen hatte, zerfloß eben so rasch, als der Morgennebel, in dessen Schatten wir mit Tagesanbruch dem badischen Bahnhof zuschritten, und machte einem trotzigen Lebensmuthe Platz, den wohl schon Jeder empfunden, der einem unbekannten Geschicke in wildfremdem Lande entgegengeht.

Unsre erste Etappe war Mannheim. Der wackre Wirth in Basel hatte uns, da wir unterwegs nirgends anhalten konnten, reichlich mit Mundvorräthen versehen und diesen noch einen mächtigen Krug Wein hinzugefügt. Im Bahnhof in Mannheim erwartete uns ein anderer Wirth, der uns in sein nicht allzureinliches Hotel führte. Wie erhielten ein befriedigendes Nachtessen; allein dabei fand sich nichts Trinkbares auf dem Tische, während wir doch in Basel zu jedem Essen unsern Schoppen Wein erhalten hatten. Der Wirth, auf den Mangel aufmerksam gemacht, erklärte, daß er keinen Befehl zu einer „Zugabe" erhalten habe, und bereicherte dann gütigst unsre Kenntniß der deutschen Sprache mit der Erklärung, daß unter einer „Zugabe" der flüssige Theil der menschlichen Lebensbedürfnisse verstanden sei. Wir sahen uns also genöthigt, eine Zugabe in Form eines vollen Bierfäßchens zu kaufen. Der nächste Tag war Rasttag, welcher Umstand es uns ermöglichte, in einigen Bierhäusern der guten Stadt Mannheim, die sonst nicht viel Sehenswerthes aufzuweisen hat, verschiedene Zugaben zu genießen. Im Verlauf des Tages stießen gegen 80 deutsche Auswanderer, deren Bestimmung theils Nordamerika, theils Australien war, zu uns. Das Rheindampfboot, das uns den folgenden Morgen stromabwärts führte, war vollgepfropft von Europamüden, und auf dem Verdeck erhob sich ein Berg von Kisten und Koffern von allen Formen und aus allen Zeitaltern. Da am Vormittag ein dichter

Nebel jegliche Aussicht während der Fahrt unmöglich machte, so verkürzte ich mir die Zeit mit der Musterung meiner Reisegefährten. Die Gesellschaft bestand zum größten Theile aus süddeutschen Bauern, handfesten Gestalten, deren muskulöse Arme ihnen gewiß ein ehrenhaftes Auskommen in der neuen Welt sichern werden. Unter vielen ehrbaren Bauernphysiognomien zählte man auch hie und da ein Gesicht, das nicht gerade Zutrauen einflößte, und dessen Besitzer wahrscheinlich zu der Zahl Derjenigen gehörte, denen eine väterliche Behörde mit freigebiger Hand die Mittel zum Auswandern darbietet. Auch ein altes Ehepaar mit grauen Haaren war da; es wollte zu den Söhnen in's Innere Australiens wandern. Die meisten Reisenden suchten sich zuerst zu überzeugen, ob ihr Gepäck auch zugegen sei, und lag etwa eine der alten Truhen gelegen, so wurde sie geöffnet und der Zustand des Inhalts geprüft. Unwillkürlich mußte da Freiligrath's Auswandererlied in's Gedächtniß aufsteigen:

> Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
> Oft an der Heimat Born gefüllt;
> Wenn am Missouri Alles schwiege,
> Sie malten Euch der Heimat Bild.

In Biebrich gelangte ein neuer Trupp Auswanderer zu uns; daher erhöhter Wirrwarr an Bord des Schiffes und erhöhter Berg von Kisten und Koffern auf dem Verdeck.

Ein Angestellter eines Auswanderungshauses übernahm nun die Leitung des auf 200 Köpfe angewachsenen Zuges. Er betrat sein Amt würdevoll, indem er uns in der Kajüte ein Mittagessen geben ließ, was freilich nicht ganz überflüssig war; denn es war 4 Uhr Abends, und wir hatten seit der vierten Morgenstunde Nichts genossen. Unser Anführer ließ also die Kajüte räumen und las dann die Namen seiner Schutzbefohlenen herunter, um sich zu

überzeugen, daß kein theures Haupt fehle. Und siehe da, es fehlte keines; hingegen fanden sich 5 Unglückliche an Bord, deren Namen sich nicht auf dem Verzeichnisse des Kondükteurs befanden, und die dieser also nicht als seine Schützlinge anerkennen wollte. Ich befand mich auch unter den Betreffenden und bewies also dem Kondükteur vermittelst unsrer Reiseverträge, daß wir den übrigen Auswanderern gleichzustellen seien; allein es half Nichts; wir fanden keine Gnade vor den Augen unsers Häuptlings. Wir beschlossen daher, uns die nämliche Verpflegung, wie sie die Andern erhielten, verabreichen zu lassen, dafür Quittungen zu verlangen und dann in Bremen polizeilich unsre Rechte zu suchen. Kaum war unser Disput mit dem Kondükteur vor der Hand zu Ende, so erhob sich neuer Skandal. Ein Sohn Israels hatte nämlich den Leuten die Gefälligkeit erzeigt, ihr deutsches Geld gegen englische Münze umzuwechseln. Er war dabei etwas zu leichtfertig mit dem Kourszettel umgegangen und wurde nun beordert, seine kaufmännische Thätigkeit einzustellen. Obschon der arme Jude mit einem Schwall von Worten seine Uneigennützigkeit bei dem besagten Geschäfte darthat, blieb der Kapitän unerbittlich, und der getäuschte Hebräer begab sich an der nächsten Station an's Land. Am späten Abend langten wir in Koblenz an. Hier hatte man uns nicht erwartet, da wir eigentlich heute noch Köln hätten erreichen sollen. Die Beherbergung wurde daher in Ordnung gebracht, so gut es eben gehen wollte, so schliefen unser Viere in zwei kleinen Betten, während 5 Kinder in einer Ecke des Zimmers auf dem Boden lagerten.

Der nächste Mittag sah uns im alten Köln, wo uns Zeit genug gelassen wurde, um den Dom und einige andere Sehenswürdigkeiten zu besuchen. Abends 10 Uhr marschirten wir nach Deutz, von wo die Fahrt nach Bremen per Bahnzug vor sich gehen sollte. Ich war begierig zu erfahren, ob unser Kondükteur

uns Fahrbillete verschaffen würde. Wenn wir nicht zu seinem Zuge gehörten, so brauchte er sich überhaupt um uns nicht zu bekümmern; gehörten wir aber dazu, warum verabreichte er uns keine Kost? Wirklich erhielten wir, wie die andern Auswanderer, unsre Billete.

Wir waren Alle herzlich froh, als wir nach vierzehnstündiger Fahrt in Bremen anlangten. Hier erhielten wir treffliches Logis, ein würdiges Gegenstück zu der Bewirthung in Mannheim und Köln. Natürlich vergaß ich nicht, hier meine Rechnung mit unserm Kondükteur in Ordnung zu bringen. Ich erkundigte mich also nach dem Polizeibüreau und erhielt daselbst den Bescheid, es existire in Bremen eine eigene Behörde, die allfälligen Klagen der Emigranten Abhülfe leiste; sollte ich dort nicht befriedigt werden, so möchte ich wieder vorsprechen. Im Auswanderungsbüreau rieth man mir an, zuerst in Güte zu versuchen, mit der Hauptagentur einig zu werden; sollte dies mir nicht gelingen, so möchte ich wieder hieher kommen. Es geht so ziemlich von Pontius zu Pilatus, dachte ich, während ich meinen Weg durch die winkligen Straßen der alten Hansestadt nach dem Auswanderungsagenten suchte. Dieser Herr hörte meine Sache an — und bezahlte mir den folgenden Morgen jeden Kreuzer, den ich unterwegs für meine Kameraden und mich ausgegeben hatte. Ich konnte zwar aus der Erklärung, mit der er unsern ehrenfesten Kondükteur entschuldigte, nicht ganz klug werden; der Anblick der empfangenen preußischen Thaler besänftigte mich aber dermaßen, daß ich nichts Weiteres zu wissen verlangte. Den folgenden Tag waren wir eben beschäftigt, uns in einem Kaufladen für die Seereise zu verproviantiren, als uns einige Reisegefährten mittheilten, es sei Befehl gekommen, wir müssen bis Mittag zur Abfahrt bereit sein. Jetzt ergriff Alle panischer Schrecken; Keiner war reisefertig; dem Einen fehlte das Kochgeschirr, ein Anderer hatte noch kein Bett, ein Dritter keinen

Tabak angekauft u. s. w. Ueberhaupt herrschte bei uns in Bremen die gemüthlichste Anarchie; wir hatten niemals die Ehre, einen Agenten oder Kondükteur zu sehen, um von ihm zu erfahren, wann eigentlich abgereist werden solle. Einige entschlossenere Seelen fanden indeß, es sei unmöglich abzureisen, bevor man das Mittagessen eingenommen habe, und da diese Ansicht der Dinge Eingang fand, so wurde darnach gehandelt. Wie wir nach eingenommenem Mahle der Weser nach schlenderten, um unser Fahrzeug aufzusuchen, erfuhren wir, man habe sich positiv Morgens 4 Uhr am Büreau zur Abfahrt einzufinden. Dies geschah dann. Am besagten Morgen fanden wir unser Gepäck bereits an Bord eines großen Flußschiffes, in dessen finstern Raum wir ebenfalls beordert wurden. Das Boot wurde von einem Dampfer in's Tau genommen, und langsam glitten wir stromabwärts. Das Schiff, das uns nach dem gelobten Lande bringen sollte, lag vor dem oldenburgischen Städtchen Brake am linken Weserufer. Es war in unsern Reiseverträgen bemerkt, der ausgezeichnete, gekupferte Dreimaster „Australia" sei unser Schiff; statt dieses Fahrzeuges lag hier eine Barke von ungefähr 400 Tonnen Last, Namens Fanny Kirchner, auf welcher wir die Fahrt zu machen hatten. Warum die „Australia" nicht, wie angezeigt, fuhr, konnten wir unwissenden Emigranten freilich nicht herausfinden. Wir waren alsbald beschäftigt, unser Gepäck und unsre Personen an Bord des Schiffes zu schaffen. Da begreiflicherweise Jeder seinem eigenen Ich den besten Platz sichern wollte, so gab es wieder ergötzlichen Lärm und Wirrwarr. Wir Schweizer halfen uns gegenseitig und hatten unsre Schlafstellen bald in Beschlag genommen; nur fehlte mir mein Bett, das ich erst nach zwei Tagen im Besitz eines Andern fand und von diesem zurückerobern mußte. Während der 3 Tage, die wir vor Brake zubrachten, war die Schiffsmannschaft beschäftigt, trübes Weserwasser, das uns als Trinkwasser dienen sollte, in große Fässer im Schiffs-

raume hineinzupumpen. Die Passagiere richteten sich in der Zwischenzeit auf dem Schiffe häuslich ein, stellten ihre Koffer so auf, daß sie als Tische und Stühle zu gebrauchen waren, und verzehrten ihre kleine Münze, die ihnen doch in Australien Nichts nützte, in den Wirthshäusern von Brake. Das Letztere war man bereits genöthigt zu thun; denn außer einigen Stücken Zwieback erhielten wir während der 3 Tage keine weitere Nahrung. Doch vertröstete man sich mit dem Gedanken, daß während der Geschäftigkeit der Abreise geregelte Ordnung kaum möglich sei, und daß, wenn wir einmal auf hoher See sein werden, es mit der Austheilung der Lebensmittel schon besser gehen werde. Endlich brachte uns ein Dampfer an die Mündung der Weser und verließ uns, als wir die Nordsee erreicht hatten, um unsern eignen Weg zu finden. Wem die Seekrankheit nicht das Interesse an Allem benimmt, der findet die ersten Tage einer Seereise keineswegs unangenehm. Der Anblick des Meeres, bald ruhig und blau, bald finster und drohend aufgeregt, die Sonnenauf- und Untergänge und die zauberische Wirkung des Mondlichts auf den Wellen, die Meeresthiere, die hie und da sich sehen lassen, endlich das Leben und Treiben der Passagiere und Schiffsbemannung bieten hinreichenden Stoff zu Beobachtungen dar. Aber was jeden Tag wiedererscheint, verliert bald die Sehenswürdigkeit, wenn es anfangs auch noch so ansprechend war, und so vergaßen auch wir bald die Schönheit des Ozeans, bemerkten nur die großartige Einförmigkeit des Anblicks — und langweilten uns. Glücklich, wer in solcher Lage Lust an Lektüre hat und diese Lust auch befriedigen kann! In dieser Beziehung stand es freilich schlimm mit uns; die wenigen Bücher, die sich vorfanden, waren bald gelesen, und nach kurzer Zeit hatte ich nur noch die Wahl zwischen einem Gebetbuch, verfaßt von einem französischen Jesuiten, und einer Anleitung für Bauern, Bäume zu pfropfen. Beide Bücher wurden gewissenhaft

durchstudirt; nur kann ich mich nicht mehr erinnern, welches Werk mir den größern Genuß verschaffte. Es ist nicht meine Absicht, in die Einzelnheiten einer Seereise einzulenken; wer eine Beschreibung einer Fahrt über irgend ein Meer gelesen hat, kennt sie alle; hingegen das Leben auf unserm Auswandererschiffe ist näherer Erwähnung werth.

Wir waren an 210 Passagiere, von denen weitaus die Meisten, d. h. an 160, im Zwischendeck ihr Logis hatten, während die Uebrigen in der sogenannten zweiten Kajüte wohnten. Das Zwischendeck nimmt den größten, besonders den vordern und mittlern Theil des Schiffskörpers ein, ist also ein langer, gegen den Kiel sich verschmälernder Raum, welcher, laut Gesetz, 7 ½ Fuß Höhe haben soll, in unserm Falle aber wenige Zoll über gewöhnliche Mannshöhe hatte. Luft und Licht erhält dieser Raum durch die zwei Luken, durch welche man in denselben heruntersteigt; müssen diese aber, wie dies immer bei schlechtem Wetter der Fall ist, geschlossen werden, so kann keine frische Luft hineindringen; hingegen ein bescheidenes Quantum Licht wird von den, an den Seitenwänden angebrachten, kaum ½ Fuß breiten Fensteröffnungen eingelassen. Wenn also stürmisches Wetter den Emigranten nicht erlaubt, auf dem Verdecke frische Luft zu athmen, so kann man sich leicht vorstellen, daß ein solches Zwischendeck keine üble Vorstellung von dem schwarzen Loch in Kalkutta, berüchtigten Angedenkens, geben kann. Die Schlafstellen, die sich am Besten mit den Obsthurden, wie sie sich in unsern Kellern finden, vergleichen lassen, ziehen sich zu beiden Seiten des Schiffes in 2 Etagen entlang. Tische und Stühle sind unbekannte Luxusgegenstände; ihre Stelle vertreten, wie bemerkt, die Kisten und Koffer, welche in der Mitte des Raumes so aufgestellt sind, daß sie zwischen sich und den Schlafstellen einen Gang offen lassen. In englischen Emigrantenschiffen ist es nur unverheiratheten Männern gestattet, offene

Kojen in einem eigenen Theil des Schiffes als Schlafstellen zu benutzen. In unserm Fahrzeuge aber wurde kein Unterschied dieser Art gemacht; alle Passagiere schliefen auf den offenen Pritschen. Einem englischen Kapitän hätte ein solcher Verstoß gegen alle Sittlichkeit eine hohe Geldbuße zugezogen; hier aber sah man kein Arg in der Sache. Da waren wir in der zweiten Kajüte besser bestellt. Auf dem hintern Theil des Schiffes erhob sich nämlich, wie dies bei den meisten größern Seefahrzeugen der Fall ist, noch ein Verdeck, und der Raum zwischen diesem und dem Hauptdecke diente als erste und zweite Kajüte. Diese letztere Abtheilung enthielt 2 Reihen geschlossener Kajüten, welche ihr Licht theils von 2 großen Glasthüren, theils von oben erhielten. Im Uebrigen waren wir den Emigranten im Zwischendeck gleichgestellt.

Mit der Hauptsache auf einer Seereise, nämlich mit der Verpflegung, ging es ungefähr folgender Maßen zu. Wir waren in Abtheilungen zu 4 Mann eingetheilt, von welchen je Einer eine Woche lang die Rationen für seine Abtheilung holen mußte.

Jeden Morgen um 7 Uhr schrie der Koch zu unsrer Kajütenthüre hinein: „Thee holen," worauf die jeweiligen Proviantmeister, Jeder mit einem Blechgefäße bewaffnet, nach der Küche stürzten. Dort warf der Gehülfe des Kochs Jedem eine Fingerspitze voll Thee in seine Kanne, und der Koch goß siedendes Wasser darüber. Dieser Aufguß bildete nebst einem Stückchen Zwieback die erste der 3 „reichlichen" Mahlzeiten, die laut Reisevertrag täglich geliefert werden. Es war für mich häufig ebenso unterhaltend als belehrend, die sogenannten Theeblätter nach dem Gebrauche derselben zu studiren, indem man eine, für den Anfänger in der Botanik höchst interessante Sammlung von Blattformen daraus hätte bilden können. Wer seine Muße an Bord des Schiffes lieber der Mineralogie oder Geologie widmete, fand in dem schwarzen Zwieback hinreichenden Stoff zum Studium, da

in diesem außer einer Art Mehl sich noch manche Spezies von Felsarten vorfand. Nach diesem mehr oder weniger befriedigenden Frühstück vertrieb sich Jeder die Zeit, so gut es eben gehen wollte; ich machte dabei die Beobachtung, daß nicht bloß Nachmittags-, sondern auch Vormittagsschläfchen eine Hauptrolle unter den Vergnügungsarten auf einem Emigrantenschiffe spielen. Das Mittagessen besteht aus einer Portion Suppe, dem einzigen eßbaren Gerichte an der ganzen Schiffskost, nebst einem geringfügigen Stückchen Speck oder Salzfleisch; laut Vertrag sollte Jeder täglich $1/2$ Pfund Fleisch erhalten; allein nach dem allgemein angenommenem Halbrationensystem traf es selten über $1/4$ Pfund auf einen Mann. Abends 6 Uhr holt man sich, wie am Morgen den Thee, so jetzt den Kaffee. Es war, wie es scheint, vergessen worden, Zucker einzuladen; denn obschon auf den Verträgen von einem Pfund Zucker wöchentlich für jeden Mann gesprochen wird, sahen wir während der ganzen Seereise keine Spur von diesem angenehmen Luxusartikel. Von den Punkten, in welchen von unsern Reiseverträgen auf die gewissenloseste Art Umgang genommen wurde, erwähne ich nur noch, daß wir jeden Sonntag ein Glas Wein hätten erhalten sollen. Dies geschah ebenfalls nicht; hingegen verkaufte uns der Steuermann einen ziemlich anständigen Wein zu 4 Franken die Flasche. Auch gedörrtes Obst sollte aufgetischt werden; wir erhielten freilich in der Suppe gedörrte Zwetschgen, und als wir einmal, neugierig zu erfahren, wie viele dieser seltenen Früchte auf einen Mann kämen, nach einer Mahlzeit die Steine zählten, ergaben sich 28 Zwetschgen auf 26 Mann. Kurz, die Verköstigung war, um eine alte, aber treffende Redensart zu gebrauchen, zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben. Den Einen Trost hatten wir doch, nämlich daß wir, um so schlechter es uns auf dem Schiffe erging, mit um so größerer Freude dem Ziele entgegensahen. Der Anfang der Fahrt war zwar auch nicht

sehr günstig. Sechs Tage lang trieben wir in der Nordsee umher, bis es uns gelang, die Straße von Dover zu passiren. Der Britische Kanal, sonst eine so gefürchtete Stelle, zeigte sich barmherzig und ließ uns nach 3 Tagen in den atlantischen Ozean einlaufen. Hingegen der biskaysche Meerbusen bewährte auch mit uns seinen üblen Ruf und gab uns einen tüchtigen, mehrtägigen Sturm zum Besten. Manche erschraken nicht wenig bei dem furchtbaren Rollen und Stampfen des Schiffes, und wenn sich etwa ein kühnerer Geist auf das Verdeck wagte und die heranstürmenden, sich auf das Deck ausleerenden Wellen oder, hinausschauend, den weiten Bogen, den die Maste bei jeder Bewegung des Schiffes beschrieben, sah, so zog er sich gleich wieder in die ihm sicherer vorkommende Kajüte zurück. Als man aber bemerkte, daß trotz Sturmeswüthen das Schiff seinen Lauf gemach fortsetzte, beruhigte man sich und hatte wieder Sinn für den Humor, zu welchem besonders die Mittagsmahle, so elend sie an und für sich waren, Stoff gaben. So saßen wir einst, eine Jeder mit seiner Schüssel Sauerkraut beschäftigt, auf unsern Kisten, als eine Welle, etwas größer als gewöhnlich, das Schiff ziemlich stark auf die Seite legte. Zwei Männer hatten sich, die Töpfe fest zwischen die Kniee eingeklemmt, auf einer Kiste niedergelassen, als diese plötzlich in Bewegung gerieth, und, wie es das Rollen des Schiffes ergab, zweimal durch die ganze Breite des Kajütenraumes fuhr. Auf einmal scheitert die Kiste an einem andern Koffer, und die beiden Sauerkrautverzehrer liegen auf dem Boden, ihr Mittagessen theils ebendaselbst, theils auf ihren Gesichtern und Kleidern. Oder ein Anderer will sich in der Küche eine Portion Suppe erhaschen und wagt den Gang dahin trotz des schlüpfrigen Verdeckes und des Schwankens des Schiffes. Wie er eben seine glücklich gewonnene Beute in Sicherheit bringen will, bricht eine Welle über das Verdeck, überschüttet ihn tüchtig, spült die Suppe aus seinem

Topf und läßt darin nur Seewasser zurück. Solcher Vorfälle gab es nicht wenige, und sie erregten natürlich unbegrenzte Heiterkeit.

Leider hatten wir auch mehr als einmal Gelegenheit, mit der ernsthaftern Seite einer Seefahrt bekannt zu werden. So verloren wir den Zimmermann, einen ruhigen, stillen Menschen, der erst wenige Wochen vorher von seiner Mutter in Brake Abschied genommen hatte, um seine erste Seereise anzutreten. Er fiel Nachts über Bord und konnte, wie man sagte, nicht gerettet werden. Wären aber die Luftkissen, die man über Bord Gefallenen zuwirft, an ihrem Platze gewesen, anstatt unter Haufen von alten Segeln zu liegen, so wäre die Möglichkeit, den jungen Mann, einen fertigen Schwimmer, zu retten, vielleicht nicht sehr ferne gelegen. Den nächsten Tag nach diesem Unfall fiel ein Passagier von einer kaum 8 Fuß über dem Verdeck liegenden Stange, auf die er sich als Turnübung geschwungen hatte, und starb in Folge des Sturzes in wenigen Stunden. Mehrere Kinder waren schon früher gestorben; man hatte sie ohne Ceremonien Nachts in's Meer gesenkt. Bei dem Tode eines Erwachsenen fand man aber für zweckmäßig, etwas mehr Umstände zu machen. Der Leichnam wurde in Segeltuch eingenäht, auf einem Brette festgemacht und zu seinen Füßen ein Sack mit Steinkohlen befestigt, um die Leiche rascher zum Sinken zu bringen. Die gesammten Passagiere versammelten sich auf dem Verdecke, wo sie von dem Kapitän nach kurzer Anrede ermuntert wurden, mit entblößten Häuptern ein Gebet für sich zu sprechen. Während eine ungewohnte Stille im ganzen Schiffe herrschte, legten die Matrosen den Todten auf den Rand der Brüstung, ließen auf ein Zeichen des Kapitäns die Stricke, mit welchen sie das Brett hielten, los, und der Leichnam versank in die Tiefe zu den andern Tausenden, die das Meer schon verschlungen hat. In derselben Woche stürzte ein Matrose von einem Mast auf's Deck; da er aber die Geistesgegenwart besessen hatte, mit

einem Arme sich an einem Seile gewissermaßen festzuhalten, so kam er mit schlimmen Wunden davon, konnte indessen gegen das Ende der Reise wieder leichtere Arbeiten verrichten.

Unsere Fahrt ging inzwischen ihren geregelten oder ungeregelten Gang fort. Wir hatten Europa um Ende Oktobers, also bei ziemlich kühler Witterung, verlassen und kamen nun nach und nach in wärmere Himmelsstriche, so daß es uns ganz sonderbar vorkam, als wir es im Wintermonat in den Kajüten vor Hitze kaum aushalten konnten. Außerdem zeigten die Kürze der Dämmerung, die Menge der Flugfische und Delphine und dann höchst verdrießliche Windstillen an, daß wir uns allmälig dem Aequator näherten. Am 35sten Tage unserer Seereise segelten wir durch den Kanal zwischen den Inseln des grünen Vorgebirges und dem Festland von Afrika. Wie gerne ruhte das Auge, ermüdet von dem einförmigen und ununterbrochenen Blau des Ozeans und des Himmels, auf den grünen, steilen Küsten der Inseln Sal und Boavista, denen wir ziemlich nahe kamen. Von hier richtete man den Kours des Schiffes quer über den atlantischen Ozean gegen die Küste von Brasilien. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß wir nicht genug Wasser für die ganze Fahrt an Bord hatten; also beabsichtigte man, wie uns wenigstens der Steuermann versicherte, in Rio Janeiro einzulaufen. Dieser Beschluß erfreute sich allgemeinen Beifalls; ich muß aber gestehen, daß unsere Freude nicht durch die Hoffnung, eine interessante Stadt zu sehen, erregt wurde, sondern weil Aussicht vorhanden war, unserm schwimmenden Gefängniß, wenn auch nur für einige Stunden, entrinnen zu können. Ein mehrtägiger Regen machte leider allen gehegten Erwartungen ein Ende, indem das Regenwasser gesammelt und uns in den gewöhnlichen Portionen ausgetheilt wurde. Aber schon nach 2 Tagen roch das Wasser so schlecht, daß nur der höchste Grad von Durst uns bewegen konnte, mit zugehaltener Nase einen Schluck davon zu ge-

nießen. Wir hatten uns bis auf einen Grad der Küste Brasiliens genähert, änderten nun den Kours und steuerten südöstlich dem Kap der guten Hoffnung zu. Wir trafen in diesen Gewässern eine Unmasse Schiffe; einmal waren über 20 derselben in Sicht; auch wurden einige angesprochen und Länge und Breite mit ihnen gewechselt. Es gibt, außer dem Anblick einer Küste, kaum eine angenehmere Unterbrechung der Monotonie einer Seefahrt, als die Gelegenheit, ein Schiff ansprechen zu können. Man fühlt dabei, daß man doch nicht ganz von der Welt abgeschlossen ist, und der Gedanke, daß, wenn uns ein Unfall zustoßen würde, Hülfe in der Nähe wäre, wirkt nicht wenig beruhigend.

Als wir der Küste Brasiliens, nach welcher wir uns so sehr gesehnt hatten, wieder den Rücken kehrten, so erwachte unsre Unzufriedenheit über die Nichterfüllung unsrer Reiseverträge auf's Neue, und wir beschlossen, eine Beschwerdeschrift an den Kapitän zu richten. Ein Preuße in der zweiten Kajüte verfaßte das Dokument, welches von 86 Passagieren unterschrieben wurde. Der Kapitän bemerkte in seinem Antwortschreiben, daß er sich genau an die Befehle seiner Obern halte und es sich für ein und alle Mal verbitte, weitere Beschwerden anzuhören. Nachdem wir dieses befriedigende Aktenstück empfangen, vertheilte der Kapitän unter diejenigen Passagiere, welche die Klageschrift nicht unterschrieben hatten, einige Flaschen Wein. Wir Malkontenten aber kauften uns, um nicht zu kurz zu kommen, ein Quantum und tranken es unter verschiedenen Pereats auf den Kapitän und die Speichellecker, welche nicht gewagt hatten zu unterschreiben.

Trotz unserer miserablen Lage waren wir keineswegs verzagt, sondern bemühten uns, die Zeit möglichst angenehm zuzubringen. Der Mensch ist ja ein Gewohnheitsthier, und so schickten auch wir uns in Hunger und Durst und versuchten nicht ohne Erfolg, die Unannehmlichkeiten unserer gegenwärtigen Lage durch Belustigun-

gen aller Art zu versüßen. Einige Kartenspiele und ein Domino waren in fortwährendem Gebrauche, sodaß sie, besonders die erstern, bald in den Zustand der Unkenntlichkeit geriethen. So oft es das Wetter erlaubte, wurde zu einer Harmonika und einer Geige getanzt, und Spiele wurden in Anregung gebracht, an die am Lande kein vernünftiger Mensch denkt. Unvergleichlich besser als solche Sachen half mir die Betrachtung der Naturerscheinungen dazu, die langen Tage angenehm zuzubringen. Wir befanden uns jetzt im südatlantischen Ozeane und hatten volle Gelegenheit, das prachtvolle Phänomen des Meeresleuchtens zu beobachten. Ich unterschied drei Formen, in welchen diese Naturerscheinung auftritt. Die gewöhnlichste besteht in kleinen blitzenden Punkten, welche rasch auftauchen, um eben so rasch wieder zu verschwinden, und welche sich auf jedem Quadratfuße der Wasseroberfläche in großer Menge zeigen. Noch glänzender, aber viel weniger häufig sind Kugeln, anscheinend über einen Zoll im Durchmesser, die oft längere Zeit, d. h. bis auf 1/2 Minute, mit blaßbläulichem Scheine leuchten. Besonders am Vorderbug des Schiffes zeigten sich diese Kugeln oft in ziemlicher Menge. Noch seltener sind kleine leuchtende Linien, die mit Blitzesschnelle erscheinen und erlöschen; es mögen dies indessen ebenfalls Punkte sein, die dem Auge nur wegen ihrer raschen Bewegung als Linien erscheinen. Ich hatte häufig von der Pracht des Sonnenuntergangs in geringen Breiten gehört und gelesen, muß aber gestehen, daß ich nur selten das Glück hatte, diese Erscheinung an einem ganz reinen Himmel zu sehen. Wenn der Tag noch so klar erschien, zeigten sich Abends gewöhnlich Dünste am Horizonte, die dann freilich von der Sonne prachtvoll gefärbt waren, aber nur selten erlaubten, den Sonnenball selbst sich in's Meer senken zu sehen. Eben so selten waren klare Sonnenaufgänge. Einen großen Genuß gewährte auch der Anblick der Gestirne der südlichen Halbkugel, unter

welchen die glänzenden Sterne des südlichen Kreuzes den ersten Rang einnehmen. Der Glanz der Gestirne war häufig so intensiv, daß ich mehrmals beobachten konnte, wie die Venus einen langen Lichtstreifen auf das ruhige Meer warf, ähnlich, nur in geringerm Grade, wie dies der Mond thut.

Am 81sten Tage unserer Fahrt sahen wir mit großer Befriedigung zu, wie die Matrosen die Ankerkette aus dem Schiffsraume auf das Verdeck zogen und Alles zur Landung bereit machten.

Zwar war noch kein Land sichtbar; aber gegen Abend erhob sich im Westen eine große Landmasse, die immer deutlicher sich gestaltete, bis wir zuletzt die uns aus Beschreibungen wohlbekannten Formen des Tafelberges und Löwenkopfes unterscheiden konnten. Bald darauf lagen wir in der herrlichen Tafelbai vor Anker, um uns eine Unzahl von Schiffen, auf deren Masten die Flaggen fast aller seefahrenden Nationen wehten; vor uns die weit am Strande sich hinziehende Kapstadt, hinter welcher steil die erwähnten Bergkuppen emporsteigen. Ich kann es begreifen, wenn der Seefahrer nach langer Reise auch eine mittelmäßige Gegend anmuthig findet, wenn er z. B. das nicht ungewöhnlich schöne Valparaiso mit diesem vielversprechenden Namen belegt hat; mir erschien die vor uns liegende Szenerie unübertrefflich reizend.

Nur einen Tag lang war es uns vergönnt, die Hauptstadt Südafrika's zu bewundern. Das Geschäft des Wassereinnehmens, das uns hieher geführt hatte, war rasch abgemacht; bald hatten wir die Kapstadt wieder hinter uns, segelten um die Südspitze Afrikas und befanden uns dann im indischen Ozean. Hier befiel uns, kurz nach der Abfahrt von der Kapstadt, der bedeutendste Sturm, den ich je durchgemacht. Drei Tage lang wagte man es nicht, ein einziges Segel zu führen; so oft dies versucht wurde, zerriß das starke Gewebe mit donnerähnlichem Knalle und flatterte in Fetzen um die Raa. Der Anblick der Wellen war wundervoll;

nur war es schwierig, denselben zu genießen, indem fortwährend die Wellen über das Deck brachen und solche Massen von Wasser auf dasselbe warfen, daß wir einmal nahezu einen Fuß Wasser auf dem Deck hatten, und das Schiff nur noch mit Mühe über die Wellen ritt, bis das Wasser wieder ablaufen konnte. Wie um uns für die überstandene Gefahr zu entschädigen, blieb uns der Wind, nachdem der Sturm sich gelegt hatte, fortwährend sehr günstig, und wenn er auch hie und da in eine tüchtige Bö ausartete, blies er doch in der rechten Richtung und trieb uns rasch dem sehnlich erwünschten Ziele entgegen. Ich hatte erwartet, im indischen Ozean bedeutende Hitze und einen fortwährend reinen Himmel zu treffen. Wir segelten aber unter so bedeutender Breite, daß die Witterung beständig nicht wärmer war, als etwa bei uns im April; manchmal sogar, wenn der Wind scharf aus dem antarktischen Ozean herfuhr, wurde es empfindlich kalt. Einen Monat nach unserer Abfahrt vom Kap befanden wir uns in der Höhe des Kaps Leeuwin, der Südwestspitze Australiens, und steuerten dann frisch der Baßstraße zu. Das erste Land, das wir im fünften Welttheile erblickten, war die hohe, felsige Kingsinsel am westlichen Eingang zur Baßstraße. Auch das Licht von dem Leuchtthurm am Kap Otway blickte einladend zu uns herüber und verhieß uns baldiges Ende der langen Fahrt. Zwei Tage später zeigte sich Kap Howe, das die Küsten von Neusüdwales im Norden und Viktoria im Süden von einander trennt. Von nun an blieb uns das Land, ein erfreulicher Anblick, fortwährend in Sicht. Die Küste senkt sich bald in grünen Abhängen zum Meeresspiegel hinab, bald steigt sie in senkrechten Sandsteinfelsen aus der Tiefe empor. Weiterhin öffnet sich das Land zwischen zwei Klippen; wir können im Vorbeisegeln innerhalb der Felsen einen ruhigen, breiten Wasserspiegel erblicken; es ist die berühmte und berüchtigte Botanybai. Wenige Meilen weiter nördlich, und eine zweite Einfahrt wird sichtbar.

Zwei stattliche Felsenthore, eine gute Viertelstunde von einander entfernt, bilden den Eingang zu einem der besten Hafen der Welt, dem Port Jackson.

Während wir uns gegenseitig über die endliche Erreichung unsers Ziels beglückwünschen, nähert sich uns das Lootsenboot; ein Mann springt an Bord unsrer Barke, ergreift das Kommando und führt uns zwischen den Felsenthoren durch in die ruhigen Gewässer des Hafens.

Nach einer Fahrt von 126 Tagen, einer Fahrt voller Entbehrungen und Strapazen, konnten wir uns endlich der ungestörten Freude hingeben, das Ziel, an welchem für Jeden von uns ein neues Leben sich aufthat, erreicht zu sehen. Mit unbeschreiblicher Befriedigung ruhte der Blick auf dem Lande, das uns zur neuen Heimat werden sollte, und überflog die Reize der Szenerie, die sich vor ihm entfaltete.

Kaum liegt der Eingang zum Hafen hinter uns, so verschwindet das offne Meer, vermöge einer Biegung des Fahrwassers nach Süden, und wie mit einem Zauberschlage fahren wir, statt auf wildbewegtem Ozeane, auf einem friedlichen, gefahrlosen Binnensee. Die Ufer rechts und links bilden ungemein anmuthige Landschaften, anmuthig nicht bloß für das gierige Auge des Seefahrers, sondern auch für das prüfende Auge Desjenigen, der die Gegend täglich zu beobachten Gelegenheit hat. Bald springt kühn ein Felsen als Miniaturvorgebirge zwischen zwei kleinen Buchten vor, bald zieht sich ein Arm des Hafens flußartig tief in's Land und verbirgt sich im Düster des Waldes, bald senken sich bewachsene Abhänge zu sandigen Buchten herunter, vor welchen, in kurzer Entfernung vom Strande, Klippenreihen zum Meeresspiegel emporragen. Aber im Ganzen wird der Ankömmling, trotz aller Schönheit des ihm dargebotenen Gemäldes, gewissermaßen doch getäuscht. Im Bewußtsein, auf der seiner Heimat entgegengesetzten Erdhälfte

angelangt zu sein, erwartet er überall Fremdartiges, noch nie Gesehenes zu erblicken; aber was bei seiner Ankunft im fünften Welttheil vor sein Auge tritt, erinnert ihn höchstens an hübschere Küstenlandschaften in Mittel- oder Südeuropa. Von im Winde schwankenden Palmen, mit Hütten friedlicher Schwarzer darunter, von wilden Thieren und Allem dem, was er sich als zu einer tropischen oder subtropischen Landschaft nöthig dachte, findet sich Nichts vor. Statt der Palmen liegt vor uns ein düsterer Laubwald, der freilich ein etwas fremdartiges Gepräge trägt; statt der romantischen Hütten der Schwarzen prangen am Ufer oder zerstreut zwischen den Lichtungen des Waldes geschmackvolle Landhäuser, und statt ärmlicher, mit Eingebornen angefüllter Rindenkanoes umschwärmen uns eine Menge Boote, wie wir sie in jedem europäischen Hafen zur Genüge treffen. Während wir uns noch wundern, so wenig unsern Erwartungen Entsprechendes zu finden, segeln wir durch eine Meerenge — und vor uns liegt ausgebreitet die Hauptstadt Sydney. Der Anblick ist überraschend schön, aber doch wieder enttäuschend. Da stehen die langen Reihen weißer Häuser, von welchen man jedes nach einer europäischen Stadt versetzen dürfte, ohne daß seine Nachbarn daselbst es als ausländisch erkennen würden; zwischen ihnen ragen schlanke Kirchthürme und hohe Fabrikkamine in die reine Luft empor.

So erscheint dem Ankömmling Port Jackson und Sydney; betrachten wir freilich das Ganze mit mehr Muße, so finden wir manche Züge aus Natur und Volksleben, welche dem Lande eigen sind. Doch die Anker sind gefallen; also frisch den ersten Schritt auf australischen Boden gewagt. Ich habe schon mehrfach gelesen, daß das Gehen auf dem festen Boden nach langer Fahrt schwierig sei, und daß man dabei wie betrunken sich geberde. Weder meine Kameraden noch ich theilten indeß diese Erfahrung; denn wir marschirten, ohne irgend welche Schwierigkeiten in der Bewegung zu

finden, schnurgerade dem ersten Wirthshause zu. Wie behagte da frisches Brod und Fleisch, nachdem man sich Monate lang Zähne und Magen an verdorbenem Salzfleisch und Zwieback, das schon die Reise um die Welt etliche Mal gemacht, verdorben hatte! Auch ein Glas Wein schmeckte angenehmer, als das übelriechende Trinkwasser auf dem Schiffe. Kurz, wir fühlten uns am ersten Abend nach unsrer glücklichen Landung bedeutend behaglich in Australien.

Zweites Kapitel.

Erste Exkursion in den „Busch“.

Pläne. Abreise von Sydney. Der „Busch“. Der Gummibaum. Paramatta. Straßen durch den Busch. Gastfreundschaft. Banksien. Eine Eingeborne. Buschhotels. Penrith und Camden.

Die ersten Tage und Wochen verflossen wunderbar schnell; man hatte so viel zu sehen und zu hören! Bald wurde die Stadt besichtigt; bald unternahm man Spaziergänge nach den meist reizend gelegenen Vorstädten; auch wagte man sich, obschon noch mit Vorsicht, in den nahen Busch, um dort die Wunder des australischen Urwaldes kennen zu lernen.

Meine Reisegefährten, die vier Monate lang Leid und Freud (von letzterm Artikel nur eine spärliche Portion) mit mir getheilt hatten, waren indessen nach allen Richtungen auseinander gestoben. Die Meisten derselben waren Akkordanten, d. h. sie hatten sich das Reisegeld vorstrecken lassen und mußten nun dasselbe im Dienst irgend eines Herrn, den man ihnen bestimmte, innert zwei Jahren abbezahlen. Darum betraten Manche, für die sich bereits Herren gefunden, Sydney nicht, sondern wurden alsbald, und

zwar meistens nach dem Norden, weiter befördert. Die freien Passagiere, welche keine Verwandten oder Bekannten hier hatten, suchten irgend ein Goldfeld auf, um sich dort irdische Schätze zu sammeln. Ich wäre gar zu gerne vor der Hand in Sydney geblieben; denn ich fand hier im botanischen Garten und im australischen Museum die Mittel, die Naturprodukte des Landes kennen zu lernen, und konnte so Vorstudien machen, bevor ich mich in das Innere des Landes wagte. Ich las daher fleißig jeden Morgen den „Sydney Morning Herald“, das bedeutendste tägliche Blatt der Stadt, um in dessen Inseraten eine Stelle zu entdecken, die mir zusagen würde. Es fanden sich bald einige solche, für die ich als Kandidat auftrat; allein ich machte bei allen die Entdeckung, daß meine Kenntniß der englischen Sprache noch nicht weit genug gediehen sei, um mir zu erlauben, sie auszufüllen. Nach Verlauf einiger Wochen gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß die Stadt Sydney zu ihrer weitern gedeihlichen Entwicklung meiner Kräfte noch nicht bedürfe, und beschloß daher, diese anderswo zu verwerthen. Ich war freilich nicht im Klaren, wo dieses zum größten Vortheile für meine neue Heimat und zugleich für meine eigene Person geschehen könne. An guten Räthen fehlte es mir in dieser Beziehung zwar nicht. Die Einen empfahlen mir dringend, dieses oder jenes Goldfeld mit meiner Gegenwart zu beehren, indem es durchaus in das Reich der Unmöglichkeit gehöre, daß ich dort nicht in Bälde mein Glück machen solle. Wenn ich aber bescheiden die Frage wagte, warum die betreffenden Herren nicht selbst das unfehlbare Glück in den Minen versuchen wollten, so erhielt ich nur unbefriedigende Antworten. Andere wieder riethen mir freundschaftlichst an, meine Schritte über die Blauen Berge nach dem Westen zu richten. Dort, in der Gegend von Bathurst oder am Bellflusse wohnen viele wohlhabende Ansiedler, bei denen ich leicht eine ehrenvolle Anstellung als Hauslehrer, Schafhirte oder Ochsen-

treiber finden könne. Diese letztere tröstliche Aussicht beendete meine Unentschlossenheit, und ich brach alsbald nach Bathurst oder dem Bellflusse auf, obschon ich nur sehr unbestimmte Begriffe von der Existenz dieser Lokalitäten hatte, und die Karte von Neusüdwales, welche mir Jemand als die beste existirende aufgeschwatzt hatte, Nichts von solchen Namen wußte. Soviel indeß erfuhr ich, daß ich die Eisenbahn bis zur Stadt Paramatta benutzen könne und dort die große Weststraße nach den Blauen Bergen einzuschlagen habe.

Also fort ging's nach dem Bahnhof, einem großen, einer Scheuer ähnlichen Gebäude, das sich durch Nichts, als durch seine Häßlichkeit auszeichnet. Ich habe mich schon oft gewundert, daß Sydney, das sonst so palastartige öffentliche Gebäude besitzt, den armseligsten Bahnhof im ganzen Lande hat. Der Wagen dritter Klasse, in welchem ich fuhr, war auf den beiden Längsseiten offen, bei schönem, warmem Wetter jedenfalls eine angenehme Einrichtung. Man fährt zuerst bei einer Masse meistens ärmlicher Häuser vorbei, wie sie überall um die Grenzen einer größern Stadt zu finden sind.

Nach wenigen Minuten ist Newtown (Neustadt) erreicht, früher eine Stadt für sich, jetzt eine Vorstadt von Sydney. Dann werden die Häuser seltner; hie und da blickt noch eine kleine Farm zwischen den Bäumen durch; aber doch befindet man sich bereits im „Busch". Unter diesem Namen versteht der Kolonist keineswegs einen mit Gesträuch bewachsenen Landstrich, sondern den hochstämmigen Urwald. Freilich der im Innern des Landes wohnende Viehzüchter gibt den Ehrentitel Busch nur dem Walde, der noch keine Zeichen menschlichen Fleißes, wie Hütten, Einzäunungen u. s. w. aufzuweisen hat; der Bewohner von Sydney hingegen nennt jeden Wald Busch, wenn dieser auch bis vor seine Thüre reicht.

Wie im Allgemeinen in ganz Australien, so bildet auch in der

Umgegend von Sydney eine einzige Gattung von Bäumen, der Gummibaum (Eucalyptus) die Hauptmasse des Urwaldes, und da dieses Gewächs eine sehr große Rolle im fünften Welttheile spielt, muß ich in kurzen Zügen eine allgemeine Beschreibung desselben geben. Die Gummibäume gehören zu den mächtigsten Waldriesen; Bäume von 150 Fuß Höhe bei 30 Fuß Umfang sind nicht eben selten. Sie verästeln sich, troß ihrer Größe, weniger, als unsere europäischen Laubhölzer, und wo auch die Aeste einzelne blättertragende Zweige aussenden, stehen diese letztern in kleinen Gruppen beisammen und bilden keineswegs ein zusammenhängendes Laubdach. Wer daher von unten nach der über ihm schwebenden Baumkrone hinaufschaut, sieht über sich einen größern Raum von Himmel, als von Blättern. Es spenden daher diese Gummibäume nur wenig Schatten, und ich fand es später häufig schwierig, ein schattiges Plätzchen zu finden, obschon ich mich mitten im Walde befand. Dazu kömmt noch, daß die Blätter vermöge einer Verdrehung des Blattstieles nicht ihre Oberseite dem Himmel, die untere Fläche also der Erde zukehren, sondern den scharfen Blattrand aufwärts wenden. Die Blätter können mit denen des Loorbeers oder Oleanders verglichen werden. Sie sind immergrün, lederartig, oft fast holzig, riechen zerrieben bei manchen Arten sehr aromatisch und haben eine sonderbare, graugrüne, oft entschieden bläulichgrüne Färbung. Schön ist der Gummibaum, wenn er mit seinen dichten Büscheln von weißen, myrtenähnlichen Blüthen bedeckt ist. Nur schade, daß die Bäume eines Waldes nicht zu gleicher Zeit blühen. Jede Art von Gummibaum, und es gibt deren über hundert, hat ihre eigene Blüthezeit; sonst müßte ein ganzer Wald, wenn mit Blüthen geziert, wirklich einen auffallend schönen Anblick gewähren. Der interessanteste Theil des Baumes ist die Rinde; sie ist von außerordentlich verschiedener Konsistenz und Farbe, bald dünn, glatt und weiß, bald tiefroth,

faserig oder voller Furchen und Risse, bald massiv, bis zolldick, und dann anstatt Brettern zu gebrauchen. Der Baum wirft die Rinde alljährlich ab, und zwar um Sydney im März und April. Dies geschieht häufig in dünnen, einzelnen Platten, sodaß dann der Stamm getigert aussieht, indem die noch stehenden alten Rindenstücke als dunkle Flecken von dem weißen Stamme abstehen. Bei andern Arten löst sich die Rinde in ungeheuren zusammenhängenden Stücken; so sah ich einen Stamm, von dessen oberm Theil ein wohl 40 Fuß langes und 1 Fuß breites Rindenband herunterhing, das bei jedem stärkern Windstoß umherschwankte. Im Allgemeinen macht der Gummiwald keinen günstigen Eindruck auf den Beschauer. Das fahle Grün der Blätter verleiht dem ganzen Wald ein düsteres, fast melancholisches Gepräge. Die Unmasse wenig oder gar nicht belaubter Aeste, die ihre nackten Arme in die Luft erheben, trägt auch wenig zur Schönheit des Ganzen bei. Nachts gewähren zur Herbstzeit die der Rinde beraubten Stämme einen gar sonderbaren, ich möchte fast sagen, geisterhaften Anblick, der noch erhöht wird, wenn hie und da ein langer Rindenstreifen im Winde klappert. — Doch verlassen wir den Gummiwald; wir werden noch häufig genug von ihm und seinen Bewohnern zu sprechen haben.

Wir sind in Paramatta angelangt, von wo ich zu Fuß meinem ungewissen Ziel entgegenzuwandern gedachte. Paramatta ist für Australien eine ziemlich bedeutende Stadt, wenn sie schon in Europa kaum diesen Namen verdienen dürfte. Obschon in großartigem Maßstabe angelegt und mit mehreren stattlichen öffentlichen Gebäuden geziert, will der Ort, vielleicht wegen der allzugroßen Nähe von Sydney, nicht recht aufkommen. In den Straßen wächst ungehindert Gras, und manche Nebenstraßen weisen kein Zeichen von Existenz auf, außer der Tafel, die den Namen der Straße bezeichnet. Man überschreitet auf einer schönen Steinbrücke den

Paramattafluß, der sich etwa 5 Stunden weiter unten in den Port Jackson ergießt, und befindet sich bald darauf wieder in dem unvermeidlichen Gummiwald. Obschon ich noch in einem der best-bevölkerten Theile des Landes wanderte, wurde ich doch nach den ersten paar Stunden Weges gewahr, daß eine Fußtour durch den Busch ein einsames und im Ganzen undankbares Geschäft ist. Wenn nicht eine kleine Ansiedlung von Bretter- oder Rindenhütten die Einförmigkeit unterbricht, so hat das Auge auf Nichts zu ruhen, als auf den riesigen Bäumen. Von Aussicht ist durchwegs kaum die Rede; ich fand freilich auf spätern Touren hie und da Punkte, die aussichtsreich genannt werden dürfen; aber eine wirklich lohnende Fernsicht gehört zu den seltensten Genüssen in Australien. Nur hie und da begegnet man einem andern Wanderer, der sich als Goldgräber, Hausirer oder als ein nach Arbeit ausgehendes Individuum herausstellt. Manchmal auch kömmt ein Wagen heran-gezogen, eine schwerfällige, zweirädrige, von 8 bis 10 Ochsen fortgeschleppte Maschine, die entweder aus dem Innern, mit Schaf-wolle beladen, nach der Stadt zieht, oder, von dieser zurückkehrend, Lebensmittel und Geräthschaften aller Art nach der fernen An-siedlung bringt. Der Treiber des Gespanns schreitet, mit einer gewaltigen Peitsche bewaffnet, und fortwährend mit Schreien und Schimpfen die Ochsen antreibend, zu Fuß nebenher, während der Aufseher auf hübschem Roß, das kurze Pfeifchen schmauchend, einherreitet. Die Straße selbst bietet interessanten Stoff zu Beob-achtungen dar. In den besser bewohnten Distrikten ist sie auf beiden Seiten mit starken Fenzen (Zäunen) eingefaßt, um der Wanderlust des in den Wäldern und auf den Lichtungen weidenden Vieh's Einhalt zu thun, und zugleich, um den Transport der Heerden auf der Straße zu erleichtern. Der so eingefriedigte Raum ist nicht selten 3—400 und noch mehr Fuß breit und beweist hinlänglich, wie wenig Werth beim Abstecken der Straße auf das

Land gelegt wurde. Die Straße wird in vielen Fällen in ihrem primitiven Zustande gelassen. Die Bäume blühen mitten im Wege, als ob sie im Urwalde ständen; man fährt eben zwischen ihnen durch, wo dies am besten thunlich ist; so bildet sich mit der Zeit durch die schweren Karren eine Art Fahrbahn (track). Wird diese durch irgend einen Umstand, z. B. durch das Umstürzen eines Baumes, unterbrochen, so wird innerhalb der Fenzen eine neue Bahn eingeschlagen. In weniger bewohnten Gegenden, wo die Landstraße nicht eingefriedigt ist, bilden sich oft 10 bis 15 verschiedene Fahrgeleise, sodaß die ganze Straße die Breite von vielleicht einer Viertelstunde erhält. Von diesen Fahrgeleisen führt hie und da das eine oder andere abseits zu einer einsamen Farm oder Schafstation, und so kam es mehrmals, daß ich, während ich mich auf der Landstraße wähnte, plötzlich vor einer kleinen Farm anlangte, bei welcher Weg und Steg aufhörte. Freilich machen einzelne Straßenstrecken eine rühmliche Ausnahme von der Gesammtmenge, und besonders dürfen einige Theile der großen Südstraße den besten Bauten dieser Art in Europa an die Seite gestellt werden.

Ich marschirte also immer drauf los und sehnte mich allmälig nach einem Nachtlager. Ich hatte zwar schon mehrere Häuser passirt, bei denen eine Tafel, auf einem Pfahle vor dem Gebäude angebracht, darthat, daß hier gastliches Unterkommen zu finden sei. Allein immer zögerte ich einzutreten, und zwar aus einem sehr klaren Grunde. Meine Börse hatte nämlich schon seit einiger Zeit einen ganz unerklärlichen Abscheu gegen Gold gefaßt und fing jetzt zu meiner nicht sehr angenehmen Ueberraschung an, denselben Widerwillen auch auf Silber auszudehnen. Ich fand daher für nöthig, ein Gesetz festzustellen, demgemäß die Börse, solange die Umstände sich nicht änderten, nur im äußersten Nothfall das Tageslicht sehen sollte. Ich wußte schon, daß man in Australien auch

ohne den verächtlichen Mammon reisen könne, indem hier eine Tugend blüht, die leider im alten Europa nur noch an wenigen Orten ihr spärliches Dasein fristet — ich meine die Gastfreundschaft. Statt also einem der lockenden Gasthofschilder zu folgen, trat ich durch einen breiten Garten in ein hübsches Haus und gab mich als einen Wanderer, der ein Obdach bedürfe, zu erkennen. Ich war ein Bischen gespannt, wie die Aufnahme ausfallen würde. Wie angenehm war ich überrascht, als bald ein reichliches Nachtessen nebst einem Glase vortrefflichen einheimischen Weines vor mich gestellt wurde, und man mir ein Lager in der Hütte eines Arbeiters anwies. In diesem Arbeiter fand ich einen meiner Schiffsgefährten und zwar einen Schweizer, der hier seine Kenntnisse im Weinbau verwerthen konnte.

Frischen Muthes setzte ich meine Wanderung den nächsten Morgen fort. Die günstige Aufnahme in dem australischen Hause machte mich so übermüthig, daß ich mein erst gestern aufgestelltes Gesetz brach und in einem Wirthshaus ein Glas auf das Wohl der Gastfreundschaft leerte. Auch war der Tagmarsch heute viel bequemer, als gestern. Ich hatte das Gepäck, das ich unterwegs nöthig zu haben glaubte, in einen Nachtsack gesteckt. Dieses Möbel hatte mich aber jämmerlich belästigt; trug ich es an der Hand, so bummelte es immer um meine Beine, und hatte ich es an einem Stocke über die Schultern geworfen, so klopfte es mir bei jedem Schritte vertraulich auf den Rücken, als wollte es seine unwandelbare Freundschaft für mich dadurch ausdrücken. Nun hatte mein wackerer Freund, bei dem ich die Nacht zugebracht, mir den Nachtsack gegen einen Habersack, einen ächten Ordonnanz-Tornister der schweizerischen Armee, vertauscht. Fröhlich warf ich ihn auf den Rücken; das war ein anderes Marschiren, als mit dem Nachtsack. Ein mit einem Tornister wanderndes Individuum ist aber, wie es scheint, in Australien noch nie vorgekommen; wenigstens bezeugten

sämmtliche Personen, die ich antraf, ihr Erstaunen über den armen Tornister und erschöpften sich in Vermuthungen über den Inhalt desselben und den Charakter seines Besitzers. Meist wurde vermuthet, der Tornister enthalte verkäufliche Waaren, und ich sei Einer der vielen Hausirer, die das Land durchwandern. Um diese würdige Meinung zu rechtfertigen, verkaufte ich ein Federmesser, eine Tabakspfeife und ein Taschentuch, und zwar zu sehr befriedigenden Preisen.

Die Gegend war bedeutend anziehender, als die, durch welche ich gestern gekommen war. Ich erreichte bald Windsor, ein ziemlich bedeutendes Städtchen; eine hübsche Holzbrücke führt hier über den South-Creek, einen Nebenfluß des Hawkesbury. Einige Stunden später befand ich mich in Richmond, einer weitläufigen, hier natürlich Stadt genannten Ortschaft. Der Hawkesbury windet sich hier ruhig und tief nach Norden, um dann nach Osten umzubiegen und sich in die Brockenbai zu ergießen. Jenseits des Flusses liegt eine kleine Ebene, die im Westen von dem langen Walle der Blauen Berge begrenzt wird. Diese Gebirgskette zeigt sich, von Richmond aus gesehen, als ein unabsehbarer, einförmiger Rücken ohne aufgesetzte Gipfel und bis zur Spitze bewaldet. Der Anblick erinnert an die Jurakette an gewissen Stellen; nur fehlen hier die steilen Felswände, die den höchsten Theil der Jurazüge häufig zieren.

Von Windsor wandte ich mich nach Süden und schlug einen Pfad ein, der längs des Hawkesbury nach der Stadt Penrith führt. Ich betrat einen guten Waldweg, der sich angenehmer zum Gehen erwies, als die staubige Landstraße. Rechts hatte ich häufig Aussicht auf die Kette der Blauen Berge; links streckte sich meilenlang Wald und Gebüsch hin. Der Wald bestand wieder aus Gummibäumen; aber das Gebüsch wurde von verschiedenartigen Sträuchern gebildet, unter welchen mir besonders eine Banksie (Banksia serrata)

auffiel. Die Banksien, so genannt nach dem rühmlichst bekannten Sir J. Banks, dem gelehrten Begleiter Cooks, sind theils mehr oder minder hohe Gebüsche, theils Bäume mit knorrigen Aesten. Sie fallen dem Wanderer alsbald auf durch die mächtigen Blüthenähren von gelber oder rother Farbe, welche sich zu großen Fruchtzapfen entwickeln. Die Banksien sind in mehrern Arten sehr häufig über das Land verbreitet und gehören zu den auffallendsten und stattlichsten Mitgliedern der australischen Flora. Während ich die verschiedenen, mir so neuen und interessanten Pflanzenformen musterte und bedauerte, nicht botanisiren zu können, bemerkte ich durch die Bäume hin eine menschliche Gestalt, die rasch auf mich zuschritt. Es war eine Eingeborne, die Erste, die ich zu Gesicht bekam, und daher wurde sie mit gebührender Neugierde von mir gemustert. Sie war eine hohe, grobknochige Figur; ihr schwarzes Gesicht mit der breiten Nase und dem weiten Munde hatte einen gutmüthigen Ausdruck, war aber sehr häßlich, besonders da noch das eine Auge fehlte, und die Frau nichts gethan hatte, um dem Beobachter den abschreckenden Anblick der leeren Augenhöhle zu ersparen. Ihr Anzug bestand aus einem langen Rocke, über welchen eine Männerjacke getragen wurde; auf dem Kopf prangte ein Strohhut mit einigen Fetzen von Seidenbändern, welcher offenbar früher auch bessere Tage gesehen hatte. Die Schwarze schritt also rasch auf mich zu, nahm eine Pfeife, die bedeutende Spuren des Gebrauchs an sich trug, aus der Tasche, und bat mich um etwas Tabak. Wie ich ihr willfahrt hatte, und das Pfeifchen brannte, wurde sie sehr redselig, und wir waren bald in einem Gespräch begriffen, das freilich nicht im reinsten Englisch geführt wurde. Die Frau anerbot sich, mir einen nahen Weg zu einem Wirthshaus zu weisen, und, da es schon spät war, folgte ich ihr gerne. Unterwegs machte sie mir mit vielem Selbstgefühl begreiflich, sie habe sich photographiren lassen. „Das muß ein schönes Bild abgegeben

haben," sagte ich ihr; sie verstand indessen das Kompliment nicht. Bald kamen wir zu einem stattlichen Gasthause, das einsam mitten im Busch liegt. Das Weib bat sich von mir als Führerlohn ein Gläschen Schnaps aus; die Fertigkeit, mit welcher sie den feurigen Stoff mit Einem Zuge hinunterstürzte, erregte mein gerechtes Erstaunen.

Erst als ich bei einem frugalen Abendessen am Tische saß, fiel mir ein, daß ich eigentlich sehr unklug gehandelt habe, indem ich mich in ein Hotel verfügte. Meine Unbehaglichkeit wurde noch erhöht, als man mich in ein sehr elegantes Schlafzimmer führte. Ich hatte mir sagen lassen, die Buschwirthshäuser seien in der Regel erbärmliche Hütten, in welchen in Europa kein Bettler um ein Quartier danken würde. Mein Hotel gehörte aber keineswegs in diese Klasse. Der Boden des Schlafzimmers war mit einem weichen Teppiche belegt; die Möbel bestanden aus Mahagoni; ein schneeweißes Bett mit reinen Muskitonetzen nahm eine Ecke des Zimmers ein, und an den Fenstern hingen schwere Vorhänge. Dieses Hotel wird deiner Kasse den Todesstoß geben, seufzte ich während der Besichtigung des Zimmers, ließ mir noch ein Glas Brandy und Wasser geben und bezog dann beruhigt mein Lager.

Mit dankbarem Gefühle vernahm ich am Morgen, daß die Zeche die Kräfte meiner Börse nicht übersteige, und pilgerte weiter. Die Landschaft trug denselben Charakter wie die gestrige. Ich wanderte in einer ganz ebenen Gegend fast beständig durch Wald. Nur einmal passirte ich eine Stadt, Namens Castlereagh; sie besteht aus 2 Wirthshäusern, einer Schmiede und 2 Privathäusern. Mein Weg führte mich plötzlich an ein ziemlich breites Gewässer, offenbar ein Arm oder Nebenfluß des Hawkesbury, welchen ich immer noch zu meiner Rechten in ziemlicher Entfernung hatte. Ich bemerkte, daß am jenseitigen Ufer der Weg sich fortsetzte, und watete also hindurch. Im Wasser fanden sich viele Teichmuscheln,

ganz ähnlich den europäischen, nur mit etwas festerer Schale; auch eine Menge einschaliger Muscheln zeigten sich. Die gewohnte Lust, Naturalien zu sammeln, regte sich mächtig in mir bei dem Anblick; aber wohin sollte ich die Sachen stecken? Gegen Mittag wurde Penrith erreicht; der Ort zieht sich gegen eine Viertelstunde lang längs der großen Weststraße, die hier den Hawkesbury übersetzt, um jenseits bald über die Blauen Berge zu führen. Wollte ich meinem frühern Vorsatz getreu bleiben, so mußte ich hier über den Fluß setzen. Ein freundlicher Deutscher hatte mir aber angerathen, ich solle, bevor ich die Blauen Berge überschreite, die Ortschaft Mulgoa besuchen; dort wohnen viele Deutsche, bei welchen ich vielleicht Beschäftigung finden könne. Ich befolgte diesen Rath um so bereitwilliger, als die Passage über die Berge bei der Annäherung des Winters in meinen Umständen etwas mißlich erschien. Statt also den Fluß zu überschreiten, folgte ich einer Straße, die mich nach Mulgoa führen sollte. Die Gegend wird hüglig, offner und gut angebaut. Sehr überraschte mich bei Mulgoa der Anblick eines prachtvollen, von ausgedehnten Gartenanlagen umgebenen Landsitzes, welcher, wie ich später erfuhr, einem der angesehensten Colonisten gehört. Ich sah übrigens später noch manche schöne Landgüter, welche, oft mitten im Urwalde stehend, an Eleganz mit den Villen englischer Reicher wetteifern können. In Mulgoa, einem kleinen Dorfe mit einer Kapelle, war zwar meines Bleibens nicht; doch fand ich dort einen wackern Deutschen, der mich bewirthete und mir anrieth, mein Glück in Camden zu versuchen.

Dem Rathe folgend, marschirte ich durch eine durchaus ebene Gegend, die nur höchst spärlich bewohnt ist, der erwähnten Ortschaft zu. Als ich bereits anfing bedeutenden Appetit zu verspüren, traf ich zwei Männer an, die im Wald ein Bienennest ausgenommen hatten und nun mit ihrer Beute, einem großen Korbe

voll Waben, nach Hause zurückkehrten. Sie traten mir bereitwillig einige Stücke Waben ab, welche, nebst etwas Brod, das sich in meiner Tasche vorfand, ein nicht zu verachtendes Mittagsmahl ausmachten. Später gelangte ich zu einer Gruppe großer Kaktuspflanzen, die ganz mit rothen Früchten, den sogenannten indischen Feigen, bedeckt waren. Ich versuchte sie und fand sie sehr schmackhaft; nur Schade, daß sie mit einer Menge feiner Stacheln bedeckt waren, deren Ablösen eine langweilige Arbeit war. Mehrere Arten von Fackeldisteln, besonders der Feigenkaktus (Opuntia) sind bereits in Australien häufig verwildert anzutreffen. Das Gleiche ist der Fall mit der amerikanischen Agave, deren zahllose, gelbe Blüthen auf einem 20 Fuß hohen Schafte ich mehrfach zu bewundern Gelegenheit hatte.

Es wurde Abend, bis ich Camden erreichte. Dies ist ein freundlicher Ort mit einer weithin sichtbaren, auf einem Hügel gebauten Kirche; er besteht, wie die meisten Landstädtchen, aus vielen Kaufläden und Wirthshäusern und wenigen Privatwohnungen. Der Ort liegt am Hawkesbury, der hier auf einer Holzbrücke überschritten wird, 38 Meilen (engl.) von Sydney, an der großen Straße nach Melbourne. Die Gegend ist eine der fruchtbarsten in ganz Neusüdwales, besonders der Distrikt, der unter dem Namen Kuhweiden (cowpastures) bekannt ist. Ueberhaupt liegt das Städtchen in einer nicht übeln Gegend; der Wald ist schon zu einem großen Theile ausgerottet worden, und statt seiner erblickt man wohlbestellte Felder und eine Menge Häuser, zerstreut oder in Gruppen, in welchen wohlhabende Bauern sich des Daseins freuen. Durch das Gelände windet sich in mannigfachen Krümmungen der hier nicht mehr schiffbare Hawkesbury, die einzige Geißel dieses bevorzugten Landstriches, indem er von Zeit zu Zeit höchst verheerende Ueberschwemmungen verursacht. „Hier wäre gut sein," dachte ich, konnte aber trotz mehrtägigen Umherlaufens kein Unter-

kommen finden. Ich war also bereits entschlossen, meine beabsichtigte Reise über die Blauen Berge wieder aufzunehmen, als der gastfreundliche Bauer, der mich bewirthete, mir anrieth, mein Glück bei einem reichen Gutsbesitzer in der Nähe zu versuchen. Ich that's, und siehe da, es gelang, und so nahm mein erster Ausflug in den australischen Busch ein unvermuthet rasches Ende.

Drittes Kapitel.

Stillleben.

Meine Arbeiterperiode. Versuche in der Kochkunst. Meine Wohnung. Der Bananengarten. Schildkröten und Aale. Zu Pferde. Die Beutelthiere der Gegend.

Meine Hoffnung, vor Eintritt der strengern Jahreszeit irgendwo in irgendwelcher Eigenschaft ein Unterkommen zu finden, war also glücklicherweise nicht getäuscht worden. Wenn auch die Stellung keineswegs eine solche war, um welche es sich verlohnte, eine Reise zu den Antipoden zu machen, so bot sich mir doch Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen, und überhaupt, wie man sich hier ausdrückt, „Colonial Experience", d. h. Erfahrung im kolonialen Leben, zu erlangen. Da meine Stellung hier die eines gewöhnlichen Arbeiters war, und es manchen Leser vielleicht interessiren mag, zu erfahren, wie diese Menschenklasse im fünften Welttheile lebt, will ich meine Erfahrungen während meines nahezu halbjährigen Aufenthaltes bei Camden kurz berichten.

Unter den Tausenden, die alljährlich ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen auswandern, finden begreiflicher Weise Handwerker und Ackerbauer ihr Auskommen mit den geringsten Schwierigkeiten.

Wer aber nicht in diese Klasse gehört, muß bereit sein, sich in Lagen schicken zu können, in welche er vorher niemals zu gerathen träumte. So treffen wir in Australien wie in Amerika Theologen, Gelehrte aller Art, Kaufleute, Adlige u. s. w. in den niedrigsten Stellungen, und ich fand selbst später Gelegenheit, einen frühern Geistlichen als Schafhirten und einen preußischen Offizier als Ochsentreiber zu treffen. Es sei damit keineswegs gesagt, daß Personen aus obigen Ständen sich nicht auch nach und nach zu denjenigen Stellungen aufschwingen können, die ihrer frühern Bestimmung angemessen sind. Das erste Erforderniß zu einer glücklichen Erreichung dieses Zieles ist immer eine gewisse Kenntniß von Land und Leuten und vor Allem aus möglichst genaue Bekanntschaft mit der Landessprache. Bis diese letztere vollständig bemeistert ist, soll sich Jeder zufrieden geben, wenn er ein Obdach gefunden und nicht zu darben braucht.

Es war an einem Samstage, als ich meine neue Stellung antrat, und da an diesem Tage den Arbeitern die wöchentlichen Rationen zugemessen werden, erhielt auch ich meinen Antheil. Ein australischer Arbeiter erhält nämlich nur selten seine Kost aus der Küche, sondern bezieht 10 Pfund Mehl, 10 Pfund Fleisch, 2 Pfund Zucker und 1/4 Pfund Thee, mit welchen Mundvorräthen er eine Woche zu leben hat. Dieses Quantum erschien mir mehr als genügend; allein ich bedachte nicht, daß jetzt alle und jegliche Zuspeisen, wie Gemüse, Eier, Milch u. s. w. zu den Unmöglichkeiten gehörten. Nachdem ich mir mit Hülfe einiger Packleinwand die nöthigen Säcke angefertigt, faßte ich meine Ration im Vorrathshause ab und schleppte sie in meine Behausung, wo ich sie mit stummem Entzücken bewunderte. Leider aber befand sich die edle Kochkunst nicht gerade oben an in der Reihe meiner Kenntnisse, sodaß ich alsbald in jämmerliche Verlegenheit gerieth, was mit meinen genießbaren Schätzen anzufangen sei. Mit dem Fleisch war

noch auszukommen; das warf man eben in einen eisernen Topf, hing diesen in's Kamin und machte ein tüchtiges Feuer darunter an. Oder, wollte man sich ein Festessen bereiten, so schmorrte man ein paar Schnittchen in einer Pfanne und erhielt so delikate Beefsteaks. An der Aufgabe aber, ohne weitere Zuthaten aus Mehl und Wasser Brod zu bereiten, scheiterten alle meine Versuche. Ich hatte wohl schon gehört, daß man hier zu Lande einen Teig anmacht, denselben in heiße Asche legt und dieses Gebäck, das den Namen damper trägt, mit Verachtung alles Epikurismus verzehrt. Ich versuchte dasselbe zu thun, verfehlte aber mit Aufopferung eines nicht unbedeutenden Theils meines Mehlvorrathes, ein irgendwie genießbares Produkt zu Stande zu bringen. Während meiner angestrengten Arbeit mit Mehl und Wasser hatte ich kaum bemerkt, daß ein breitschultriger, pechschwarzer Neger mir mit grinsender Verachtung zuschaute. Dieser erbarmte sich endlich meiner, lehrte mich, aus Hopfen eine Art Hefe zu brauen und diese mit dem Teig zu vermischen, und so erhielt ich nach und nach ein so luftiges und schmackhaftes Brod, daß ich bereits mit dem Gedanken umging, mich irgendwo als Bäcker zu etabliren. Kurz, ich bemeisterte endlich die Bereitung meiner Ration, vertiefte mich sogar verwogen in die entferntesten Regionen kulinarischer Kunst und lernte schließlich mit meiner Arbeiterkost höchst angenehm zu leben. Wenn sogar sich hie und da ein Töpfchen Milch auf meinen Tisch verirrte, oder eine Henne die Gewogenheit hatte, etliche Eier in einen Busch zu legen, und ich diese beim Botanisiren entdeckte, so hielt ich Mahlzeiten, um welche mich ein Lukullus hätte beneiden können.

Mein Logis war ebenfalls nicht zu verachten und wurde durch meine Sorgfalt nachgerade recht wohnlich. Eine große Scheune enthielt zu ebener Erde ein Zimmer, welches der erwähnte Neger bewohnte; über demselben fand sich meine Behausung. Glasfenster besaß mein Zimmer zwar nicht; hingegen bedeckte ein höl-

zerner Laden die vorhandene Fensteröffnung in hinreichendem Maße, um Wind und Regen abzuhalten. An Mobilien fand sich kein großer Ueberfluß vor; ein dreibeiniger Stuhl ohne Sitz, ein Tischchen und die Bettstelle bildeten die Ausstattung meines Appartements. Besonders das zuletzt erwähnte Möbel war von lobenswerther Einfachheit. Ueber zwei in gehöriger Entfernung aufgestellte Holzböcke waren einige derbe Rindenstücke*) gelegt; auf diesen lag ein alter Strohsack, welcher mit einigen wollenen Decken das gesammte Bett bildete. Nachdem ich meine Möbel reparirt und die Wände des Zimmers mit mehreren Photographien und Holzschnitten ausgeschmückt hatte, sah das Ganze ausnehmend wohnlich aus. Ich besaß überhaupt in Betreff meiner Wohnung einen Vorzug vor der Mehrzahl meiner Standesgenossen. Die Wohnhäuser der arbeitenden Klasse und der ärmern Farmer sind einstöckige Hütten, die aus Brettern zusammengenagelt und mit Rindenstreifen oder Strohbündeln bedeckt sind. Meistens bildet die festgestampfte Erde den Fußboden, und in einer Ecke erhebt sich ein mächtiges, aus Backsteinen gebautes Kamin. Ganz anders ist freilich das Aussehen der Herrenhäuser, welche an äußerer Eleganz und bequemer innerer Einrichtung den Landhäusern in Europa an die Seite gestellt werden dürfen.

Meine Arbeit in meinem neuen Wirkungskreise bestand darin, daß ich einen großen Garten, der das Herrenhaus umschloß, in Ordnung halten sollte. Ich griff also rüstig an, reinigte die Wege von dem reichlich vorhandenen Unkraute, jätete auch die Beete und band Sträucher und Blumen auf. Bei dieser Arbeit gerieth ich indeß wieder bald in ein arges Dilemma. Mehrere niedliche

*) Die in langen Streifen abgespaltene Rinde mehrerer Arten von Gummibäumen dient statt der Bretter zu verschiedenen Zwecken und ist auch die gewöhnliche Bedeckung ärmerer Wohnungen.

Pflänzchen mit weißen und violetten Blüthen wurden sorgfältig von mir gepflegt und an Stäben aufgebunden. Als nun eines Abends mein Prinzipal mich an dieser Arbeit überraschte, lachte er herzlich über die betreffenden Pflänzchen, riß dieselben mit Stumpf und Stiel aus und bemerkte, daß dies ganz gewöhnliche Unkräuter seien, welche ich sammt und sonders auszurotten habe. Dagegen werden hier gewöhnliche europäische Pflänzchen als Zierden der Gärten mit der größten Sorgfalt gezogen.

Auf einem Hügel, eine kleine Meile von der Niederlassung, besaß mein Prinzipal einen großen Garten, welchem ich bald meine Hauptaufmerksamkeit schenkte. Das glückliche Klima von Neusüdwales erlaubt, nicht bloß Pflanzen der gemäßigten und subtropischen Zone, sondern auch manche ächt tropische Gewächse anzubauen. Einen großen Theil der erwähnten Anlage nahmen stattliche Bananen ein, die reichlich mit den wohlschmeckenden, in großen Büscheln hängenden Früchten geziert waren. Mitten in einer Gruppe dieser herrlichen Pflanzen konstruirte ich mir ein Ruheplätzchen und verträumte hier, während die langen Blätter auf mich herunterwinkten, manche Stunde mit dem Bau verschiedener Pläne für die Zukunft. Außer den Bananen fand sich eine hübsche Anzahl von Orangen- und Citronenbäumen vor, die in allen Theilen des Landes üppig gedeihen. Eine kleine Pflanzengruppe fiel mir am meisten auf. In einer Ecke des Gartens, unweit der aus stachlichten Fackeldisteln gebildeten Einzäunung, erhob eine schlanke Palme ihr gefiedertes Haupt, und in deren spärlichem Schatten stand ein gemüthlicher deutscher Haselnußstrauch. Was die Beiden einander zuflüsterten, der Eine von den Ufern des Rheins und die Andere von irgendeinem tropischen Inselgestade, verstand ich freilich nicht; sie aber vertrugen sich gut zusammen, und der Haselnußstrauch lieferte wacker Früchte, was die zu geringe Temperatur der Palme nicht zu thun gestattete.

Wie gesagt, der Garten wurde mein Lieblingsaufenthalt, und ich widmete ihm, so gut ich es verstand, alle mögliche Sorgfalt. Vor Allem war nöthig, das üppig wuchernde Unkraut zu entfernen. Besonders lästig ist hier die überall verbreitete Quecke (Cynodon Dactylon), die allenthalben den Boden in dichten Rasen überzieht und ihre langen weißen Wurzeln tief in die Erde schlägt. Der Kampf mit diesem zähen Unkraute war lang und hart; indessen siegte meine Ausdauer, und nach einigen Wochen hatte der Garten ein viel freundlicheres Aussehen erhalten.

Ich hatte in meinem neuen Wirkungskreise nicht allein Gelegenheit, die Gärtnerei zu erlernen; noch zu mancher andern Arbeit mußte ich Hand bieten und that dies in der Regel auch willig genug, indem mir dadurch etwelche Abwechslung in das sonst so monotone Arbeiterleben gebracht wurde. So arbeitete ich eine Zeit lang an dem Bau einer Straße, die durch heftige Regengüsse arg verwüstet worden war, und deren Unterhalt meinem Prinzipal oblag. Ich fand zu meinem Vergnügen beim Abgraben eines Erdhügels ein Nest von sieben jungen Schildkröten. Sie waren kaum zolllang und ihre Panzer noch ganz weich, während sie ausgewachsen die Länge von 8 bis 9 Zoll erreichen. Ich wollte mir die kleinen Geschöpfe aufziehen; allein eines Morgens fand ich zu meinem nicht geringen Aerger, daß Mäuse, von denen meine Wohnung wimmelte, in die Behausung der Schildkröten gedrungen waren und diese letztern sämmtlich getödtet hatten. Später hatte ich Gelegenheit genug, Schildkröten zu beobachten. Die gewöhnlichste Art, mit schwarzbraunem, körnigem Panzer, findet sich in allen Wasserlöchern und Bächen sehr häufig. Es begegnete mir mehrfach, daß, wenn ich Abends eine Angelschnur in einen Bach legte, in der Hoffnung, am Morgen einen fetten Aal zu erbeuten, eine Schildkröte an der Angel zappelte. Wiederholt versuchte ich, mir ein Mahl aus diesen Thieren zu bereiten; allein weder das

Fleisch, noch die sonst so berühmte Schildkrötensuppe verstand ich so zu bereiten, daß das Gericht genießbar wurde.

Eines Morgens fragte mich mein Prinzipal, ob ich auch reiten könne. Ich erinnerte mich, in meiner Jugend etliche Male auf einem uralten, lammfrommen Rosse gesessen zu haben, und meinte daher, ich möchte es wohl versuchen. Ich begab mich also in den Stall, wo mehrere Pferde standen, und wo mein Herr mir befahl, ein Pferd zu satteln. Das war aber leichter befohlen als gethan. Mein Prinzipal lachte sich fast zu Tode ob meinem Bemühen, das Thier gehörig mit Sattel und Reitzeug auszustatten. Endlich brachte ich es zu Wege und ritt sachte davon. Unweit unserer Niederlassung dehnt sich zu beiden Seiten der Straße eine Wiese aus, in welche das Pferd einlenkte, und, ohne sich um den Reiter auf seinem Rücken zu bekümmern, zu grasen anfing. Um nicht seinen gerechten Zorn auf mich zu laden, ließ ich es eine Zeit lang gewähren und stopfte mir inzwischen eine Pfeife. Endlich brachte ich das Pferd wieder auf die Straße, und nun ging's bequem vorwärts, bis sich der Gaul, müde des Schrittes, in ungebührlichen Galopp setzte. Rasch schmiß ich die Zügel weg und hielt mich mit beiden Händen am Sattelknopf fest. Ich wurde bald gewahr, daß das Galoppreiten keine sehr schwierige Kunst sei, und hätte, als das Thier wieder in Schritt fiel, es gerne noch einmal versucht. Allein wenn ich es behutsam mit der Gerte berührte, verfiel es nur in einen schweren Trab, der mich bei jedem Schritt aus dem Sattel zu werfen drohte, und dem ich alsbald durch mächtiges Zerren an den Zügeln ein Ende zu machen bestrebt war. Trotz des nicht sehr günstigen Erfolges meines ersten Versuches in der Reitkunst ließ ich mich nicht abschrecken, da ich wohl wußte, daß auf Reisen, die ich später vorzunehmen gedachte, ein Pferd ein unentbehrlicher Begleiter sei. Zur Erreichung meines Wunsches, im Reiten möglichst Fortschritte zu machen, war mir mein gütiger

Prinzipal sehr behülflich. Er ritt öfters mit mir aus und gab mir praktischen Unterricht, sodaß ich nach einigen Wochen es wagen durfte, mit ihm eine Reise zu Pferde über die Blauen Berge zu machen.

Bei häufig angestrengter Arbeit, die um so mehr ermüdete, als sie ungewohnt war, verfloß Woche nach Woche überraschend schnell, und jede Woche brachte den erfreulichen Ruhetag mit sich. Der Sonntag wurde natürlich bei uns ächt anglikanisch streng gehalten. Zweimal besuchte man die Kirche und am Abend versammelte mein Prinzipal seine Familie und Untergebenen zu einer Abendandacht. Ich muß gestehen, daß ich die Nachmittagspredigt häufig vernachläßigte; denn es trieb mich in die Natur hinaus, in den mir noch so geheimnißvollen australischen Urwald. Die Gegend um unsre Ansiedlung ist, wo das Land noch nicht unter Kultur steht, durchwegs mit hochstämmigem Gummiwald bedeckt, der im Allgemeinen kein Unterholz aufkommen läßt und daher an Pflanzengattungen sehr arm ist. Doch fand ich auf meinen Streifzügen bald ein äußerst liebliches Plätzchen, eine kleine Schlucht, in welcher zu meinem freudigen Erstaunen eine ganz andere Pflanzenwelt sich vor meinen Augen aufthat, als im Gummiwald. Eine Menge Bäume und Sträucher, welche sonst mehr dem Norden angehören, bedecken hier die Abhänge der Schlucht, und auf und zwischen den Felsblöcken wuchern üppig verschiedene Moose und Farrenkräuter. Natürlich wurde dieser Fleck, der kaum eine Meile von meiner Behausung liegt, das gewöhnliche Ziel meiner Ausflüge.

Hie und da auch stattete ich dem Einen oder Andern der deutschen Farmer in der Umgegend einen Besuch ab. Einen derselben traf ich eines Abends, als er eben ausgehen wollte, um sich einige Aale zu fangen. Ich begleitete ihn zu einem kleinen, fast ausgetrockneten Tümpel, dessen Boden mit ein bis zwei Fuß tiefem Schlamme bedeckt war. In diesen stieg der Farmer, wühlte mit den Händen in

der weichen, schwarzen Masse umher und warf mir bald darauf einen drei Fuß langen Aal zu. So fing er in weniger als einer Viertelstunde vier Stücke, welche gebraten ganz trefflich schmeckten. Die Aale sind überhaupt die häufigsten Fische in ganz Neusüdwales; jeder Bach, jedes noch so kleine Wasserloch beherbergt diese Thiere in Masse.

Natürlich wandte ich meine spärlichen Freistunden neben der Erlernung der englischen Sprache besonders dazu an, mich mit den Produkten des Landes möglichst bekannt zu machen. Besonders zogen mich in erster Linie die höchst auffallend gebauten Beutelthiere an. Da unsre Gegend ziemlich abgelegen war, und die Landleute in der Regel keine oder nur schlechte Jäger sind, so waren unsre Wälder noch ziemlich reich an Wild, d. h. an solchem Wild, wie es Australien aufzuweisen vermag. Das Känguruh ist freilich aus dem Bezirke verschwunden; hingegen mehrere andere Beutelthiere noch häufig genug. Da diese sämmtlich Nachtthiere sind, scheint der Wald während des Tages ganz ausgestorben; desto reger wird es in klaren Nächten. Oftmals, wenn ich Abends in den etwa eine Meile entfernten Krämerladen ging, um einige Einkäufe zu machen, bemerkte ich im Mondschein ein katzengroßes, graubraunes Thier mit langem Schweife, das mit erstaunlicher Behendigkeit an den kolossalen Gummistämmen auf- und abwärts lief. Es war der Fuchskusu (Phalangista vulpina), die gewöhnlichste und verbreitetste Art der Beutelthiere in Neusüdwales. Diese hübschen Geschöpfe halten sich den Tag über versteckt in hohlen Bäumen auf. Um so mehr war ich erstaunt, als eines Morgens mein Hündchen einen Fuchskusu aus einem Gebüsch aufjagte. Das Thier stellte sich tapfer zur Wehre, indem es sich auf die Hinterbeine aufrichtete und seinem Feinde die scharfen Zähne wies. Da ich es näher zu untersuchen wünschte, tödtete ich es mit einem Stockschlage. Ein Farmer brachte mir nicht lange

darauf ein anderes Beutelthier, einen Flugbeutler (Petaurus), ein allerliebstes Geschöpf von nicht ganz Eichhörnchengröße, auf dessen äußerst weichem, grauen Felle sich eine schwarze Linie längs des Rückens hinzieht. Der auffallendste Theil des Körpers ist die behaarte Haut, die sich von den Vorderfüßen zu den Hintergliedmaßen zieht, und mit deren Hülfe das Thier sich von hohen Bäumen herunterstürzen kann, ohne Schaden zu nehmen. Ich sah später einen solchen Flugbeutler, der gezähmt in einem Wohnzimmer frei herumlaufen durfte. Gegen seinen Wärter erzeigte er sich sehr zutraulich, desto mißtrauischer und bissiger aber gegen Fremde. Während die beiden erwähnten Thiere harmlos und unschädlich sind und sich nur von den lederartigen Blättern der Gummibäume nähren, gehört ein anderes Beutelthier, der Rauhschwanzbeutler (Dasyurus), zu den lästigsten Raubthieren. Die Art, welche ich in unsrer Gegend am häufigsten bemerkte (Dasyurus Mangei), ist in Körperform und Größe einem Marder ähnlich und besitzt ein rauhes, gelbbraunes Fell, das auf dem Rücken mit viereckigen, weißen Flecken geziert ist. Das Thier vertritt auch in Lebensweise in Australien die Stelle der Marder, welche hier ganz fehlen. Es schleicht sich eben so gewandt, wie jene, in Hühnerställe, um sich seine Beute zu holen, wird daher von den Farmern eifrig verfolgt und um so mehr gehaßt, da weder sein Fleisch noch sein Pelz etwelchen Nutzen gewähren. Als ich späterhin die Stelle eines Assistenten am botanischen Garten in Sydney bekleidete und dabei zugleich die Aufsicht über die großen Vogelhäuser führte, fing ich fast jede Nacht einen Rauhschweifbeutler in einer großen Falle. Zum Glück klettern diese einheimischen Katzen (so heißen sie in der Sprache der Kolonisten) schlecht oder gar nicht. Die große Familie der känguruhartigen Beutler ist um die Gegend von Camden kaum vertreten. Diese Thiere lieben entweder Gebirgswälder oder weite Steppen, Bodenformationen, welche hier fehlen.

Das nächst dem Känguruh und dem seltenen Wombat größte Beutelthier des Landes, der Koala (Phascolarctos cinereus), soll hier auch noch, obschon selten, vorkommen. Ich traf es später ziemlich häufig am Hunterflusse, nördlich von Sydney, wo mir ein Freund in kurzer Zeit vier Exemplare verschaffen konnte. Der Koala ist ein plumpes Geschöpf, das in seinem ganzen Habitus an einen Bären in verkleinertem Maßstabe erinnert, weßhalb auch die Kolonisten ihm den Namen einheimischer Bär gegeben haben. Der graue, wollige Pelz, der Mangel eines Schwanzes und die buschig behaarten Ohren zeichnen das träge und gutmüthige Geschöpf aus.

Anderweitige Bemerkungen über die Thier- und Pflanzenwelt Australiens werden sich in den folgenden Kapiteln vorfinden.

Viertes Kapitel.

Reise über die Blauen Berge.

Ritt durch den Wald. Der Hawkesbury. Chinesen. Der Lapstonehillpaß. Szenerie in den Blauen Bergen. Hassan's Wall. O'Connel-Ebenen. Der australische Birnbaum. Bathurst. Die Belllinie. Baumfarrenschlucht. Pamper. Rückkehr.

Es war beschlossen, daß ich doch noch die Blauen Berge überschreiten sollte, aber auf eine angenehmere Weise, als ich dies zu thun beabsichtigt hatte. Mein Prinzipal bemerkte mir nämlich eines Tages, er müsse seine Besitzungen jenseits der Blauen Berge besuchen, und ich habe ihn auf der Reise, die zu Pferde gemacht werden sollte, zu begleiten. Fröhlich sattelte ich an dem zur Abreise bestimmten Morgen unsre Pferde; bald befanden wir uns, in

Begleitung zweier Freunde meines Prinzipals, auf dem Wege nach dem mir schon bekannten Dorfe Mulgoa. Wir schlugen nicht die Straße, welche mich seiner Zeit nach Camden geführt hatte, sondern einen nähern Waldweg ein. Der Ritt behagte mir ausnehmend wohl, und der Busch sah, vom Rücken meines guten Pferdes aus gesehen, viel angenehmer aus, als vor einigen Wochen, da ich ihn zu Fuß durchwanderte. Nur mußte man bei den engen und oft ganz verwachsenen Waldpfaden wohl darauf achten, daß man nicht rechts und links mit den Bäumen in unsanfte Berührung kam; auch schienen die sich über den Weg erstreckenden Aeste ungewöhnliche Lust zu haben, dem Reisenden eine Wiederholung der Szene von dem ungehorsamen Sohne Davids zum Besten geben zu wollen. Indeß gelangten wir wohlbehalten nach einem dreistündigen Ritte in Mulgoa an und waren daselbst in der schon erwähnten prächtigen Villa der Herren Cox wohl aufgehoben. Früh Morgens wurde die Reise fortgesetzt. Die beiden Begleiter meines Prinzipals waren zurückgeblieben, und so ritten mein Herr und ich allein vorwärts. Penrith war bald erreicht; hier folgten wir nun der großen Weststraße, die von Sydney über die Blauen Berge nach Bathurst führt. Eine kleine Meile jenseits Penrith gelangten wir an die Fährte über den Hawkesbury. Der Fluß strömt breit und ruhig zwischen hohen Ufern von rother Erde; er ist indessen hier nur noch für kleinere Fahrzeuge schiffbar. Man war eben im Begriff, eine Brücke über den Strom zu bauen; aber ungeduldig des Joches, riß das Wasser bei hohen Fluthen die starken Pfeiler, welche der Brücke zur Stütze dienen sollten, mehrmals weg. Jetzt ist der Bau vollendet. An der Fährte war reges und lautes Treiben. Mehrere der großen zweirädrigen Karren, die fortwährend mit Waaren beladen nach der Hauptstadt fahren oder von derselben nach den Ortschaften des Innern zurückkehren, warteten, um übergesetzt zu werden. Dazu kamen gegen 150 Söhne

des himmlischen Reiches, welche, erst kürzlich in Sydney angelangt, sich auf dem Wege nach den westlichen Goldfeldern befanden. Ihre Kleidung bestand meist aus einer blauen Jacke, weiten kurzen Beinkleidern von gleicher Farbe und einem großen Strohhute, der sich oben kegelförmig zuspitzte. Jeder trug auf der Schulter ein Bambusrohr, von dessen 2 Enden Körbe, mit Habseligkeiten und Nahrungsmitteln gefüllt, herunterhingen. Jenseits des Flusses liegt eine durchaus flache, 2 Meilen breite Ebene, Emu-Plains genannt, in welcher die Ortschaft Emu steht. Die Emus (die australischen Kasuare) sind zwar längst von hier verschwunden, dafür aber weiden hier zahlreiche Heerden von Rindern und Pferden, und der Pflug geht durch das fruchtbare Alluviallland. Nur Schade, daß der dem Flusse näher gelegene Theil der Ebene bei großen Ueberschwemmungen häufig unter Wasser gesetzt wird. Gerade hinter Emu beginnt der berühmte Paß über die Blauen Berge, der zu dem größten bis anhin in Australien ausgeführten Straßenbau Veranlassung gegeben hat. Die Straße ist indessen nur bis zur Paßhöhe gut gebaut; auf dem langen Bergrücken und auf dem westlichen Abhange des Gebirges ist sie ausnehmend holprig, und an manchen Orten begnügte man sich damit, die Bäume aus dem Wege zu schaffen. Die Straße windet sich hinter Emu an dem steilen Lapstonehügel aufwärts; links erheben sich hohe Sandsteinfelsen; rechts gähnt ein tiefer, üppig bewaldeter Abgrund. Eine hübsche Steinbrücke überspannt nahe am obern Ende der Schlucht einen rauschenden Bergbach, und bald darauf betritt man ein Tafelland. Man hat die Partie schon, aber mit Unrecht, den Straßen über die Alpen an die Seite gestellt; die Szene ist zwar hübsch und anziehend, aber keineswegs großartig, sie erinnerte mich ziemlich an gewisse Partien im badischen Schwarzwalde. Die Blauen Berge bestehen hier, wie durchwegs, aus mehrern Parallelketten, die durch Querrücken verbunden sind. Auf

einen solchen Querrücken führt die Straße nach Ueberwindung des Lapstonehügels. Die Gegend ist fast unbewohnt; in weiten Distanzen liegt hie und da in einer kleinen Lichtung eine Hütte oder ein Wirthshaus. Wir ritten zuweilen etwas von der Straße ab und genossen dann einen Blick in eines der tiefen, waldigen, fast unzugänglichen Thäler zwischen den Ketten des Gebirges. Einmal sahen wir sogar gegen Osten die Küstenebene zwischen zwei Berglücken durchschimmern und glaubten in unsicherer Ferne das Meer zu erblicken. Gegen Abend stießen wir auf einen andern Trupp Chinesen, die an der Straße lagerten und mächtige Feuer zum Schutz gegen die Kälte angemacht hatten. Die Temperatur da oben war wirklich empfindlich niedrig, und es fror mich tüchtig an die Füße. Wir ritten also scharf drauf los und erreichten endlich, lange nach Sonnenuntergang, ein großes, stattliches Wirthshaus, wo wir alsbald beim lodernden Kaminfeuer unsre erstarrten Extremitäten aufthauen ließen. Die Preise in diesen Bergwirthschaften sind nicht allzubillig. So kostete Futter und Stallung für unsere 2 Pferde für eine Nacht 23 Schillinge (gegen 29 Franken). Wir hatten noch lange über den erwähnten Bergrücken, oft auf höchst elender Straße, zu reisen. Mehrmals wurden unsre Geruchsnerven durch die Ausdünstungen von todten Ochsen höchlichst beleidigt. Es ist zwar gesetzlich vorgeschrieben, daß die Ochsentreiber, wenn eines ihrer Thiere fällt, dasselbe verbrennen sollen; allein diese Mühe nimmt sich kaum Einer, sondern das den Strapazen und der schlechten Straße erlegene Vieh wird nur in's Dickicht außer Sicht geschleppt und dient dort als Futter für Vögel und Ameisen. Fortwährend erblickten wir, besonders gegen Norden, ziemlich ansehnliche Berge mit kegelförmigen Spitzen, die bis zum Gipfel bewachsen sind. Sie erreichen eine Höhe von 3500 Fuß, während die Straße sich kaum über 2500 Fuß erhebt. Auch nähert sich die Straße einige Male einem jener tiefen, stillen Thäler, welche die

Ketten des Gebirgs von einander scheiden. Erst gegen Abend gelangten wir an den Westabhang des Bergzuges, wo die Straße sich steil am Mount Viktoria in ein fruchtbares Thal hinunter senkt. Die Szenerie ist hier großartiger und anmuthiger, als am Ostabhang. Rechts unter dem Beschauer ruht tief ein grünes Thal, mit Häusern besäet und von kühn geformten Berggipfeln eingefaßt; links erheben sich steile Felsen, längs deren sich die Straße herabsenkt. Zwei dieser Felsen lassen eine breite Lücke zwischen sich, und durch den Riß schweift das Auge westwärts in ein weites Flachland, dessen grüne Wiesen eben magisch von der Abendsonne beleuchtet waren. Am Fuß des Berges bemerkte ich längs der Straße eine ungeheure Menge kleiner Baumstämme, welche von den Ochsentreibern bei der Herunterfahrt anstatt der Hemmschuhe an ihre Karren gebunden und in der Ebene als unnütz wieder weggeworfen werden. Im Thale liegt freundlich in fruchtbarem Bergkessel Klein-Hartley und unweit davon Groß-Hartley, beides aufblühende Ortschaften mit beträchtlichem Ackerbau. Da mein Pferd ein Hufeisen verloren hatte, mußte ich in dem erstern Städtchen zurückbleiben, während mein Prinzipal bei einem Freunde die Nacht zubrachte. Ich wollte den freien Abend benutzen, um einige Landsleute zu besuchen, welche hier am Bau der Weststraße beschäftigt sind. Die Schweizer werden zum Straßenbau allen andern Arbeitern vorgezogen und bekommen 8—12 Franken Taglohn. Ich traf meine Landsleute indessen nicht, da sie eben einige Meilen weiter oben arbeiteten, erfuhr aber, daß es meistens Tessiner und welsche Bündner seien. Nach englischer Sitte sollten wir die Pfingsttage nicht auf der Reise, sondern in einem Privathause zubringen und fanden auch bei einem Geistlichen gastliches Unterkommen. Da ich während dieser Zeit nichts zu thun hatte, als die Pferde zu besorgen, so machte ich mehrere Ausflüge in der sehr anziehenden Gegend und erstieg auch einen steilen Berg, dessen

Spitze aus wild zusammengeworfenen Felsblöcken bestand. Es that mir ordentlich wohl, wieder einmal Berge ersteigen zu können, nachdem ich über 6 Monate lang keine irgendwelche nennenswerthe Anhöhe betreten hatte. Zwischen den Felsen auf der Spitze wuchsen üppig viele Farrenkräuter, besonders einige Dicksonia-Arten, deren zartgefiederte Wedel das graue Gestein anmuthig zierten. Die Blauen Berge bestehen aus Sandstein; bei Hartley aber beginnen die primitiven Felsarten; Granit liegt in großen Blöcken in den Wäldern und Wiesen.

Die Straße von Groß-Hartley nach Bovenfells, der nächsten Ortschaft, zieht sich eine Strecke weit längs einer senkrechten zackigen Felswand hin, die Hassan's Walls genannt wird. Ein Felskopf trägt den Namen „Herzog von Wellington", weil Personen, welche mit der gehörigen Einbildungskraft versehen sind, in seinen Umrissen eine Aehnlichkeit mit den Zügen des berühmten eisernen Herzogs erblicken wollen. Oberhalb Bovenfells verließen wir die große Weststraße und schlugen einen schmalen Pfad ein, der uns in eine hüglige Waldgegend nördlich von der Straße führte, und fanden Abends freundliche Aufnahme und sehr reichliche Bewirthung auf einem kleinen Landsitze, welcher einsam in einem Thale liegt.

Das Wetter war trüb und regnerisch, als wir am folgenden Morgen unsere Reise fortsetzten. Den ganzen Tag ritten wir auf schlüpfrigen, oft steilen Pfaden durch ein Hügelland, das nur in weiten Abständen vereinzelte menschliche Wohnungen aufzuweisen hat. Nur ein- oder zweimal trafen wir auf eine kleine Farm, um welche der Urwald ausgerottet worden war, um einigen Getreidefeldern Platz zu machen. Wir passirten mehrere Flüsse, die zum Gebiete des Macquarie gehören; so auch den Coxfluß, der ein felsiges, einsames Thal durchströmt, und den Fischfluß. Es wurde Abend, und noch waren wir weit von unserm Ziele, der Besitzung

meines Prinzipales, entfernt. Da mein Pferd, ein hohes, starkknochiges Thier, sich noch in gutem Stande befand, während das Pony meines Herrn schon Spuren von Erschöpfung zeigte, so ritt ich voraus. Wir passirten eben eine ziemlich flache, dicht bewaldete Gegend, und ich setzte daher meinen Gaul in Galopp. Da streckte sich über den Pfad ein Ast eines alten Gummibaumes, der mir gerade hoch genug schien, um unter ihm durchkommen zu können. Der Ast aber packte mich im Genick und riß mir den Regenmantel rein in zwei Stücke entzwei. Ein ander Mal mußt dich ein Bischen tiefer bücken, sagte ich zu mir selbst, indem ich wehmüthig die Fetzen meines Gewandes betrachtete. Obschon mein Prinzipal als alter Buschmann sich sonst überall zurecht fand, verloren wir doch bei einbrechender Dunkelheit den schmalen, oft kaum erkennbaren Pfad, dem wir bis jetzt gefolgt waren, und ritten lange dem Fischfluß entlang, bis wir plötzlich Lichter schimmern sahen und uns am Ziele unserer Reise gewahrten. Wir befanden uns in der O'Connel-Ebene, einem weiten, meist offnen Landstriche, dessen Einförmigkeit nur durch einige Gruppen riesiger Gummibäume gemildert wird. Am Ufer des Fischflusses, welcher die Ebene in unregelmäßigen Windungen durchströmt, liegt die Ortschaft O'Connel-Plains, welche, wie die meisten sogenannten Städte hier zu Lande, aus einigen Kaufläden und Wirthshäusern besteht. Trotz der ziemlich ausgesprochenen Eintönigkeit der Gegend finden sich am Rande der Ebene hie und da Punkte, die fast malerisch zu nennen sind. So stieß ich auf einem Streifzuge auf ein kleines Thal, das mit hausgroßen Blöcken von Granit wie übersäet ist; ein kleiner Zufluß des Fischflusses bildet hübsche Fälle, indem er sich über die Felsblöcke herunterstürzt. An einer andern Stelle lagen an und in einem Bache viele Tausend Baumstämme, die bei großem Wasserstande von den höhern Theilen des Thales herabgeschwemmt worden waren und sich hier aufgestaucht hatten. Ich fand hier die

ersten Spuren von Gold. In einem Quarzstück entdeckte ich, freilich nur mit Hülfe der Loupe, eine ziemliche Anzahl Körner des kostbaren Metalls. Schon lebte ich der Hoffnung, ein Goldfeld entdeckt zu haben; aber nirgends wollten sich größere, als mikroskopische Theilchen Goldes zeigen. Die O'Connel-Plains sind schon mehrmals nach Gold untersucht worden; aber obschon überall Spuren sich zeigen, kommt das Metall hier nirgends in lohnenden Quantitäten vor. Da das Goldsuchen sich nicht rentirte, verlegte ich mich auf das Botanisiren, an welchem ich ungleich mehr Genuß fand. Zwar waren nur wenige Pflanzen in Blüthe zu sehen; doch boten Früchte mancher Bäume und Sträucher hinreichenden Stoff zu Beobachtungen. So wuchs in dem Gebüsch, obschon ziemlich selten, der einheimische Birnbaum (Xylomelon pyriforme); ich traf ihn später häufig genug in der Umgegend von Sydney. Der Baum erreicht selten eine Höhe von 15 Fuß, besitzt, wie die meisten australischen Bäume, eine leichte, luftige Krone und trägt Früchte in der Form einer Birne, die indessen mit dem dickern Theile am Stiel befestigt sind. Diese Birnen sind holzig, mit grauem Filze überzogen und enthalten im Innern zwei geflügelte Samen.

Etwa 13 Meilen von O'Connell-Plains liegt die Stadt Bathurst, der bedeutendste Ort der Kolonie westlich der Blauen Berge. Ich benutzte einen freien Nachmittag, um die Stadt zu besuchen. Nachdem man eine waldige Anhöhe überschritten, gelangt man auf eine unbewohnte baumlose Ebene, auf der sich sanfte, wellenförmige Bodenanschwellungen erheben. Auf dem letzten dieser Hügelrücken genießt man eine weite Aussicht, die gerade durch ihre Einförmigkeit und Ausdehnung großartig wird. Ein flaches Thal liegt vor uns, im fernen Westen durch nicht unbedeutende Bergmassen begrenzt; durch die Thalebene windet sich silbern ein ansehnlicher Fluß, der Macquarie, welcher, nach Nordwesten sich wendend, seine Gewässer dem Darling zuschickt. Unweit des Flusses

schimmern am jenseitigen Ufer die Häuser von Bathurst. Eine sanft abfallende Straße führt an das Ufer des Macquarie, an welchem das Dorf Kelso liegt. Man überschreitet den Fluß auf einer hölzernen Brücke, hat etwa $1/2$ Meile weit einen marschigen Grund, der sich bei Regen in einen bodenlosen Sumpf verwandelt, zu passiren, und gelangt dann nach Bathurst. Der Ort wird mit größerm Rechte, als die meisten australischen Ortschaften, mit dem Namen Stadt beehrt; die regelmäßigen Straßen sind mit einer hübschen Anzahl ansehnlicher Gebäude, worunter eine sehr geschmackvolle, anglikanische Kirche, geziert. Die hohe Lage der Stadt (2300 Fuß ü. M.) verschafft ihr ein angenehmes und höchst gesundes Klima, und da der Ort zugleich den Mittelpunkt eines wichtigen Agrikultur- und Golddistriktes bildet, ist er im steten Zunehmen begriffen und zählt bereits 4000 Einwohner.

Nachdem wir gegen 8 Tage in O'Connel-Plains verweilt hatten, traten wir den Rückweg nach der Küstenebene an. Wir wollten in Einem Tag Bowenfells an der großen Weststraße erreichen, brachen also vor Tagesanbruch auf, und hatten wieder dieselbe wilde Wald- und Hügelgegend zu passiren, welche wir auf der Hinreise durchritten hatten. Doch schlugen wir einen nähern Pfad ein, der uns gegen Mittag in das öde, bereits unbewohnte Thal des Solitary Kreeks (einsamen Baches) führte. Hier steht ein großes Wirthshaus mitten im Urwald. Offenbar können die Leute in diesem verlorenen Fleck Landes nur selten Kundschaft haben; daher waren sie eifrigst bemüht, ihre trinkbare Waare selbst zu vertilgen, und Wirth, Wirthin, Knecht und Magd waren in Folge ihrer Bemühungen bedenklich betrunken. Das Mittagsmahl, das wir hier einnahmen, wäre trotz dessen ziemlich genießbar gewesen, wenn Teller und Schüsseln nicht allzu wasserscheu ausgesehen hätten.

Nach Ueberschreitung eines kleinen Bergzuges gelangten wir

wieder in ein Thal, in welchem wir als einzige Bewohner eine Familie Eingeborner trafen. Der Mann, eben beschäftigt, aus den langen Schäften des Grasbaumes (Xanthorrhoea) Jagdspeere zu machen, sprach ziemlich geläufig englisch und klagte uns, wie hart er es finde, seinen Lebensunterhalt zu erwerben, da das Wild von Tag zu Tag seltner werde. Inzwischen war auch die Frau aus der elenden Rindenhütte, welche der Familie zur Wohnung diente, hervorgekrochen und zeigte uns mit mütterlichem Stolze zwei Dinger, die ich anfangs für halb ausgewachsene Beuteldachse hielt, darauf aber mit einiger Anstrengung als die Kinder der Schwarzen erkannte. Unwillkürlich fielen mir beim Anblick der lieben Kleinen die Verse des Fabeldichters in den Sinn:

Das sind ja wahre Ungeheuer!
Und die Scheusale wären Euer?

Indeß liebkosten wir die jungen, schwarzen Geschöpfe und beschenkten den Familienvater mit etwas Tabak und einer Pfeife, worauf er vor Freude die abscheulichsten Grimassen schnitt und mir so herzlich die Hand schüttelte, daß ich für die nächste halbe Stunde kaum die Zügel halten konnte. Gegen Abend langten wir wohlbehalten, aber von dem langen Ritte ziemlich ermüdet, in Bowenfells an, woselbst wir bei einem Freunde meines Herrn sehr gut aufgehoben waren. Ich traf hier mehrere Tessiner, welche an der Straße arbeiteten, und die mich, als ich mich als Schweizer zu erkennen gab, mit italienischer Lebhaftigkeit als Miteidgenossen begrüßten. Ich mußte ihr Mahl theilen und ihnen, soviel es meine beschränkte Kenntniß ihrer Sprache zuließ, verschiedene Neuigkeiten aus der Heimat melden. Der englische Straßenaufseher, mit dem ich über die Tessiner zu sprechen Gelegenheit hatte, drückte seine volle Zufriedenheit mit den Leuten aus und wünschte sehr, noch mehr schweizerische Arbeiter gewinnen zu können.

Zu meiner nicht geringen Befriedigung wurde beschlossen, von Bowenfells aus nicht die uns schon bekannte Weststraße weiter zu verfolgen, sondern auf einem nördlicher gelegenen wenig benutzten Wege die Küstenebene zu erreichen. Dieser Paß trägt nach seinem Entdecker den Namen Bell's Linie. Da wir auf eine Distanz von 30 Meilen kein Haus antreffen sollten, so mußte ich meinen Mantelsack mit Proviant füllen. Der Morgen war bitterlich kalt, sodaß meine erstarrten Finger kaum im Stande waren, die Pferde zu satteln. Wie aber die Sonne höher stieg, wurde die Temperatur sehr angenehm, und es war ein wahrer Genuß, die frische Gebirgsluft einzuathmen. Wir stiegen anfänglich ziemlich steil aufwärts und erreichten bald eine sumpfige Hochfläche, an deren Ende sich isolirt einige thurmähnliche Felsen erheben.

Nun ging's auf und ab, bald über Hügel, wo der Weg so steil wurde, daß wir unsere Pferde führen mußten, bald auf schmalem Berggrathe und hie und da durch sumpfiges Hochland. Pittoreske Felspartien, tiefe, finstere Schluchten, weite waldige Thäler, Bergkuppen von verschiedener Gestaltung und Höhe, und dazu eine frische, fremdartige Vegetation erfreuten abwechselnd das Auge. Dabei ist das Gebirge ganz menschenleer; ringsum kein Haus keine Spur menschlicher Thätigkeit, außer zwei stockyards (eingezäumten Räumen zur Beherbergung der Heerden, die hie und da über die Berge getrieben werden) und in regelmäßigem Abstande kleinen, rothen, mit Nummern versehenen Pflöcken, welche das Tracé einer projektirten Eisenbahn von Sydney nach Bathurst bezeichnen sollen. Der Pfad verlor sich häufig, und es bedurfte immer einiger Zeit, bis wir wieder eine Spur desselben entdecken konnten. Gegen Abend vertieften wir uns in eine Schlucht, in welcher ich zum ersten Male Baumfarren in ihrer ganzen Fülle und Pracht bewundern konnte. Auf der Spitze eines ganz geraden, 15 bis 20 Fuß hohen Stammes schwankt eine Krone von 4 bis 5 Fuß langen,

äußerst zart gefiederten Blättern; das Ganze sieht täuschend ähnlich einer Palme. Bald sahen wir uns in der Mitte von mehreren Hunderten dieser stolzen Gewächse. Einige stiegen bis auf 25 Fuß Höhe; die meisten blieben indessen nur 10 bis 12 Fuß hoch, und manche erreichten kaum Manneshöhe. Mehrere alte Stämme waren von den zierlichen, fast durchsichtigen Wedeln eines Hymenophyllums fast bedeckt. Die Farrenbäume erscheinen nur in feuchten, schattigen Schluchten, dann aber in großer Anzahl und verleihen der Landschaft einen ächt tropischen Charakter. Ich stieß später noch mehrmals auf Farrenbaumschluchten; aber nirgends traf ich die Pflanze in solcher Vollkommenheit wie hier. Aber nicht nur diese Gewächse, sondern der ganze Urwald (ich wage dieses großartige Pflanzenleben nicht mehr „Busch" zu heißen) entfaltete hier eine solche Ueppigkeit, daß man sich in eine Wildniß von Indien oder Brasilien versetzt glauben konnte. Mannigfache Sträucher, vorzugsweise Myrtengewächse und Proteaceen, bilden ein fast undurchdringliches Dickicht; über sie erheben sich die schlanken Stämme der Farrenbäume, und über alle ragt, als drittes Stockwerk, der Gummibaum, 60 bis 80 Fuß in die Höhe steigend, bis er seine weitspreitende Krone aussendet. Zahlreiche Schlingpflanzen winden sich in anmuthigen Guirlanden von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch und verwehren den Eintritt in das Dickicht. Auch die Thierwelt, besonders das Reich der Vögel, schien mir hier reichlicher vertreten zu sein, als anderwärts. Der Riesen-Eisvogel lachte uns von den Bäumen entgegen; der metallische Schlag des Glockenvogels tönte durch das Gebüsch, und mehrmals vernahmen wir die Locktöne des Leierschwanzes, ohne aber des scheuen Thieres ansichtig zu werden. Ich schwelgte in Betrachtung dieser mir so neuen Naturwunder und war es wohl zufrieden, daß wir uns nur langsam einen Weg durch das Gestrüpp bahnen konnten. Nur zu früh für mich kamen wir an dem obern

Ende der Schlucht an und ritten dann, jetzt auf gebahnter Straße, einen sanften Abhang hinunter, auf dessen halber Höhe sich ein weitläufiges, steinernes Gebäude zeigte. Es ist unter dem Namen Steinhaus (stonehouse) bekannt und dient als Nachtquartier der Reisenden, die von Westen her die Belllinie überschreiten. Auch wir beschlossen, die Nacht hier zuzubringen, und fanden uns bald beschäftigt, unserm durch den Ritt geschärften Appetit mit Speck und warmem Damper Genüge zu thun, wozu wir gewaltige Quantitäten Thee's tranken. Der Damper spielt unter den Lebensmitteln des australischen Buschmanns eine nicht geringe Rolle. Man kann sich im Busch nicht mit Sauerteig u. dergl. befassen, um Brod zu bereiten, sondern macht die Sache viel einfacher. Ein Teig von Mehl und Wasser mit etwas Salz wird in Form eines runden, flachen Kuchens in die heiße Asche gelegt und dann gebacken. Die Präparation ist aber bei Weitem nicht so einfach, als man es glauben könnte; ich habe späterhin manchen Damper bereiten wollen und dabei nur Mehl vergeudet. Ist die Asche zu heiß, so bildet sich rasch eine Kruste um den Teig, während das Innere desselben eine zähe, ungenießbare Masse bleibt. Oder läßt man die Speise zu lange in der Asche liegen, so wird sie so hart, daß sich die besten Zähne daran zu Schanden beißen. Warm genossen, ist der Damper ziemlich schmackhaft; wie er aber einige Tage alt ist, verhärtet er dermaßen, daß er vor dem Genuß in heißem Thee aufgeweicht werden muß.

Der Weg vom Steinhaus bis zur Küstenebene bei Richmond am Hawkesbury ist abwechselnd und bietet dem Reisenden keine Schwierigkeiten dar, da man immer eine gute Straße unter sich hat. Nachdem wir den Abhang, an welchem das Steinhaus liegt, heruntergestiegen, gelangten wir in ein 2—3 Meilen breites Thal, das mit dem schönsten Urwald bedeckt ist. Ich war erstaunt, hier nur einige kleine Niederlassungen zu finden, da doch das Land

äußerst fruchtbar und die Verbindung mit der Hauptstadt sehr bequem ist. Allein man sagte mir, daß die Urbarmachung eines Juchart Landes hier auf 300 bis 400 Franken zu stehen kömmt, und daß noch genug offenes Land vorhanden sei, dessen Anbau mit weniger Schwierigkeiten verbunden sei. Nach einem höchst angenehmen Ritt durch den schattigen Wald gelangten wir an die letzte, also östlichste Bergkette, auf deren Kamm ein theilweise aus dem Felsen gesprengter Weg führt. Unwillkürlich hielt ich oben mein Pferd an, um meine Augen an dem in Australien ziemlich seltenen Genusse einer wirklich anziehenden Aussicht zu weiden.

Die Küstenebene mit ihren im Busche, wie Inseln im Meere, zerstreut liegenden Ortschaften und Niederlassungen dehnt sich vor uns aus. Der Hawkesbury spannt, theils versteckt, theils auf weite Strecken sichtbar, sein silbernes Band aus, und weit im Osten leuchtet die Südsee. Hinter uns liegen die Blauen Berge, von welchen wir jetzt Abschied nehmen. Die nähern Kuppen und Ketten stechen mit ihrem finstern Grün in scharfen Linien vor dem klaren Himmel ab, während die entferntern westlichen Bergreihen in undeutlichen Umrissen am Horizonte verschwimmen. Der 6 bis 7 Meilen lange Abhang gegen den Hawkesbury heißt Currajong, ein äußerst lieblicher, fruchtbarer Distrikt; daher ist er schon stark bevölkert und mit den Landhäusern begüterter Kolonisten bedeckt. Nirgends sah ich Orangenbäume so mit Früchten beladen, wie hier. Eine kleine Hütte war förmlich versteckt unter diesen herrlichen Bäumen, an welchen Hunderte der einladenden Früchte hingen. Die drückende Hitze, welche im Flachlande häufig so lästig fällt, ist hier unbekannt. Bereits existiren daher hier mehrere Häuser, in welchen Personen, deren Gesundheit unter der Hitze des Klimas gelitten, Unterkunft finden können. Mit der Zeit kann der Currajong das Nizza von Neusüdwales werden. Am Hawkesbury angelangt, ließen wir uns alsbald übersetzen und erreichten gleich darauf das Städtchen

Richmond. Wie wenig hatte ich vor einigen Wochen geahnt, daß ich den Ort, der mir jetzt doppelt freundlich erschien, so bald wieder sehen sollte. Von hier hatten wir noch einen starken Tagesritt von 40 Meilen bis nach unserer Niederlassung. Die Gegend ist, da wir uns wieder in der einförmigen Küstenebene befinden, ohne landschaftliche Reize. Bei Penrith gelangten wir auf die Weststraße, folgten dieser in der Richtung gegen Sydney bis zu dem Dorfe St. Mary am South-Kreek, und schlugen von da einsame Waldpfade ein, auf welchen wir Abends wohlbehalten wieder Denbigh erreichten.

Fünftes Kapitel.

Illawarra.

Die Küstenebene um Sydney. Hafen in derselben. Wege nach Illawarra. Camden und Appin. Der Catarakt-Fluß. Aussicht vom Mount Kera. Wollongong. Das Kohlenbecken von Neusüdwales. Das Bergwerk von Bully. Dapto und Kiama. Eine langweilige Seefahrt.

Illawarra, ist das nicht ein wohlklingender Name? Es ist ein gutes, ächt australisches Wort, und die Engländer haben wohl daran gethan, daß sie es nicht durch den prosaischen Geschlechtsnamen irgend eines mehr oder minder berühmten Landsmannes ersetzt haben, wie dies sonst ihre Gewohnheit ist. Dem wohlklingenden Namen entspricht auch die Anmuth des Landes. Wie Italien der Garten von Europa, so ist Illawarra der Garten von Neusüdwales.

Die trostlose Einförmigkeit, welche im Allgemeinen australische Szenerie charakterisirt, wird hie und da durch kleinere oder größere

Flecke Landes unterbrochen, die Alles besitzen, was eine Gegend reizend machen kann. Eine solche Oase sind die oben beschriebene Baumfarrenschlucht beim Steinhause in den Blauen Bergen und die ebenfalls schon erwähnte Schlucht bei Denbigh. In der Küstenebene von Sydney bis an die südliche Grenze der Kolonie drückt der Gummiwald der Gegend den Stempel harter, melancholischer Eintönigkeit auf, welche selten ein Wald von Akazien mit zartgefiederten Blättern zu unterbrechen vermag. Der Gummiwald leidet kein Unterholz, keine Gesträuche unter sich; nackt oder mit spärlicher Grasdecke bedeckt stehen die weiten Strecken zwischen den einzelnen riesigen Stämmen des Waldes, und dieser Umstand verleiht eben dem Walde ein noch düstereres Ansehen. Hie und da aber, wo im Verlaufe der Jahrhunderte ein Bach sich eine geschützte, feuchte Schlucht in die weiche Thonerde gegraben, oder wo Hügelketten zwischen steilen Wänden ein kleines Thal bilden, stoßen wir auf Flecke, welche durch überraschende Schönheit der Vegetation den schwermüthigen Eindruck, den der Gummiwald auf uns macht, verdrängen.

Der Distrikt Illawarra, die mächtigste dieser Oasen in der Kolonie, liegt an der Küste; sein Mittelpunkt, der Hafenplatz Wollongong, befindet sich 60 Meilen südlich von Sydney.

Nach Norden reicht der Bezirk bis in die Nähe von Botany-Bai und südwärts bis zum Shoalhavenflusse. Seine Westgrenze bildet eine bis 1500 Fuß hohe, sehr steil gegen Osten abfallende Gebirgskette, welche bei Wollongong eine 2 bis 3 Meilen breite Ebene zwischen sich und der Küste frei läßt; diese Ebene ist das eigentliche Illawarra. Dem Umstande, daß der Distrikt durch eine Bergreihe vor den heißen West- und Nordwinden beschützt ist, verdankt er seine üppige Fruchtbarkeit und sein mildes Klima.

Um Illawarra von Sydney aus zu besuchen, braucht man nur auf einem der bequemen Dampfer, die wöchentlich zweimal

die Verbindung mit Wollongong unterhalten, ein Billet für 12 Schillinge zu lösen, und eine angenehme Fahrt von 6 bis 8 Stunden längs der felsigen Küste bringt den Reisenden in das Herz von Illawarra. Wünscht man aber, zu Lande dahin zu gelangen, so stehen zwei Wege zu Gebote. Eine Straße führt von Sydney an der Botany=Bai vorbei nach dem Georgesflusse, welcher sich in diese Bai ergießt; hat man sich in einem kleinen Fährboote über den Fluß setzen lassen, so betritt man einen einsamen, finstern Waldweg, auf dem man auf einem Marsche von 30 Meilen nicht eine menschliche Wohnung gewahrt, bis man bei Bully, 8 Meilen nördlich von Wollongong, auf die erste Niederlassung stößt. In solch' geringer Distanz von der Hauptstadt finden sich noch weite unbebaute Strecken, welche nur auf fleißige Ansiedler warten, um deren Arbeit mit reichen Ernten zu belohnen. Weitaus interessanter aber ist die Reise, wenn man bis Campbelltown, 33 Meilen südlich von Sydney, der großen Südstraße nach Melbourne folgt, und dann die Küstenebene überschreitet. Um nach Campbelltown zu gelangen, benutzt man am Besten die Eisenbahn; denn die Gegend bis zu diesem Orte ist, laut Reglement, sehr uninteressant. Die vielen Bahnstationen scheinen nur zur Belebung des Urwaldes oder zur Verzögerung der Fahrt errichtet worden zu sein; denn nirgends, außer bei Newtown und Paramatta, sieht man Passagiere aus= oder einsteigen. Liverpool, eine weitläufige Ortschaft, ist die einzige Station, wo sich noch etwas Leben zeigt, weil hinter dem Städtchen ein fruchtbares, ziemlich bevölkertes Ackerland liegt. Der Georgesfluß, der dicht an dem Orte vorbeifließt, verursacht häufig verwüstende Ueberschwemmungen. Von Liverpool aus rasselt der Zug wieder auf einer Strecke von über 10 Meilen durch Wald, in welchem einzig Macquariefields, einst Villa eines Gouverneurs, jetzt eine der frequentesten Schulen des Landes, von seinem Hügel herab den Blick auf sich

zieht. Campbelltown, eine lange, aus einer einzigen Straße bestehende Ortschaft, liegt in angenehmer, gut bebauter Gegend am obern Georgesfluß. Außerhalb des Städtchens theilen sich die Straßen; die größere rechts ist die Südstraße nach Melbourne; die andere, links gegen die Küste sich wendend, führt nach Appin. Da aber die 10 Meilen lange Strecke bis zu letzterem Orte nur unbedeutende Spuren landschaftlicher Schönheit zeigt, so bedienen wir uns der Post, welche jeden Abend von Campbelltown nach Appin fährt. Wir dürfen uns aber unter einer australischen Postkutsche keineswegs jene bequemen, gepolsterten Wagen vorstellen, wie sie in Europa gebräuchlich sind. Die australische Royal Mail besitzt Wagen nach amerikanischem System; große, schwerfällige Maschinen, bestimmt, auf holprigen, schwierigen Straßen manchen Stoß auszuhalten, ohne reiseunfähig zu werden. Als Coupé dient ein Quersitz, auf welchem, außer dem Kutscher, noch 2 bis 3 Personen Platz nehmen können. Im Innern laufen 2 Reihen Sitze dem Wagen entlang, sodaß das Ganze einem Omnibus ohne Dach und Seitenwände ähnlich sieht. Fort rasseln wir mit vier tüchtigen Gäulen in die finstere Nacht hinaus. Die Route scheint nicht sehr frequent zu sein; wenigstens bin ich der einzige Passagier und kann mir daher einen beliebigen Platz auf den langen Bänken auswählen. Mit bewunderungswerther Geschicklichkeit lenkt der Postillon, die schwarze Pfeife fest zwischen die Zähne geklemmt, die Rosse, die fast immer im Galopp gehalten werden. Die schlanken Gummistämme, welche innerhalb der Straße stehen, lassen oft kaum genügenden Raum für den Wagen, aber dieser streift nirgends an; der letzte Gewitterregen hat tiefe Löcher in dem rothen Thonboden der Straße zurückgelassen; aber alle Hindernisse sieht das scharfe Auge des Rossetreibers vermittelst des Scheines zweier Laternen und weiß sie zu umgehen. Und doch findet er noch Zeit, mit mir zu plaudern und mir verschiedene

Abenteuer, Wahrheit und Dichtung in buntem Gemisch, jedoch mit entschiedener Vorliebe für die letztere, mitzutheilen, in der Hoffnung, am Ende der Fahrt mit einem Glase Rum belohnt zu werden. Inzwischen wird's schwärzer im Walde, und bald überrascht uns ein Gewitterregen mit einem Ungestüme, wie man dies in Ländern höherer Breite nie erfährt. Rasch werden die Wolldecken, welche als Regenschirme und Bette zugleich dienen, hervorgezogen; man hüllt sich gemüthlich ein und bewundert die malerische Beleuchtung des Waldes durch die rasch aufeinander folgenden, heftigen Blitze. Während der Regen einen Augenblick nachließ, ward mir der nicht häufige Anblick eines Mondregenbogens zu Theil, der sich am südöstlichen Horizonte zeigte und von einem höher gelegenen Nebenbogen begleitet war. Zwar konnte ich keine Farben unterscheiden, indem die ganze Erscheinung in einfarbigem Gelb schimmerte; doch erschien der Bogen sehr deutlich und erreichte mit dem einen Ende den Horizont, während sich das andere hinter Wolken verbarg. Das Phänomen war nur wenige Minuten sichtbar; bald verhüllten Wolken den Mond, und der Regen begann wieder in Strömen herunterzustürzen. Gegen 10 Uhr Abends langten wir in Appin, einem unbedeutenden Dorfe, an und machten uns alsbald an die Arbeit, an einem lodernden Kaminfeuer in der Gaststube des Wirthshauses unsere triefenden Wolldecken zu trocknen und dabei verschiedene Tassen dampfenden Thee's zu genießen.

Ich beeilte mich den folgenden Morgen nicht sehr mit dem Aufbruche, da ich der Sonne, die ihre Strahlen wieder mit voller Kraft auf die Erde sandte, Zeit lassen wollte, den Boden etwas zu trocknen. Ein gut gehaltener Weg führte mich südwärts durch flaches, ziemlich angebautes Land, in welchem Mais die wichtigste Kulturpflanze zu sein scheint. Unter den zahllosen Insekten, die sich in der reinen Luft ihres Daseins freuten, fielen mir Massen

von Heuschrecken mit hübschen, gelben Hinterflügeln auf; mit jedem Schritte jagte ich Dutzende dieser Thierchen auf, die mir häufig, einen fühlbaren Stüber versetzend, in's Gesicht flogen. Einige Meilen südlich von Appin erheben sich ansehnliche, mit Hochwald bedeckte Hügel, und bald vertieft sich der Weg in eine romantische Bergschlucht, in deren Tiefe der Cataraktfluß, der dem Hawkesbury zueilt, braust. In zahlreichen Windungen fällt die Straße in das Thal hinab, das, öde und still, mit prächtigem Urwalde bewachsen ist. Der gestrige Regen hatte den sonst unbedeutenden Cataraktfluß in einen wüthenden, nicht mehr zu durchwatenden Strom verwandelt, und von der Brücke, die in ziemlicher Höhe über dem Flußbette hängt, waren nur noch zwei schmale Balken übrig geblieben. Trotz nicht geringem innern Widerstreben mußte ich mich doch der Brücke bedienen und kroch auch glücklich hinüber. Der Weg führt, theilweise aus dem Sandsteinfelsen gehauen, auf die südliche Seite der Schlucht, und man befindet sich nun auf einem Hochlande, dessen größerer Theil bis auf die neueste Zeit eine vollständige **terra incognita** war. Das Land ist durchaus eben und, eine kleine Farm abgerechnet, ganz unbewohnt. Ringsum bedeckt ein undurchdringliches Gestrüpp von Melaleucen, Leptospermen und Proteaceen, seltner eine Gruppe von Gummibäumen, den rothen Boden. Hie und da stößt man auf sumpfige Stellen, welche gewöhnlich von einer großen Anzahl der hübschen **Blandfordia nobilis** geziert sind. Diese zierliche Pflanze, die mit den Liliengewächsen verwandt ist, trägt auf einem ein bis anderthalb Fuß hohen Stiele ein Büschel zolllanger, feuerrother, hängender Blüthen. Das ganze Plateau ist sehr wasserarm, und erst nach einem Marsche von mehrern Meilen traf ich eine Pfütze, die noch genug Wasser enthielt, um es mir zu ermöglichen, eine Kanne Thee zu brauen. Ich hatte bei meiner Ankunft in Australien, wie so viele Neulinge im Lande, ein gewisses Vorurtheil gegen den Genuß

des Thee's und hielt das Getränk nur für kranke oder alte Leute passend. Thee wird in Australien, wie überhaupt in allen Ländern, welche von Engländern bewohnt werden, wenigstens zweimal des Tages in nicht geringen Quantitäten genossen, während Kaffee selten in Gebrauch kömmt. Mit der Zeit söhnte ich mich mit der Landessitte aus und fand, daß Thee unvergleichlich mehr stärke, als alle geistigen Getränke. Oft wenn ich Abends ganz abgemattet von einer Exkursion zurückkam und mich nicht mehr fähig hielt, irgend welche Arbeit zu verrichten, so stellte ein gehöriges Quantum des heißen Aufgusses, wenn auch ohne Zucker und Milch getrunken, die Kräfte wieder vollständig her.

Gegen Abend erreichte ich den östlichen Abhang des Plateau's, das hier steil gegen die ungefähr 3 Meilen breite Küstenebene abfällt. Bald betrat ich eine tiefe, finstere Schlucht, welche mich lebhaft an jene Farrnbaumschlucht beim Steinhaus in den Blauen Bergen erinnerte. Da waren Palmen, Farrnbäume, Gummibäume, Melaleucen, Casuarinen, alle sich drängend und dem Lichte zustrebend, das doch so Wenige, nämlich nur die höhern Gummibäume und Palmen, erreichen, während die Massen der andern Gewächse zu beständigem, feuchtem Schatten verurtheilt sind. Die Masse der verwesenden Pflanzen auf dem nie von der Sonne beschienenen Boden erfüllte die Luft mit jenem eigenthümlichen Modergeruche, wie man ihn, zwar in geringerem Grade, auch in Europa in verborgenen, moosigen Waldgründen findet. Der Weg tritt bald aus der Farrnschlucht heraus, und ein Schauspiel ganz anderer Art eröffnet sich den Blicken. Tief unten, gegen tausend Fuß unter meinem Standpunkte, dehnt sich von Nord nach Süd eine üppige, fruchtbare, mit Häusern besäete Ebene hin, welche im Osten von der in der Abendsonne glitzernden Südsee begrenzt wird. Links unten liegt am Strande das aufblühende Hafenstädtchen Wollongong; rechts erheben sich hart an der Küste fünf steile

Felseninseln, an denen eine fortwährende Brandung tost; nach diesen Inseln wird Illawarra zuweilen auch das Fünfinselland genannt. Leider blieb mir nicht lange Zeit, diese Aussicht, weitaus die genußreichste, die sich mir in Australien darbot, zu bewundern. Die untergehende Sonne mahnte zum Aufbruche. Holprig und steil gings den Bergweg hinunter, und bald war die Küstenebene erreicht. Ich betrat eine breite, gute Straße, an welcher häufige Häusergruppen und schmucke Landsitze die Bewohnbarkeit des Distrikts beurkunden. Der heutige Marsch hatte mich ziemlich ermüdet, und noch wollte sich das ersehnte Städtchen Wollongong nicht zeigen. Da holte mich ein leichtes Wägelchen ein, und der darin Sitzende bot mir gütigst einen Platz neben ihm an. Die Liberalität des Kutschers erklärte sich jedoch bald, als er mir bemerkte, daß er Besitzer eines sehr guten Wirthshauses sei, und daß ich nichts Besseres thun könne, als bei ihm Unterkunft zu suchen. Da mir gleichgültig war, wo ich mein Haupt hinlege, willfahrte ich. Wir hielten vor einem Hause, welches selbst in Australien als ein höchst bescheidenes bezeichnet werden muß. Als ich nach eingenommenem Mahle auf halsbrecherischer Treppe in einen Verschlag, der als Gastzimmer diente, emporgestiegen war, bemerkte ich, daß die Wände sowohl als auch das Dach des Hauses aus Zeltleinwand, die über einen dünnen Holzrahmen gespannt war, bestanden. Wenn ich hoffte, nach einem starken Tagesmarsch schlafen zu können, so irrte ich mich sehr; denn außer mir hatten sich eine Anzahl anderer Gäste in der Gestalt von parasitischen Insekten und besonders von Muskiten eingefunden, und diesen gelang es, mich wach zu erhalten, bis ich den frühen Tag durch das Leinwanddach schimmern sah.

Wollongong ist hübsch gelegen und besitzt einen kleinen, aber durch Natur und Kunst gesicherten Hafen, indem eine hohe Felshalbinsel in's Meer vorspringt und zwischen sich und der Küste eine

tiefe Einbuchtung bildet. Das Städtchen, das etwa 1400 Einwohner zählt, verdankt seine Blüthe theils der Fruchtbarkeit des umliegenden Distriktes, indem es Sydney mit den Produkten des Ackerbaues und der Viehzucht, besonders mit Milch, Butter und Schlachtvieh, versieht, theils der Nähe von bedeutenden Kohlenlagern, deren Ertrag ebenfalls theilweise hier verschifft wird. Bei einem Spaziergange längs der Küste bemerkte ich unweit des Strandes mehrere steile Klippen, von welchen besonders eine durch die Form einer kleinen Kirche, welche sie annimmt, auffallend ist. Da es gerade Ebbezeit war, konnte ich bis zu der Klippe hinauswaten und fand in dem Felsen eine ziemliche Menge von Petrefakten, welche den Gattungen Terebratula, Pecten, Spirifer u. s. w. angehören. Ueberhaupt bietet die Umgebung von Wollongong dem Naturforscher reiche Ausbeute dar. Die steilen Schluchten des Mount Kera und Mount Kembla, der hervorragendsten Punkte des Randes des Hochplateau's, beherbergen eine Fülle der hübschesten Farrenkräuter, von welchen 2 Arten (Alsophila australis und A. affinis) baumartig werden. Die Kohlpalme (Corypha australis) geht hier am weitesten nach Süden, d. h. bis zum 35sten Grade hinunter; sie bildet in der Küstenebene wunderhübsche Gruppen von Exemplaren von 60 bis 80 Fuß Höhe; aus ihren Blattfasern verfertigen die Kolonisten starke Hüte, die sie Kohlbaumhüte (cabbagetreehats) nennen. Den Strand bedecken eine Menge Muscheln, besonders große Seeohren (Haliotis) und Tritonsschnecken; außerdem fand ich nirgends so viele Schwämme von den verschiedensten Formen, wie hier. Auch die geologische Beschaffenheit der Gegend ist von großem Interesse. Neusüdwales besitzt ein ungeheures Kohlenbecken, auf welchem Sandstein aufgelagert ist. Die Hauptstadt Sydney nimmt so ziemlich das Centrum des Beckens ein. Gegen Norden kömmt die Kohle bei Newkastle, circa 60 Meilen von Sydney, gegen Westen jenseits der

Blauen Berge und gegen Süden in Illawarra zu Tage; gegen Osten liegt das Bett unter dem großen Ozean. In Illawarra wird die Kohle an zwei Punkten gewonnen, nämlich bei dem erwähnten Mount Kembla und bei Bully, sieben Meilen nördlich von Wollongong. Diesen letztern Punkt wünschte ich zu besuchen und hatte mir zu diesem Zwecke Empfehlungsbriefe an den unternehmenden Besitzer des Bergwerks verschafft. Eine ziemlich mangelhaft unterhaltene Straße führt durch die Küstenebene; der Marsch wird angenehm verkürzt durch die fortwährende Aussicht auf den pittoresken Abfall des Tafellandes und durch den Anblick stattlicher Gruppen von Kohlpalmen. Die Grube von Bully findet sich hoch oben an dem steilen Abhange einer Felswand. Die Stollen laufen fast horizontal in das Innere des Berges und sind so hoch, daß Pferde die auf Schienen laufenden Wagen zu Tage befördern können. Die Kohle zeigt im Durchschnitt eine Mächtigkeit von 6 Fuß; doch finden sich auch Stellen, wo diese auf 10 Fuß steigt. Interessant ist ein kleines Insekt, das häufig an den Wänden der Gänge vorkömmt und einen klaren, grünlichen Phosphorschimmer ausströmt. Auch wächst an den Balken, mit welchen die Stollen gestützt sind, ein weißer, flockiger Pilz in großer Menge. Auf dem Platze vor der Grube steht eine Winde, welche die mit Kohlen beladenen Wagen an Seilen den steilen Abhang hinuntergleiten läßt, während zugleich das andere Ende des Seiles leere Wagen heraufzieht. Auf einem Schienenwege von 3 Meilen Länge werden die Kohlen an die Rhede von Bully geführt. Diese ist leider nicht sehr sicher, und schon mehrere Schiffe sind hier gestrandet.

Die Küstenebene von Bully nordwärts bis an die Südküste von Botany-Bai ist noch durchwegs unbewohnt und wird von dichtem Gestrüppe, abwechselnd mit hohem Gummiwald, bedeckt. Die Straße, welche durch diese Wildniß nach Sydney gebahnt worden ist, ist jetzt wegen Mangels an Gebrauch stellenweise fast

ungangbar geworden, und da sie sonst nichts Sehenswerthes darbietet, so beschloß ich, nach Wollongong zurückzukehren und meinen Ausflug noch weiter südwärts auszudehnen. Bis zum Dorfe Dapto, 7 Meilen südlich von Wollongong, bleibt das Land ziemlich gut bewohnt. Zahlreiche Bauernhöfe und hie und da die schmucke Villa eines Squires beleben die Gegend, und fruchtbare Felder zeugen von dem erfolgreichen Fleiße des Landmanns. Unweit Dapto erstieg ich einen Sporn des Gebirges, der hier die Ebene einengt, und fand daselbst in einer Schlucht große Massen von versteinertem Holze, an welchem man noch deutlich die Jahresringe unterscheiden konnte. Um mich zu erfrischen, trat ich in das Wirthshaus in Dapto. Zwei Männer saßen hier in eifrigem Dispute; wie ich bald vernahm, handelte es sich um ein sehr verwickeltes arithmetisches Problem. Der Eine wollte nämlich einen viereckigen Hofraum, dessen Länge und Breite ihm bekannt war, mit flachen Backsteinen bepflastern lassen. Der Andere zeigte sich bereit, die Ziegel zu liefern; nur waren Beide im Unklaren, welche Anzahl von Ziegeln erforderlich sei, und differirten in ihrer Schätzung um mehrere Hundert Stücke. Sie mochten vielleicht in mir den Schulmeister erkennen; kurz, sie legten mir die Streitfrage vor und waren dann dermaßen erfreut über die befriedigende Lösung derselben, daß sie mir, nach Landessitte, beliebige Quantitäten von Trinkstoffen jeglicher Art kredenzten. Endlich konnte ich mich von den gastfreien Leuten trennen, um meinen Weg fortzusetzen.

Die Gegend verliert weiter südwärts ihren belebten Charakter; man überschreitet den tiefen und ziemlich breiten Macquariefluß (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Nebenfluß des Murray) und hat dann einen breiten Morast zu passiren. Das Gebirge tritt näher an die Küste, sodaß die Straße über mehrere ansehnliche Hügel führt. Inzwischen war die Sonne gesunken, und es wurde so finster, daß ich kaum die zahlreichen Baumstümpfe in

der Straße unterscheiden konnte. Ein mir begegnender Mann benachrichtigte mich auf meine Frage nach der Entfernung des nächsten Ortes, daß dieser noch volle 10 Meilen von hier liege. Nicht sehr erbaut über diese Neuigkeit, marschirte ich weiter, bis mir plötzlich aus einem Hause Lichtschimmer entgegenleuchtete und sich sogar die Töne eines Klaviers vernehmen ließen. Ich trat hinein, um mich nach dem Wege zu erkundigen. Freundlich bot man mir ein Nachtlager an, da es doch zu weit sei, um noch diese Nacht ein Wirthshaus zu erreichen. Ich befand mich im Hause eines Lehrers, der hier mitten im Busch für die Kinder der in der Nachbarschaft wohnenden Landleute eine Schule errichtet hatte. Ich lernte in meinem Wirthe einen Mann kennen, der viel größere allgemeine Kenntnisse besaß, als man sie sonst hier zu Lande zu finden pflegt. Besonders fielen mir seine von nicht geringer Belesenheit zeugenden Bemerkungen über europäische und speziell schweizerische Zustände auf. Es war sonst häufig eine Quelle nicht geringer Unterhaltung für mich, die Bemerkungen über mein Vaterland zu hören, wenn ich sagte, daß ich Schweizer sei. Jedermann ist hier mit dem Namen Wilhelm Tells bekannt, der als der große Befreier der Schweiz gilt. Freilich wurde ich einmal von einem wackern Goldgräber gefragt, ob ich vielleicht Tell persönlich gekannt habe; es that mir leid, die Frage nicht bejahend beantworten zu können. Ebenso wußte ich nichts über den jetzigen schweizerischen König zu sagen, nach dessen Namen ich wiederholt gefragt wurde. Die allgemeine Meinung über die Schweiz stimmt so ziemlich darin überein, daß dieses Land eine fürchterlich rauhe, mit Schnee und Eis bedeckte Gegend sei, deren bedauernswerthe Bewohner ihr Leben mühsam mit der Gemsjagd und etwas Viehzucht fristen. Natürlich gibt es auch hier Männer, welche eine rühmliche Ausnahme von der Masse bilden und die allgemeine Unwissenheit keineswegs theilen. Im Uebrigen ist durchaus nicht zu

verwundern, wenn die Bevölkerung Australiens im Ganzen sehr dürftige Kenntnisse in den sogenannten Realien besitzt, indem der Unterricht in diesen Fächern äußerst vernachlässigt wird.

Mein freundlicher Kollege wollte durchaus keine Bezahlung für die mir dargebrachte Gastfreundschaft annehmen; ich schied also von ihm mit herzlichem Danke. Bald erreichte ich den freundlichen Thalgrund, in welchem das Dorf Jamberoo steht, und setzte meinen Weg alsbald nach dem Städtchen Kiama fort. Hat der Reisende die fruchtbare und bevölkerte Ebene von Jamberoo hinter sich, so muß er wieder bedeutende Hügel übersteigen, indem hier die Gebirgskette ihre Zweige bis an die Küste aussendet. Ich habe nirgends so schöne Gruppen von Kohlpalmen gesehen, als auf diesen sonst wald- und reizlosen Höhen. Auf dem letzten Hügel wird man plötzlich durch die Aussicht auf den weiten Ozean überrascht; dicht unter den Füßen des Beschauers liegt das Städtchen Kiama. Dieser Ort ist in jüngster Zeit sehr aufgekommen; er exportirt große Massen von Schlachtvieh, Butter und Gemüse nach der Hauptstadt; auch fängt er bereits an, wegen seiner hübschen Lage und seines milden Klima's ein besuchter Badeort zu werden. Natürlich verfehlte ich nicht, die große Merkwürdigkeit des Ortes, das sogenannte Spritzloch, anzusehen. Die See stürzt hier in eine Höhle, die 600 Fuß lang sein soll und mit der Erdoberfläche durch eine enge Oeffnung in Verbindung steht. Bei hoher See werden die Wellen in diesen Trichter geworfen und mit großer Gewalt springbrunnenartig durch die engere Oeffnung hinausgepreßt. Ich kam leider zu unrechter Zeit hieher; denn die See war zu ruhig, und daher auch das Schauspiel keineswegs großartig.

Ein Dampfer von Sydney besucht wöchentlich zweimal den Hafen von Kiama, welcher jetzt durch kostbare Arbeiten erweitert und sicherer gemacht wird. Ich beschloß, zur See nach Sydney zurückzukehren, besonders da die Fahrt Gelegenheit darbietet, die

Küstenbildung beobachten zu können. Laut Fahrtenplan sollte das Boot um 9 Uhr Vormittags abfahren; allein das Aus- und Einladen der Waaren nahm so viel Zeit in Anspruch, daß wir erst gegen 5 Uhr Abends den Hafen verlassen konnten. Inzwischen war das Wetter ungünstig geworden; ein starker Nordwind erregte bedeutende Wellen, und so versprach die Fahrt möglichst langweilig zu werden. Bald war auf dem Verdeck kein Bleiben mehr, indem fortwährend Sprühwellen über dasselbe hinstürzten. Ich arbeitete mich also durch eine Masse von Kälbern und Schweinen, die das Verdeck mit ihren Körpern und einem keineswegs angenehmen Geruche erfüllten, nach der Kajütenthür zu. Allein die Kajüte bildete einen noch fast unerfreulichern Aufenthaltsort, als das Verdeck. Eine Anzahl von Männern und Frauen lagen in den Kojen und auf den Bänken umher und jammerten theils wegen der Seekrankheit, theils aus Angst vor dem drohenden nächtlichen Sturme. Ich fand glücklicherweise noch eine leere Koje, nahm sie alsbald in Beschlag und bereitete mir mit meiner Wolldecke und dem Tornister ein beneidenswerthes Lager. Allein trotz dessen wollte sich der Schlaf nicht einstellen. Das Stöhnen und Erbrechen mehrerer weiblicher Passagiere, das Aechzen und Knarren der Schiffsplanken und das Trampeln der Schweine und Kälber, welche durch das fortwährende Rollen des Schiffes hin- und hergeworfen wurden, bildeten zusammen ein Konzert, daß selbst ein Morpheus jeglichen Gedanken an Schlaf hätte aufgeben müssen. Es blieb mir also Nichts übrig, als meine Koje zu behaupten und zum Aerger und Entsetzen mehrerer Passagiere eine Pfeife nach der andern zu verpuffen. Gegen 3 Uhr Morgens verrieth mir der abnehmende Lärm, das ruhige Dahingleiten des Bootes und das nach regelmäßigen Pausen wiederholte Warnungszeichen der Schiffsglocke, daß wir glücklich im Hafen von Sydney angelangt seien, und daß somit mein Ausflug nach Illawarra sein Ende erreicht habe.

Auf einer spätern Reise nach demselben Distrikte schlug ich den Weg ein, welcher von Appin direkte nach Bully und dann nach Wollongong führt. Es ist dies, wie oben bemerkt, die neue Straße, welche jetzt auch von der Post benutzt wird. Die Szenerie ist so ziemlich dieselbe, wie diejenige an der alten Straße; nur ist das Hochland offener, sumpfiger und von mehrern Bächen mit gutem Trinkwasser durchflossen. Am Abhange des Gebirges gegen die Küstenebene führt die Straße eine bedeutende Strecke weit längs einer tiefen Farrnbaumschlucht. Statt den Raum für die Straße aus dem Felsen zu hauen, hat man daselbst eine Brücke längs des steilen Abhanges gebaut; die Stelle, welche wohl die interessanteste an der ganzen Strecke ist, heißt daher die lange Brücke. Weiter unten fällt der Weg so steil in die Ebene ab, daß wirklich nur in Australien der Gedanke auftauchen konnte, eine solche Straße könne mit vierspännigen Postwagen befahren werden.

Sechstes Kapitel.

Die Goldminen von Araluen.

Die Straße nach dem Süden. Der Razorback. Australischer Wein. Pikton und das Bargogestrüppe. Ochsentreiber. Holbourn und seine Ebene. Papageien. Der Shoalhaven-Fluß. Braidwood. Das Goldthal Araluen. Die Arbeit des Goldgrabens. Wechselnde Schicksale der Goldgräber. Straße von Araluen nach der Küste. Waldszenerie. Die einheimische Ananas. Der Glockenvogel. Nelligen und der Clydefluß. Die Bateman's-Bai. Rückfahrt nach Sydney. Benehmen der Kolonisten den eingewanderten Chinesen gegenüber.

Die Goldfelder von Neusüdwales, obschon an Reichthum denen der Schwesterkolonie Viktoria nachstehend, sind immer noch sehr bedeutend und werden in drei Distrikte eingetheilt. Das nördliche Gebiet umfaßt ungefähr das Land vom Nordabhange der Liver=

poolkette (30° Br.) bis zum obern Clarenceflusse unter 30½° Breite; das westliche liegt am Oberlaufe des Macquarie und Lachlan und an den Nebenflüssen dieser Ströme, und der Süddistrikt begreift die berühmten Lokalitäten von Braidwood, Kiandra am Schneeflusse (Snowy River) und Burrangong oder Lambingflat zwischen 35 und 36° Südbreite.

Um einige Freunde, welche im Braidwood-Distrikte im Thale Araluen arbeiteten, zu besuchen und zugleich einmal das Leben in einem Goldfelde kennen zu lernen, machte ich mich von Sydney aus auf den Weg gegen Süden, zu Fuß, mit Stock und dem bekannten Tornister. Per Eisenbahn gelangte ich bald nach Campbelltown, damals dem Endpunkte der großen Südbahn, welche einst die beiden Hauptstädte Melbourne und Sydney verbinden soll. Von Campbelltown bis Golbourn, 125 Meilen von Sydney, wollte ich der großen Südstraße folgen und mich dann östlich der Küste zu wenden. Die Straße bot mehr Abwechslung dar, als ich hatte erwarten dürfen. Unweit Campbelltown übersteigt sie den Big Hill (Großhügel), einen ansehnlichen Höhenrücken, von welchem man in die durch Fruchtbarkeit und Reichthum an üppigen Weiden berühmte Cowpasture-(Kuhweiden-)Ebene hinuntersteigt. Hier liegt an der Straße die langgestreckte Dorfschaft Narellan und jenseits der Brücke über den Nepean das freundliche Städtchen Camden mit seiner weithin sichtbaren, hübschen Kirche. Hinter Camden wird die Gegend einförmiger; mehrere Meilen weit folgen Weiden und Ackerfelder, bis man an den Fuß des Razorbacks (Rasirmesserrückens) gelangt. Diesen Namen trägt ein bedeutender Bergzug, welcher ein Verbindungsglied zwischen den Blauen Bergen im Westen und der Küstenkette von Illawarra im Osten ausmacht; gegen Westen erreicht er indessen die Blauen Berge nicht ganz, sondern erlaubt zwischen den beiden Ketten die Bildung eines schmalen Thales, durch welches der Wollondilly dem Haw-

kesbury zufließt. In weiten Windungen führt die Straße längs eines tiefen Abgrundes aufwärts, bis ein schmaler Grath erreicht wird, auf welchem sich der Weg eine geraume Strecke weit hinzieht. Der Berg besteht, wie ich an einem Felsen an der Straße sehen konnte, aus einem Sandsteine, der schlecht erhaltene Pflanzenabdrücke einschließt. Ein einsames Wirthshaus, das auf einer Erweiterung des Berggrathes steht, lud mich ein, dem Tagesmarsche ein Ende zu machen. Ich fand den Wirth bedenklich betrunken; doch besaß er einen feurigen australischen Wein, der mir trefflich mundete. Die Weinkultur erlangt, besonders am Murrayflusse und im Richmond-Distrikt, immer bedeutendere Ausdehnung und fängt glücklicherweise an, die sonderbaren Vorurtheile, welche die Kolonisten gegen einheimisches Getränk hegen, nach und nach zu besiegen. Es wäre ein großer Segen für das junge Land, wenn es dem Weine gelänge, die verschiedenen Arten gebrannter Wasser, welche immer noch das Hauptgetränk des größern Theiles der Bevölkerung bilden, zu verdrängen. Die Regierung von Neusüdwales, welche dieses wohl einsieht, hat daher auch eine Reihe von Verordnungen erlassen, welche theils den Weinbau selbst, theils den Kleinverkauf des Weines erleichtern sollen.

Von dem Wirthshause führt die Straße in enger Schlucht steil abwärts. Es war ein empfindlich kalter Junimorgen; ja ein kleiner Bach war sogar mit einer dünnen Eiskruste überzogen. Aus der Schlucht getreten, gelangt man in ein langes und schmales Thal, dessen Formation und umliegende Berge mich lebhaft an die Gegend zwischen Bonndorf und Lenzkirch im Schwarzwalde erinnerten; nur bedecken hier, statt der dortigen finstern Tannenwälder, blaugrüne Gummibäume die Bergabhänge. Bald erweitert sich das Thal. Die Berge treten zurück, und die Straße senkt sich, nachdem sie einen flachen Rücken umgangen, in das freundliche Thal von Pikton herab. Hat man das gleichnamige Dorf durch-

schritten, so steigt der Weg alsbald wieder lange aufwärts und durchschneidet das Tracé der Eisenbahn, welche in kurzer Zeit Golbourn mit Sydney verbinden soll. Jenseits der Anhöhe, die das Thal von Pikton östlich begrenzt, beginnt das Bargogestrüppe, eine öde, noch fast unbewohnte Landstrecke, welche durchwegs mit fast undurchdringlichem Gebüsch, zwischen dem einige träge Bäche hinschleichen, bedeckt ist. In den frühern Annalen der Kolonie erlangte das Gestrüppe einen übeln Namen wegen der Menge von Raub- und Mordthaten, die hier von entlaufenen Sträflingen verübt worden waren; der Razorback theilte diesen Ruf. Jetzt hat sich die Sache ziemlich gebessert, obschon die Gegend immer noch nicht als sehr sicher gilt. Ich muß gestehen, daß der Marsch durch diese trostlose Landschaft anfing, mir langweilig zu werden; und ich war daher froh, als ich zu einer Häusergruppe mit einem Wirthshause kam, wo ich die Tagreise beschließen konnte. Da ich vernahm, daß die Gegend denselben einförmigen Charakter bis zu dem Städtchen Berrima behalte, so entschloß ich mich gerne, hier die Post abzuwarten, welche um 2 Uhr Morgens hier vorbeikommen sollte. Zur rechten Zeit wurde ich geweckt, und der schwere Wagen rasselte fort durch die schweigsame Wildniß. Die Nacht war trotz der Abwesenheit des Mondes wunderschön und hell, und die riesigen Gummibäume streckten ihre Arme in phantastischen Formen in die reine Luft hinaus. Die Gegend bleibt fortwährend eben, und nur hie und da hat man einen wellenförmigen Höhenzug zu überschreiten. Da die Landschaft durchaus nichts Sehenswerthes aufzuweisen hatte, so versuchte ich zu schlafen; allein ein Koffer, welcher von Zeit zu Zeit von seiner Stelle rutschte und mir dabei einen Puff versetzte, vereitelte erfolgreich jeden Versuch, mich in Morpheus' Arme zu werfen. Mit Sehnsucht erwartete ich den Tag; denn außer dem verwünschten Koffer, der das Perpetuum mobile erfunden zu haben schien, trug noch ein scharfer Nachtwind

dazu bei, die Fahrt ihrer Annehmlichkeit zu berauben. Endlich stieg die Sonne hinter den Bäumen empor, aber lässig und wie mit Widerwillen, als ob sie ungerne die eintönige Gegend beleuchte, und bald darauf sahen wir Berrima, ein armseliges Städtchen von 400 Einwohnern, dessen Hauptgebäude ein großartiges Zuchthaus, eine Reminiszenz aus dem Konviktsystem, ist, vor uns liegen. Der Kutscher verlangte für die Fahrt 25 Franken, und da ich vernachlässigt hatte, mit ihm vorher über den Preis übereinzukommen, mußte ich der unverschämten Forderung nachkommen. Nachdem ich, steif und halb erstarrt von der nächtlichen Fahrt, meine Lebensgeister durch ein substanzielles Gabelfrühstück wieder dienstfähig gemacht hatte, setzte ich meinen Weg fort. Bald holte ich einen Trupp Chinesen ein, welche, ihrer Gewohnheit gemäß, im Gänsemarsch den südlichen Goldfeldern zutrippelten. Einige Meilen von Berrima wird das Land gebirgig; die Straße überschreitet zwei Berge, die zwischen sich das Thal des Paddy-Rivers, eines Nebenflusses des Wollondilly, bilden; auf dem südlichern Berge liegt Marrambah, eine Stadt von sechs Häusern, von welchen zwei Wirthshäuser und eines ein Kaufladen sind. Der Weg ist hier höchst miserabel; wenn nicht große Felsblöcke denselben fast ungangbar machen, so bedeckt ihn doch wenigstens fußtiefer Sand. Ueberbleibsel von Karren und zahlreiche Knochen von Ochsen waren sichere Zeichen der mangelhaften Straße. Freilich fand ich an mehrern Orten zahlreiche Arbeiter beschäftigt, die Straße in bessern Zustand zu setzen.

Gegen Abend traf ich mehrere Ochsentreiber, welche hier mit ihren Thieren und Karren lagerten. Einer derselben lud mich gastfreundlich zu einem Topfe Thee ein, wobei er mich als Landsmann begrüßte. Auf meine Frage, woher er denn, bevor ich ein Wort mit ihm gesprochen, wisse, daß ich ein Deutscher sei, meinte er, dies gehe aus meinem Tornister und Stock deutlich genug her-

vor. Ich erfuhr im Verlaufe des Gespräches bald, daß mein neuer Bekannter ein ehemaliger deutscher Studio sei, der auf zwei Universitäten Theologie studirt, dann aber aus gewissen Gründen der Alma mater den Rücken gekehrt habe und nun hier zum Ochsentreiber avancirt sei. Das Leben gefiele ihm gut genug, wenn nur die Straßen nicht täglich besser gemacht würden. Er sei früher auf der Weststraße nach Bathurst gefahren; seit aber die Straße dahin jetzt in guten Stand gesetzt sei, frequentire er diese Route, von welcher er indessen offenbar auch bald abgehen müsse. Ich konnte die Logik dieses Raisonnements erst einsehen, als der gelehrte Ochsentreiber mir sagte, daß auf schlechten Straßen mehr Geld zu verdienen sei, als auf guten. Mein Landsmann lud mich dringend ein, die Nacht in dem Lager der Ochsentreiber zuzubringen, und ich willigte der Abwechslung wegen bald ein. Alsbald wurden die Töpfe mit heißem Wasser zur Bereitung frischer Quantitäten von Thee wieder an das Feuer geschoben, und ich produzirte meine Rumflasche — doch halt, habe ich mich nicht erst kürzlich zu Gunsten des Weines gegen jegliche Art von Branntwein ausgesprochen? Und nun lasse ich mich im Besitze einer Rumflasche ertappen! Zu meiner Entschuldigung muß ich daher schleunigst bemerken, daß für Reisende in Australien etwas Rum oder Brandy zum Mindesten ebenso nothwendig ist, als das Fläschchen mit Kirschenwasser, das der Tourist in den Alpen an der Seite trägt. Man muß hier seinen Durst nicht selten aus stehenden Pfützen oder sonstigen zweifelhaften Lokalitäten löschen, wobei das Wasser nothwendigerweise mit Hülfe eines andern trinkbaren Stoffes genießbarer gemacht werden muß. Kurz, ich ließ meine Branntweinflasche zirkuliren; wir setzten uns um ein loderndes Feuer und ließen eine Menge alter Studentenlieder in mehr oder weniger melodischen Tönen erschallen. Die zwei Ochsentreiber, rothhaarige und rothwangige, gutmüthig aussehende Irländer, priesen in den Zwischenakten unsers Kon=

zertes die Vorzüge ihrer grünen Insel in schauerlichen Weisen und ergossen sich in Lobsprüchen über das freie, ungebundene Leben eines Ochsentreibers. Dieser Stand, der in Australien, wo alle Waaren in großen, zweirädrigen Karren transportirt werden müssen, ein bedeutendes Element der Bevölkerung ausmacht, zählt nicht gerade die feinsten und gebildetsten Männer zu seinen Mitgliedern. Wirklich gebrauchten auch meine neuen Freunde gar zu häufig eine Menge Worte, die kaum in anständiger Gesellschaft erlaubt sein dürften. Besonders beliebt ist das an und für sich unschuldige Wort „blutig" (bloody); es wird als Ausdruck des Hasses oder der Annehmlichkeit allen Hauptwörtern ohne Unterschied vorgesetzt, sodaß dem Manne, der sich das Wort angewöhnt hat, Alles in der bezeichneten Farbe erscheinen muß. Die Ochsentreiber behaupten zwar, daß das Fluchen in ihrem Berufe zu den unentbehrlichsten Nothwendigkeiten gehöre, indem sich die oft störrischen Zugthiere die Worte merken und wohl wissen, auf welche Kraftausdrücke die schwersten Hiebe mit der Peitsche folgen. Zur Bekräftigung des Gesagten theilten mir die Ochsentreiber folgende Anekdote mit: Ein Geistlicher hatte von einem Fuhrmann die Erlaubniß erhalten, ein Stück weit auf seinem Karren zu fahren. Der Treiber fluchte entsetzlich auf seine Thiere, worauf ihm sein Passagier billiger Weise sanfte Vorwürfe machte und ihn bat, er möchte einmal mit guten Worten seine Ochsen zu lenken versuchen. Der Fuhrmann versprach es, und ein Stück Weges ging es ganz nach Wunsch. Da blieb der Karren im tiefen Sande stecken; der Treiber, seinem Versprechen gemäß, ermunterte die Ochsen mit sanften Worten, anzuziehen; aber ohne Erfolg. Der Fuhrmann wendet alle Schmeichelworte an, die er kennt; die Ochsen bleiben stehen. Da reißt ihm der Geduldsfaden; er wirft den Thieren ein paar Kraftworte zu; sie spitzen die Ohren; noch ein paar und sie fangen an anzuziehen; aber noch geht's nicht vom Flecke. Oh,

swear a little more (fluchen Sie noch ein Bischen), sagt endlich der Geistliche. Da tobt das ganze schwere Geschütz aus dem Munde des Fuhrmanns; die Ochsen, welche die wohlbekannten Töne vernehmen und ihre Folgen kennen, ziehen gewaltig, und der Karren knarrt vorwärts.

Roh und ungeschliffen, wie sich der Ochsentreiber zeigt, ist er doch ein wackerer, ehrlicher Mann, der seinen Beruf, welcher ihm nur Mühsale und Entbehrungen bietet, mit großer Pflichttreue erfüllt. Alle Produkte, die das Binnenland in die Hafenstädte schickt, und alle Bedürfnisse, welche die Letztern dem Erstern zusenden, gehen durch seine Hände, und höchst selten hört man von Veruntreuungen. Da der Karren bei dem häufig so schlechten Zustande der Straßen kaum mehr als 12 bis 14 Meilen täglich zurücklegen kann, so bleibt der Ochsentreiber oft Wochen lang unterwegs. Natürlich kampirt er immer; und zwar sind die Lagerstellen an der Straße bedingt durch die Anwesenheit von Gras, Wasser und Holz. Ist ein Platz mit diesen drei Erfordernissen in hinreichendem Maße versehen, so wird er fast jede Nacht von einer oder mehreren Partien benutzt. In der Nähe von Ansiedlungen, wo das Land nicht mehr zu beliebiger Benutzung offen steht, haben spekulative Besitzer von Gasthäusern häufig sogenannte Akkommodations-Pferche errichtet, d. h. eingeschlossene Weideplätze, in welchen Futter und Wasser zu finden sind; diese stehen den Fuhrleuten gegen geringe Entschädigung zu Gebote. Manchmal auch ist der Eintritt zu diesen Plätzen gratis, in welchem Falle der Wirth erwartet, daß die Reisenden wenigstens Etwas in seinem Hause genießen, sodaß er immerhin seinen Vortheil bei dem Geschäfte findet. Kehrt der Karren von einer Station leer zurück, so schläft der Fuhrmann in demselben unter der Wagendecke; ist aber der Wagen beladen, so legt man sich unter denselben, um vor Thau und Regen geschützt zu sein. Das Letztere war bei uns der Fall. Als unsere Theekessel

leer waren (die Rumflasche war schon längst trocken), und nachdem wir genug geplaudert und gesungen, wurden noch ein paar Baumstämme in's Feuer geworfen, sodaß die Funken weit umherflogen, und dann kroch ein Jeder unter die Wagen, wickelte seine Wolldecke um sich und legte sich auf die Erde. Ein Paar wachsamer, starker Hunde umkreisten während der Nacht das Lager, theils um allfällig in der Nähe vagirende Strolche ferne zu halten, theils um das Zugvieh zu verhindern, allzuweit von den Karren wegzuschweifen.

Es bedarf einiger Uebung, um ein Lager auf bloßer Erde genießen zu können. Dem Neulinge, der an schwellende Matratzen und Federkissen gewohnt ist, schmerzen am Morgen alle Knochen. Er erwacht, wenn er überhaupt geschlafen hat, steif, kalt, unerfrischt, und fühlt sich den ganzen Tag über lässig und abgemattet. Nach einigen in ähnlicher Weise zugebrachten Nächten macht sich die Sache schon besser, und hat man erst ein paar Wochen nacheinander kein Bett gesehen, so schläft es sich auf dem Boden wenigstens so gut, als im üppigsten Bette. Hat ja sogar ein Reisender nach seiner Rückkehr in das civilisirte Leben manche Nächte auf einem Stuhle schlafend zugebracht, bis er sich wieder allmälig an ein Bett gewöhnen konnte.

Ich verließ am frühen Morgen das Lager, um, wenn möglich, heute noch Golbourn erreichen zu können. Bald gelangte ich nach Merulan, einem unbedeutenden Städtchen in langweiliger Gegend. Ein starker Regen, der fast den ganzen Tag herunterströmte, zwang mich, schon am Nachmittage in einem stattlichen Gasthause Rast zu machen. Da der Regen anzuhalten drohte, war ich nicht wenig um die Fortsetzung meiner Reise besorgt; denn es bedarf hier nur eines Regens von einem bis zwei Tagen, um die ohnedies mangelhaften Wege ganz ungangbar zu machen. Ich machte mich also bereits auf eine in dem Wirthshause abzuhaltende Quarantaine

von unbestimmter Zeitdauer gefaßt, als ich am Morgen das Wetter wieder ganz günstig fand, sodaß ich mich von meinem Wirthe verabschieden konnte. Die Straße zieht sich allmälig zu einer bedeutenden Höhe empor, welche südwärts steil in die weite, baumlose Goulburn=Ebene abfällt. Eine schöne Brücke führt hoch über den Mulwarree-Creek, einen Nebenfluß des Wollondilly. Der Bach, gewöhnlich sehr unbedeutend, schwillt nach starkem Regen rasch an und ist dann ein Schrecken seiner Umgegend. Aus diesem Grunde mußte auch eine so großartige Brücke über das unscheinbare Wasser gebaut werden. Die Stadt Goulburn, welche unweit der Brücke liegt, ist die größte Ortschaft der Kolonie südlich von Sydney. Sie zählt bereits über 3000 Einwohner und besitzt ansehnliche öffentliche Gebäude und eine große Anzahl von Gasthäusern und Kaufläden.

Ich verließ hier die Straße nach Melbourne und wandte mich südöstlich gegen die Küste zu, um Braidwood zu erreichen. Nachdem ich ein waldiges Hügelland von einigen Meilen Breite durchwandert hatte, gelangte ich auf eine ausgedehnte, durchaus flache, baumlose Ebene, die, wie ich vermuthe, mit der Goulburn-Ebene in Verbindung steht. Wie ein Meer dehnte sich vor mir eine unbelebte, unbewohnte, mit spärlichem Grase bedeckte Fläche aus; nur im äußersten Osten zeigte sich am Horizonte ein verschwommener, dunkler Streifen; es war der Wald, der dort die Ebene begrenzte. Diese schien mir hier wenigstens 12 Meilen breit zu sein (ihr größter Durchmesser beträgt 15 Meilen). Da ich weit und breit keine menschliche Wohnung bemerkte, und der Abend schon ziemlich vorgerückt war, so zögerte ich, die Fläche zu betreten, in welcher mir die wenig verlockende Aussicht bevorstand, ohne den Schutz eines Baumes und ohne einen Trunk Wassers die Nacht zubringen zu müssen. Schließlich stieß ich vom Lande, d. h. ich machte mich auf den Weg. Das Ufer hinter mir wich nach und nach zurück, und

nach etwa 2 Stunden stand ich ziemlich in der Mitte der Fläche, die mich wie ein festgebannter Ozean rings umgab. Da taucht plötzlich ein noch nicht beachteter Gegenstand am Horizont auf; es ist ein kleines Haus, das zwar noch nicht fertig gebaut ist, dessen Bewohner mir aber gerne ein schützendes Obdach und ein Abendbrod anbieten.

Noch bedurfte es mancher Schritte, bis am folgenden Morgen der Wald im Osten sich deutlich zeigte, und noch mehr waren nöthig, bis ich in seinen willkommenen Schatten eintreten konnte.

An keinem Orte in Australien habe ich eine so große Anzahl von Papageien gesehen, wie hier. In der Ebene hüpfte häufig ein grüner Erdpapagei auf dem Boden umher. Als ich das Waldland betrat, erhob sich schreiend ein Flug weißer Kakadu's, und in einer Lichtung im Walde war ein Heustock förmlich purpurroth von der Masse Papageien (Platycercus eximius), welche das Heu auseinander rissen, um die Samen der Gräser zu verzehren. Sie ließen mich so nahe an sie herankommen, daß ich leicht eine beliebige Anzahl derselben mit dem Stocke hätte erschlagen können. Ich glaube nicht, daß irgend ein anderes Land so viele, durch Farbenpracht ausgezeichnete Papageien aufzuweisen hat, wie Australien. Gerade die allergewöhnlichsten Arten, welche zu Hunderten den sonst so stillen Wald mit ihrem Gekreische beleben, wie der allfarbige Parrakit (Platycercus eximius), Pennant's Parrakit (Pl. Pennantii), Swainson's Lorikit (Trichoglossus Swainsonii) und andere sind mit den schönsten und mannigfachsten Farben geschmückt. Die zierlichste Art, der jetzt jedem Vogelliebhaber in Europa so wohl bekannte Wellenpapagei (Melopsittacus undulatus), kömmt in der Küstenebene kaum vor. Er unternimmt große Wanderungen aus dem Innern des Landes nach der Südküste, wo er dann in solchen Massen erscheint, daß er in Melbourne nur 40 Centimes per Stück gilt.

Der Weg vom Ende der Ebene bis Braidwood, eine Strecke von nahezu 40 Meilen, führt durch ununterbrochenen Hochwald. Gerne verweilt das Auge einmal auf einem grünen Hügel oder sogar auf einer der sumpfigen, offnern Stellen, welche das Einerlei hie und da unterbrechen. In weiten Distanzen trifft der Reisende eine kleine Farm oder ein Wirthshaus, in welchem man sich für 3 Franken an einer Flasche Ale oder für 60 Centimes an einem winzigen Gläschen Wein erlaben kann. Nur der Shoalhavenfluß, welchen man zu überschreiten hat, bringt einige Abwechslung. Er strömt hier in einem breiten, häufig überschwemmten und daher unschönen Flachlande. Der Weg führt direkte auf das Ufer zu und durch den Fluß; ich wollte mich eben anschicken, ihn zu durchwaten, als ein Karren daherfuhr, auf welchem ich hinübersetzen konnte. Braidwood liegt im Centrum einer Anzahl sehr bedeutender Goldgruben und ist daher mit seinen 1000 ständigen Bewohnern ein ziemlich lebhafter Ort. Von dem Städtchen marschirte ich wieder durch einen Wald, welcher frappante Aehnlichkeit mit der eben zurückgelegten Strecke besaß und daher nicht im Stande war, den Touristen ganz zu befriedigen. Erst als ich die Niederlassung am Irischen Winkel (Irish Corner), 10 Meilen von Braidwood, erreichte, fing die Landschaft an, die Fußreise einiger Maßen zu lohnen. Nachdem man einige Meilen ein waldiges Hügelland durchwandert, steht man plötzlich an dem Rande eines tiefen, grünen Thales, des Goldthales Araluen. Gegen eine Meile lang senkt sich der Weg, und zwar so steil, daß man an einigen Orten fast hinunterklettern, statt gehen, muß. Die Waaren, welche in das Thal geschafft werden, müssen auf kleinen Schleifen diesen halsbrecherischen Pfad hinuntergebracht werden. Der fortwährende Gebrauch dieser Schlitten hat an mehrern Stellen den Weg spiegelglatt geebnet, was die Schwierigkeit der Passage noch erhöht. Dieser Paß, welcher nach einem nicht schwierig zu erklärenden

Unfalle den etwas prosaischen Namen dirty butter track (schmutzige Butter-Weg) führt, bildet die einzige Verbindung des Goldthales mit der übrigen Welt. Im Thalgrunde angelangt, durchwandert man noch eine kurze Waldstrecke und befindet sich dann plötzlich in der belebtesten Szenerie.

Ueberall ist der Boden aufgewühlt; Haufen von Erde und Steinen liegen umher; zerstreut über die ziemlich ausgedehnte Thalfläche stehen Zelte, Blockhäuser, Wirthschaften und Krämerbuden, zwischen welchen sich die Goldgräber umhertreiben mit rothen Hemden, hohen Wasserstiefeln, struppigen Bärten und mit der unvermeidlichen Stummelpfeife im Munde. Ein deutscher Digger (Goldgräber), den ich traf, sagte mir, meine Landsleute wohnen noch zwei Meilen weiter thalabwärts. Die Berge treten bald näher zusammen und verengen das Thal zu einer förmlichen Schlucht; aber überall herrscht die gleiche Geschäftigkeit, dasselbe rege Treiben und Haschen nach dem gelben Metalle. Besonders an Stellen, wo die Thalwände etwas auseinander treten und der Entstehung einer kleinen Alluvialfläche Raum boten, drängen sich die rohen Wohnstätten der Goldsucher zu kleinen Dörfern zusammen.

Ich fand bald meine Freunde, welche in voller und erfolgreicher Arbeit begriffen waren. Das Gold findet sich in den ergiebigsten Quantitäten in dem Bette des Thalbaches, der vor wenigen Jahren noch ungestört und rein durch das einsame Thal floß, um sich weiter unten mit dem Moruya-Flusse zu vereinigen. Jetzt ist aus dem fröhlich dahinjagenden Bergwasser ein trüber schlammiger Bach geworden, der kaum noch an einer Stelle sein früheres Bett behaupten kann, sondern überall, durch gierige Hände daraus verdrängt, sich zwischen aufgeworfenen Haufen von Erde und Steinen eine mühsame Bahn suchen muß. Die Arbeit ist in Araluen verhältnißmäßig leichter, als an den meisten andern

Stellen, und daraus erklärt sich auch theilweise die große Frequenz des Platzes. Man braucht hier keine tiefen, gefährlichen Stollen zu graben, bevor man zu der goldführenden Schicht gelangt, sondern das Gold, das im Verlauf der Jahrtausende von dem Flusse aus seinen ursprünglichen Lagerstätten heruntergeschwemmt worden ist, liegt wenige Fuß unter der Oberfläche der Erde.

Meine Landsleute arbeiteten folgender Maßen: Zuerst wird der Bach in einen andern Kanal gelenkt, um sein ursprüngliches Bett trocken zu erhalten. Das Bett wird dann aufgewühlt. Unmittelbar unter dem Boden befindet sich eine tiefe Schicht von rothem Lehm, mit Sand und größern und kleinern Geröllstücken vermischt, und dieses ist nun das goldführende Material. Die mit Pickäxten herausgearbeitete Masse wird auf einen Haufen geworfen und heißt jetzt Waschstoff. Hat man eine genügende Menge dieses Stoffes in Bereitschaft, und findet sich zugleich auch ein hinreichendes Quantum von Wasser vor, so beginnt das Geschäft des Waschens. Von dem Hauptkanale nämlich, in welchen das sämmtliche Wasser des Baches geleitet wurde, geht ein kleinerer Kanal ab, der vermittelst einer Schleuse beliebig mit Wasser versehen werden kann. Dieser wird aus festen Brettern gebaut und bekömmt zwei Böden, von welchen der innere mit vielen runden Löchern versehen ist. Während ein Arbeiter den Waschstoff schaufelweise in den Kanal, durch welchen jetzt Wasser geleitet wird, schafft, rührt ein zweiter mit einem Rechen den Stoff durcheinander. Die größern Geröllstücke kommen nicht in den Kanal, sondern werden mit einer Bürste abgewaschen, um allfällig daran haftende Goldtheilchen zu entfernen, und dann bei Seite geworfen. Das Gold sinkt vermöge seiner größern Schwere auf den Boden des Kanals, von wo es, wenn aller Schlamm weggespült worden ist, mit Messern sorgsam abgekratzt wird. Immerhin geht noch viel Gold mit dem weggeschwemmten Waschstoffe verloren; allein die Arbeit

geht doch mit weniger Verlust vor sich, als wenn man sich der sogenannten Wiege (craddle) bedient, schon aus dem Grunde, weil der Kanal viel länger ist, als die Wiege.

Um das Gold von beigemischtem Sande zu reinigen, wird es in einer Blechschüssel nochmals gewaschen. Man erhält dann als Rückstand das Gold in größern und kleinern Blättchen bis zu den feinsten Körnchen, vermischt mit einem schwarzen, schweren Sande. Dieser enthält sehr viel Eisen und kann daher vermittelst eines Magnetes von dem edeln Metalle getrennt werden. Das Gold ist jetzt zum Verkauf bereit und gilt im Durchschnitt circa 95 Franken per Unze. Meine Freunde machten am Tage meiner Ankunft 6 Unzen, was unter 3 Mann vertheilt keinen üblen Taglohn abwirft. Sie haben 3 Arbeiter in Dienst genommen, denen sie wöchentlich 81 Franken Arbeitslohn per Mann geben. Die Wohnung der Goldgräber ist ein Zelt, oder, wie es bei meinen Landsleuten der Fall war, ein rohes Blockhaus. Dieses ist mit einem Rindendache gedeckt und enthält nur Einen Raum, der zugleich als Wohnzimmer, Schlafkammer und Küche dient. Fenster sind unbekannte Bequemlichkeiten; das Licht des Tages ist genöthigt, wie Alles, was herein will, durch die Thüre einzutreten. Längs 3 Seiten des Raumes ziehen sich in 2 Etagen, wie im Zwischendecke eines Schiffes, die Bettstellen entlang; denn unsere Leute sind Spekulanten, welche andere Digger für den mäßigen Preis von 50 Franken per Woche in Kost und Logis nehmen. Die Mitte des Zimmers nimmt ein breiter Tisch ein, welcher nebst einigen Bänken und Kleiderkoffern das gesammte Mobiliar einer Junggesellenwirthschaft bildet. Uebrigens leben diese Junggesellen sehr anständig; sie würden sich schämen, ein Stück Brod zu essen, ohne fingerdick Butter darauf zu streichen; der letztere Artikel kostet ja nur Fr. 4. 50 Ct. per Pfund. Auch haben sie einen Koch angestellt, einen hübschen, gewandten Franzosen, dem das Leben eines Küchenjungen an Bord eines fran-

zösischen Kriegsschiffes zu wenig Reize darbot, und der daher eines Tages, als er auf Urlaub an Land war, eine Postkutsche irriger Weise mit seinem Schiffe verwechselte und mit Hülfe derselben schleunigst nach den Goldfeldern abreiste. Jetzt bedient er die table d'hôte unserer Goldgräber und bezieht für seine werthvollen Dienste, außer freier Kost und Logis, einen wöchentlichen Gehalt von 37 Franken. Am Ende der Woche, während welcher ich in Araluen verweilte, fand es sich, daß die Schweizer zusammen 28 Unzen Gold in den 6 Werktagen gefunden hatten. Nach Abzug der Arbeitslöhne für ihre 4 Angestellten und des Antheils, welchen ein Krämer für Vorschüsse an dem Geschäfte bezieht, blieb Jedem noch circa 400 Franken als Reinertrag der Woche übrig. Dabei muß freilich bemerkt werden, daß diese Woche eine sehr günstige war, und daß meine Landsleute eines der besten Loose (claims) im Thale besaßen.

Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen. Dieses Sprüchwort beachten die Diggers sehr gewissenhaft. Eine stattliche Gesellschaft von Abenteurern versammelte sich am Samstag Abend in unserm Blockhause. Da waren Engländer, Irländer, Deutsche, Schweizer, ein Franzose (der Koch) und ein Korse, der im nächsten Loose arbeitete. Während des Nachtessens, das aus Pastete und Pudding bestand, wurden die Begebenheiten der verflossenen Woche besprochen; natürlich bildete der Ertrag der Goldfelder das Hauptthema. Hier hatte ein Irländer in 2 Tagen 10 Unzen gemacht; dort waren 6 Mann 14 Tage an der Arbeit gewesen, hatten ein mächtiges Loch gegraben und nicht eine blasse Idee von Gold gesehen; daher waren sie eines Morgens verschwunden, da sie ihre Schulden an den Kaufmann, der ihnen den Proviant, und an den Kneipwirth, der den Schnaps geliefert, nicht bezahlen konnten. Weiter thalabwärts war ein betrunkener Goldgräber um Fr 1500 beraubt worden; er hatte aber nicht die geringste Vorstellung,

wann und wie das Unglück über ihn gekommen, und daher ist nur schwache Hoffnung vorhanden, daß er je wieder Etwas von seinem Gelde sehen werde. Als der Vorrath von Neuigkeiten erschöpft war, erschien ein Paket Karten auf dem Tisch. Ein Spiel, dem vingt-un ähnlich, wurde vorgeschlagen und mit Akklamation angenommen. Man setzte ziemlich hoch, und die Pfunde wechselten rasch ihre Eigenthümer. Doch blieb auch der Verlierende beim besten Humor; höchstens ein kräftiges „damn it“, dem ein ebenso kräftiger Zug aus der Branntweinflasche folgte, war das Zeichen, wenn Einer einige Sovereigns oder schmutzige, zerknitterte Banknoten seinem Nachbarn zuschieben mußte. Da ich nicht mitspielte, durchblätterte ich in der Zwischenzeit einen Band der Fliegenden Blätter; das Fliegen wäre für diese Blätter freilich eine schwierige Aufgabe geworden; denn sie waren schwer von dem Schmutze manches breiten Daumens, der sie umgedreht hatte.

Das Blockhaus füllte sich allmälig mit Tabaksdampf und mit Jodeln und Singen. Ich trat hinaus in die herrliche Sternennacht wandte mich thalabwärts und kam bald in ein kleines Dorf. Da herrschte Jubel und Gesang fast in jedem Hause; denn fast jedes Haus war eine Schenke. Ich trat in eine der häßlichst aussehenden, eine Bretterhütte mit einem Dache von Segeltuch. Eine Menge Digger standen am Büffet, lagen auf Bänken oder saßen um einen langen, schmutzigen Tisch. Alsbald bot mir Einer, ein großer, starkknochiger Mann, der aber bereits zu viel des Geistigen genossen hatte, zu trinken an, und ich erwiederte nach Landessitte die Höflichkeit. Da er erfuhr, ich sei vor wenigen Tagen erst angekommen, und also noch Geld in meinen Taschen wittern mochte, schlug er mir vor, ich solle mich mit ihm associren, um eine Stelle, die gut zu werden verspreche, auszubeuten. Ich verneinte und bemerkte, daß ich nur vorübergehend Araluen besucht habe und bald wieder abreisen werde. Dem Manne schien die abschlägige Antwort nicht

sehr zu gefallen, und alsbald erbot er sich freundlichst mit mir zu boxen. Einige der Digger stellten sich bereits auf, um den Kampf anzusehen. Da erschien plötzlich als deus ex machina der Wirth und schmiß meinen Gegner zur Thüre hinaus. Niemand hatte Etwas gegen diese Prozedur einzuwenden, indem der Betreffende ein bekannter und nicht eben beliebter Raufbold war. Als ich mich nach Hause wandte, sah ich im Vorübergehen meinen vorherigen Gegner friedlich in einem Graben liegen und seinen Rausch schnarchend ausschlafen. Im Logis war noch Alles lebhaft, obschon Mitternacht schon geraume Zeit vorbei war. Zwei Digger waren auf Besuch gekommen, und, da sie erklärten, sie haben noch Hunger, so wurde eine große Büchse mit eingemachtem Lachs geöffnet und eine neue Flasche Rum angestochen.

Ich habe hier das Leben erfolgreicher Digger geschildert; aber viele hundert Andere, denen Fortuna nicht hold ist, arbeiten hart und streng und verdienen mit Mühe ihr tägliches Brod. Die Schicksale meiner Landsleute bieten ein ziemlich getreues Bild von den Wechselfällen eines Diggerlebens, und ich will sie daher hier kurz wiedergeben.

Gleich nach ihrer Ankunft in der Kolonie wandten sich die Schweizer nach Araluen, wo ihnen, wie bemerkt, das Glück lächelte. Da sie ganz mittellos in den Diggings anlangten, mußten sie einen Mann finden, der ihnen Werkzeug und Proviant für die erste Zeit lieferte. Ein Krämer findet sich gewöhnlich bereit dazu, das Geschäft gegen einen Antheil an dem zu findenden Golde zu wagen, besonders wenn die hülfsbedürftigen Digger starke und an rauhe Arbeit gewohnte Männer sind. Unsere Schweizer fingen also an, ihr Loos zu bearbeiten, und machten dermaßen gute Geschäfte, daß sie in kurzer Zeit ihre Schulden, die sich auf nahezu 2000 Franken beliefen, abzahlten, und, wären sie sparsam gewesen, ein gutes Stück Geld hätten zurücklegen können. Allein wo findet

sich ein ökonomischer Digger? Diese Spezies existirt noch nirgends. Zwar sind die Zeiten vorbei, in welchen Goldgräber ihre Pfeifen mit Pfundnoten anzündeten oder bei Besuchen in der Stadt eine beliebte Schauspielerin mit Bankzetteln bewarfen. Die Neigung zur Verschwendung ist noch da; nur ist der zu verschwendende Stoff seltener geworden.

Unsere Goldgräber langweilten sich nachgerade in Araluen. Der Ertrag ihres Looses verminderte sich allgemach, und zudem versetzte die Entdeckung, wie man sagte, unerhört reicher Goldfelder bei Kiandra am Schneeflusse (Snowy River) das gesammte goldsuchende Publikum in ungemeine Aufregung. Jedermann hatte nur das Wort Kiandra im Munde; man machte sich auf einen „rush“, d. h. ein Zusammenströmen von Menschen nach dem neuen Goldlande, gefaßt, welcher den berüchtigten rush nach Port Curtis noch übertreffen sollte. Mit Sehnsucht harrten Tausende auf den Frühling, um nach dem neuen Eldorado aufzubrechen; denn der Winter ist in den australischen Alpen, in welchen Kiandra liegt, zu rauh, um die Arbeit unter freiem Himmel zu erlauben. Unsere Freunde verkauften ebenfalls ihre Stelle und vergnügten sich bis zum Erscheinen des ersehnten Frühlings, in Little River, unweit Araluen, zu graben. Hier aber verließ sie ihr gewohntes Glück. Die goldführende Schicht liegt an dieser Stelle an 60 Fuß tief unter der Oberfläche; rechts und links von unsern Diggern waren ihre Nachbarn bereits auf eine lohnende Schicht gestoßen; die Schweizer hatten schon tiefer gegraben, als diese Nachbarn, und noch zeigte sich kein Gold. Also gab man den Platz auf, ohne ihn gerade mit Segenssprüchen zu überschütten und wanderte nach dem Schneeflusse. Inzwischen kamen Chinesen nach der Stelle am Little River, stiegen in die verlassene Grube hinunter, gruben noch ein paar Fuß tiefer und nahmen binnen 14 Tagen für eine große Summe (man sprach von mindestens 17,000 Franken) Gold heraus.

Wie die Meisten, so wurden auch unsere Goldsucher am Schneeflusse in ihren Erwartungen bedeutend getäuscht. Statt fabelhaft ergiebiger Fundorte fanden sich höchst mittelmäßige Felder, und die Stadt Kiandra, welche, so zu sagen, über Nacht mit Hôtels, Theatern und Banken aus dem Boden gestiegen war, schrumpfte bald wieder zu ihrer primitiven Ausdehnung zusammen. Die Schweizer, die bisher treulich zusammengehalten, trennten sich nun. Die Einen versuchten ihr Glück am Lachlan; ein Anderer wanderte in die neu entdeckten Felder von Fairfield, kehrte aber bald nach Sydney zurück, wo er mich besuchte. War er in der Schweiz ein wackerer Weinbauer gewesen, so hatte er sich jetzt in einen ebenso wackern Digger umgewandelt. Sorglos um die Zukunft, jovial und gesellig, freigebig, wenn er Etwas zu geben vermag, und immer der angenehmen Hoffnung lebend, er werde dereinst ein beispiellos ergiebiges Goldloch entdecken, mit dessen Ertrage er in die Heimat zurückkehren könne, treibt er sich, wie tausend Andere mit ihm, von Goldfeld zu Goldfeld.

Noch ein Wort über die Goldgrube im Thale Araluen. Die Schweizer, wie bemerkt, hatten ihr Loos an Engländer verkauft; allein diese sollten bald Ursache haben, ihren Kauf zu bereuen. Es kam eine trockene Jahreszeit; Monate lang fiel kein Tropfen Regen, und der Thalbach zeigte ein staubdürres Bett. Man konnte daher kein Gold waschen, und die Haufen von Waschstoff, die man herausarbeitete, wuchsen von Tag zu Tag. Auf einmal kam der Regen; aber nicht in segensreichen Schauern, sondern in verheerenden Strömen. Der Bach schwoll an; die Goldgräber mußten mitten in der Nacht hinaus und arbeiteten bis an die Brust im Wasser, um wenigstens einen Theil des kostbaren Waschstoffes, der Frucht wochenlanger Arbeit, zu retten. Aber das Element siegte über die Kräfte der Männer; als diese in das nahe Blockhaus zurückkehrten, stand bereits das Wasser einen Fuß tief in der

Stube. Man brachte die Nacht auf den Hügeln zu. Die Morgensonne beleuchtete eine Szene der furchtbarsten Verwüstung, und die Stelle, wo das Blockhaus gestanden, war nur mit Mühe zu erkennen. Gleiches Schicksal theilten in jener Nacht Hunderte von Goldgräbern, und leider gingen außer großem Werthe an Häusern, Werkzeug und Waschstoff auch manche Menschenleben verloren.

Der Mangel an Wasser und wieder die zeitweise allzugroße Fülle dieses Elementes sind für das Geschäft des Goldgräbers, sowie für die gesammte Kolonie, die großen Schattenseiten in dem sonst so vielfach bevorzugten Lande.

Das hübsche Thal von Araluen verengt sich nach und nach zu einer Schlucht, je mehr man sich der Einmündung des Thalbaches in den Moruyafluß nähert. Ueberall ist das Bachbett reich an Gold, und daher erblickt man überall die rohen Behausungen der Digger in den gelichteten Stellen an den Thalwänden. Ich hatte beabsichtigt, dem Thale bis zur Küste zu folgen, um von Broulee, einem kleinen, schlechten Hafenorte an der Mündung des Moruya, nordwärts nach dem Clydeflusse zu gelangen. Allein man schilderte mir den Weg als bereits ungangbar, und daher mußte ich mich entschließen, den Dirty-Butter-Paß wieder zu benutzen. Da es Sonntag war, als ich Araluen verließ, gaben mir mehrere Digger einige Meilen weit das Geleite. Sonst ist es still in den Ortschaften am Sonntage; denn der Sabbath wird nach englischem Ritus äußerst strenge gehalten. In den Diggings aber ist es anders. Da schallte der Wald von den Axthieben, mit denen sich die Goldsucher ihren wöchentlichen Bedarf an Brennmaterial verschafften. Viele saßen vor ihren Hütten und flickten oder wuschen ihre Kleider, auf die sich während der rauhen Arbeit eine Schicht rothen Thons abgelagert hatte. Die Meisten aber trieben sich in den Schenken umher und verpraßten den Rest ihres Wochenlohnes, den ihnen der gestrige Abend noch übrig gelassen hatte. An andern

Orten bleiben die Wirthshäuser am Sonntage geschlossen; hier aber stehen sie weit offen und werden sehr frequentirt. Freilich stört der Lärm hier keinen Gottesdienst; denn eine Kirche existirt nicht, und nur selten sieht man einen wandernden Prediger, der, auf einem Baumstumpfe stehend, eine kleine Zuhörerschaft zu erbauen sucht und mit weithin hörbarer Stimme einen Psalm absingt. Der Polizist, welcher, den kleinen Stock in der Hand und den Revolver in der Tasche, gravitätisch einherschreitet, kümmert sich anscheinend wenig um das Singen und Jauchzen in den zahlreichen Vergnügungsorten; doch sollte irgendwo wegen einer Schlägerei oder eines Diebstahls seine Gegenwart nöthig werden, so ist er bald zur Stelle und ruft im Nothfalle mit seiner schrillen Pfeife Hülfe herbei.

Nach einem tüchtigen Abschiedstrunke mit den Goldgräbern setzte ich meinen Weg fort und erklomm den steilen Paß — eine heiße Arbeit an einem schwülen Nachmittage.

Ich kam heute nicht weiter als bis zum Irish Corner; doch war ich keineswegs abgeneigt, hier zu rasten; denn das Wirthshaus ist eines der besten an der Straße und führt keine übertriebenen Preise. Früher waren die Gasthöfe in der Nähe der Goldfelder als schlecht, unsauber und theuer verschrieen. Die zweite Eigenschaft findet sich häufig noch vor, und führt der Unstern einen Reisenden in ein solches Haus, so kann er sich von vorneherein auf eine schlaflose Nacht gefaßt machen; denn die Insektenwelt läßt keinen Menschen ungestraft ihre einmal eingenommenen Quartiere betreten. Die Kost ist durchwegs zwar genießbar, aber höchst einförmig. Morgens Thee mit Toast (gerösteten Brodschnitten), Schinken und weich gesottenen Eiern; Mittags Roastbeef oder Beefsteak mit Kartoffeln und Pudding, Abends Thee mit Schinken und Eiern — dies ist die gewöhnliche Speisekarte in einem australischen Hotel. Man bezahlt für jedes Mahl $2^1/_2$ bis 3 Franken

und gewöhnlich eben so viel für ein Bett. An der Küste stellen sich die Preise etwas billiger; je weiter man aber in das Innere vordringt, desto höher steigen sie, so daß eine Flasche Ale, die in Sydney für 1 Fr. 20 Ct. zu haben ist, an manchen Orten auf 3 bis 3½ Franken zu stehen kömmt.

Ein Schottländer, welcher ebenfalls nach der Küste reisen wollte, gesellte sich des Morgens zu mir. Der Wirth beschrieb uns die Richtung, die wir durch den Busch einschlagen sollten, um ein 5 Meilen von hier entferntes Wirthshaus an der Straße von Braidwood nach dem Küstenstädtchen Nelligen zu erreichen. Allein wir marschirten den größern Theil des Tages, ohne die betreffende Straße zu sehen, bis wir gegen Abend einen Mann trafen, der uns die tröstliche Auskunft gab, wir seien unweit Braidwood. Mein Begleiter war trostlos über unsere Irrfahrt und beschloß, nach der letztgenannten Stadt zu gehen, um dort die Postkutsche zu erwarten. Ich aber machte ganze Wendung und wanderte der Küste zu. Müde und hungrig, da ich den ganzen Tag außer dem Frühstück Nichts zu kosten bekommen hatte, gelangte ich Abends an das Wirthshaus, von dem ich am frühen Morgen 5 Meilen entfernt gewesen war.

Da ich bis Nachmittags 3 Uhr, um welche Zeit der Dampfer von Nelligen nach Sydny abfährt, volle 20 Meilen zurückzulegen hatte, brach ich vor Tagesanbruch auf. Der Weg ist bedeutend unterhaltender, aber viel anstrengender, als der, den ich gestern gemacht hatte. Gestern hatte ich immer eine durchaus ebene Waldgegend durchwandert; heute wechselten Berg und Thal, oder besser Berg und Schlucht, fortwährend, so daß ich mir fast die Ebene zurückwünschte. Vom Wirthshause zieht sich die Straße mehrere Meilen weit langsam aufwärts. Auf der Höhe eröffnet sich eine romantische Aussicht auf ein Gewirr von Bergmassen, bald lange Rücken, bald domförmige Kuppen, zwischen welchen in einsamen

Waldschluchten frische Gebirgsbäche dem Clydeflusse zueilen. Die Straße senkt sich längs einer solchen Schlucht, in welcher ein erstaunlich reiches Pflanzenleben, ungestört von Menschenhand, das Auge des Wanderers erfreut. Mächtig stieg der Wunsch in mir auf, in dieser herrlichen Wildniß einige Tage zu sammeln und zu beobachten; allein der Mangel an Mundvorrath und einer schützenden Decke erlaubte die Ausführung des Planes nicht. Steil fällt der Weg in die Schlucht ab, in welcher eine kleine Häusergruppe in einer Lichtung steht, und ebenso steil steigt er jenseits des Thalbaches wieder empor. Der Marsch wird sehr beschwerlich; mehrere hohe Bergrücken, durch tiefe Schluchten von einander getrennt, sind nach einander zu überschreiten. Am Abhange eines dieser Berge besteht das Unterholz des Waldes aus einer hübschen Cikadee (Microzamia australis); ihre scharlachrothen, fast fußlangen Fruchtzapfen, die zwischen den steifen, gefiederten Blättern hervorschauen, bilden eine eigenthümliche Zierde des Waldes. Der Kolonist nennt die Pflanze nicht übel die einheimische Ananas (native pine-apple). Fortwährend hört man hier den Glockenvogel, dessen Stimme, obschon nur aus wenigen Tönen bestehend, mit silberreinem Klange die Waldesstille angenehm durchbricht. In gewisser Entfernung gehört, hat die Stimme wirklich Aehnlichkeit mit dem Tone einer feinen Glocke, von welchem Umstande sich auch der Name des Vogels herleitet. Trotz üppiger Pflanzenwelt und angenehmer Vogelstimme begrüßte ich den Anblick der Küstenebene mit Freuden und wanderte fröhlich auf gut unterhaltener Straße dem nahen Ziele zu. Da ertönte plötzlich hinter mir der weithin vernehmbare Klang eines Posthorns. Ich wußte, daß der Dampfer unmittelbar nach Ankunft der Post abgehen werde, setzte mich also in Trab, rannte durch einen breiten Bach (Brücken sind an dieser Straße noch nicht erstellt worden), lief durch eine kleine, vom Clydeflusse durchströmte Ebene, erstieg athemlos einen kleinen Hügel

und sah zu meiner nicht geringen Befriedigung unter mir eine Häusergruppe am Flusse und in demselben den Dampfer. Bald saß ich an Bord des Fahrzeuges und war beschäftigt, durch ungebührliches Schnaufen meine durch den langen Lauf etwas aufgeregten Respirationsorgane wieder in ruhigern Gang zu bringen. Als dieses bewerkstelligt war, betrachtete ich die Gegend; sie wäre, auch außer Australien, nicht übel. Durch dichtes Gestrüppe von Casuarinen und Myrtengewächsen, über welche stattliche Eukalypten emporragen, fließt langsam und tief der Clydefluß; er entspringt nördlich seiner Mündung unweit der Küste und läuft dieser parallel, bis er sich in die Batemans-Bai ergießen kann; sein Thal soll nicht gewöhnliche landschaftliche Schönheiten aufzuweisen haben. Hart am Ufer, am Abhange eines steilen Hügels, liegt eine Gruppe von Häusern, kaum 20 an der Zahl; sie bilden das Hafenstädtchen Nelligen, das nur als Anfangspunkt der Straße nach den südlichen Minen einige Bedeutung erhält. Der Dampfer fuhr ab. Der Fluß erweitert sich, bis er seine Gewässer mit denen der hübschen Bateman's-Bai verbindet. Mehrere Felseninseln verschönern dieses Wasserbecken, das durch eine breite Oeffnung mit dem Ozean in Verbindung steht.

Unter den Passagieren befanden sich auch zwei Chinesen, welche wahrscheinlich mit ihrem ersparten Gelde nach Sydney und von da nach dem Reiche der Mitte reisen wollten. Einige rohe Burschen machten sich alsbald das Vergnügen, die beiden Fremdlinge zu verspotten, sogar ihre Zöpfe zu betasten und ähnlichen Unfug zu treiben. Die „Himmlischen" nahmen die Sache anfangs ruhig hin, bis Einer derselben endlich in einen Schwall von Worten ausbrach, von welchen wir natürlich Nichts verstanden, und dann Beide auf das Verdeck stiegen, um der widerwärtigen Gesellschaft auszuweichen. Ich folgte ihnen, theils um den wundervollen Abend zu genießen, theils um meinen Gedanken über eine Schattenseite in

dem Charakter der Kolonisten nachzuhängen, nämlich über das unbillige und häufig rohe Benehmen des europäischen Eingewanderten gegen die Chinesen.

Seit Entdeckung der Goldfelder in Australien überschwemmen bekannter Maßen die Söhne des himmlischen Reiches das Land, um Gold zu graben. Anfangs wurden sie wenig beachtet; wie ihre Anzahl sich aber rasch vermehrte, fing die Kolonie an, sich mit ihnen zu beschäftigen, und zwar nicht zu Gunsten der armen Eingewanderten. Ein offenbarer und keineswegs begründeter Haß gegen die Chinesen zeigte sich in allen Verordnungen, welche die Regierungen von Neusüdwales und Viktoria zur „Regulirung der chinesischen Einwanderung" erließen. Die letztere Regierung ging sogar so weit, von jedem Chinesen bei seiner Ankunft in der Kolonie eine Kopfsteuer von 250 Franken zu verlangen, so daß eine Zeit lang die Gefängnisse vollgepfropft waren von armen Burschen, welche die verlangte Summe nicht besaßen. In einem ähnlichen Mißkredite befanden sich in frühern Jahren die deutschen Einwanderer, welche auch von den Engländern keineswegs liebevoll aufgenommen wurden. Als es aber auch dem Kurzsichtigsten klar wurde, daß die Deutschen ein höchst werthvolles Element der australischen Bevölkerung zu bilden anfingen, legte sich die Abneigung, und jetzt nehmen die Deutschen den ihnen gebührenden Rang in der Kolonie ein. Anders verhält es sich freilich mit den Chinesen. Diese besuchen Australien nicht, um sich hier eine Heimat zu gründen. Ihr einziger Zweck ist, Gold zu graben und dann mit den Ersparnissen in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie leben daher äußerst eingezogen und sparsam, scheuen den Verkehr mit den Weißen so viel wie möglich und beziehen ihre wenigen Bedürfnisse von den chinesischen Kaufleuten, die sich in Australien niedergelassen haben. Während daher der europäische Goldgräber, Dank seinem Mangel an ökonomischen Talenten, mit wenigen Ausnah-

men, kaum auf einen grünen Zweig kömmt, gelingt es den meisten Chinesen, bald ein Erkleckliches zusammenzusparen. Da ihr Aufenthalt in Australien nur temporär ist, so bringen sie auch ihre Familien nie hieher. Ich kann mich wirklich nicht entsinnen, unter den Tausenden von Chinesen eine einzige Frau gesehen zu haben. Auch Knaben machen erst dann die Reise mit, wenn sie bereits im Stande sind, bei der Arbeit behülflich sein zu können. Der Haß der Kaukasier gegen die Mongolen beruht also lediglich auf Brotneid; denn alle Laster, deren man sonst die Letztern beschuldigt, existiren meist nur in der Einbildungskraft ihrer Gegner, welche den Splitter in dem Auge des Nächsten, nicht aber den Balken in ihrem eignen Auge sehen. Die Befürchtung, welche schon im Parlamente von Neusüdwales ausgesprochen worden ist, daß durch die massenhafte Einwanderung der Chinesen Australien nach und nach eine mongolische Kolonie werde, ist zu lächerlich, um einer Widerlegung zu bedürfen. Keineswegs lächerlich aber ist es, wenn die Spannung zwischen den zwei Nationalitäten in rohe Gewaltakte ausbricht; wenn, wie dies in den berüchtigten Aufläufen von Lambing Flat geschah, europäische Digger in Masse das chinesische Lager überfallen, Zelte, Häuser und Werkzeug zerstören und deren Besitzer mit Waffengewalt ihres Eigenthums berauben. Das waren freilich nur ungebildete Digger, die, durch einige Führer verlockt, zu Gewaltthätigkeiten schritten. Aber sogar Leute, welche den sogenannten höhern Ständen angehören, theilen das Vorurtheil gegen die mongolische Rasse. Haben ja selbst Parlamentsmitglieder, um Popularität zu erlangen, als Devise den Ruf: „No Chinese“ angenommen. Und dies Alles geschieht zu derselben Zeit, da die Engländer, vereint mit den Franzosen, die Hauptstadt China's stürmen und den kaiserlichen Palast plündern, um die Chinesen zu zwingen, ihr Land dem allgemeinen Weltverkehr zu eröffnen. Dem Chinesen soll also englisches Gebiet verschlossen

werden, während die Engländer durch das Recht des Stärkern in China einfallen. Freilich stimmen nicht alle Kolonisten in das Geschrei gegen die Chinesen ein. Gerade der Gutsbesitzer, mit welchem ich mich, während wir auf dem Verdecke auf und ab schritten, über den Gegenstand unterhielt, nahm lebhaft die Partei der Chinesen und beklagte die Schwäche oder Parteilichkeit der kolonialen Regierung, welche nicht im Stande ist, den Mongolen im Lande vor Plünderung und Mißhandlung zu schützen, während das geringste Unrecht, das einem Engländer in China angethan wird, alsbald von den Behörden begierig aufgefaßt und gerächt wird.

Die Fahrt längs der Küste war höchst genußreich. Die sinkende Sonne warf lange, glitzernde Streifen auf den sanft bewegten Ozean und tauchte die steilen Sandsteinfelsen an der Küste in purpurne Gluth. Bis spät in die Nacht blieb ich, nachdem mein Gefährte sich zurückgezogen hatte, auf dem Verdecke und erlabte mich an der milden, reinen Seeluft. Erst die Kühle des frühen Morgens veranlaßte mich, unter Deck zu gehen, um in einer noch unbesetzten Koje den vernachläßigten Schlaf nachzuholen.

Siebentes Kapitel.

Port Stephens und die Myallseen.

Maitland. Miller's Forest und der Hunterfluß. Der Dukholesumpf. Port Stephens. Fahrt über denselben. Der Myallfluß. Jägerleben. Der Grasbaum und Hirschhornfarrn. Erfolglose Ochsenjagd. Die Diamantenschlange. Der Ringstorch. Eine stürmische Nacht und gefährliche Bootfahrt. Rückkehr nach Maitland. Die Eisenbahn nach Lochinvar. Die Stadt Newcastle.

Die Küste von Neusüdwales ist überaus reich an Buchten und Häfen, in welchen der Schiffer Schutz bei drohendem Wetter findet.

Port Jackson nimmt unter diesen den ersten Rang ein; Port Stephens, 1½ Breitegrade weiter nordwärts gelegen, kömmt ihm an Größe gleich und übertrifft ihn noch an landschaftlicher Schönheit. Nördlich von dieser letztern Bai erstreckt sich ein weiter Landstrich bis in die Nähe des Manningflusses, welcher noch ganz unbewohnt und fast unbekannt ist. Schon längst wünschte ich diese Gegend kennen zu lernen und nahm daher die Einladung eines Freundes aus der Stadt Maitland am Hunterflusse, mit ihm die Tour nach Port Stephens zu machen, gerne an. Das Schiff City of Newcastle, eines der prächtigen Boote der Australischen Dampfschifffahrtsgesellschaft, brachte mich nach einer nächtlichen Fahrt von 6 Stunden nach Newcastle an der Mündung des Hunterflusses. Da ich die Stadt wieder auf meiner Rückreise nach Sydney besuchen wollte, verschob ich die Besichtigung derselben und fuhr mit dem Zuge nach der 20 Meilen entfernten Stadt Maitland. Die Fahrt geht zuerst längs des Hafens, in welchem beständig eine bedeutende Anzahl von Schiffen liegen, um Kohlen zu laden. Dann folgen ausgedehnte Sümpfe, welche mit Gebüsch abwechseln; erst kurz vor Maitland wird die Landschaft etwas hüglig. Ost-Maitland ist ein ziemlich ansehnlicher Ort mit gegen 2000 Einwohnern; auch hier ist das größte und am meisten in die Augen fallende Gebäude ein festes Zuchthaus. Die Lage des Ortes, an mehrern Hügeln, die mit einer sparsamen Grasdecke bekleidet sind, ist nicht unangenehm. Ich fand hier meinen Freund, der, begierig auf den Beginn der Expedition, noch zwei Herren und einen Diener zur Theilnahme eingeladen und sich bereits mit allem Nöthigen versehen hatte. Leider strömte am folgenden Morgen heftiger Regen herunter; da indessen dieser gegen Mittag nachließ und sogar die Sonne zwischen den dichten Wolken hervorblickte, beschloß man, aufzubrechen. Voraus ritt als Vorposten unser Kapitän, um allfällige Schwierigkeiten auf der Straße anzuzeigen und zugleich auch als ge-

wandter Schütze ein scharfes Auge auf sich darbietende Jagdbeute zu richten. Dann folgte ein Karren mit Proviant, wollenen Decken und einem Zelte. Den Beschluß machte ein sogenanntes Buggy, ein leichtes, vierrädriges Wägelchen, das ganz dazu gebaut ist, um auf schlechten Straßen benutzt zu werden, ohne fortwährend zu Schaden zu kommen. Der modus operandi gefiel mir außerordentlich; zumal ich den Ehrenplatz auf dem gepolsterten Sitze des Buggy einnahm. Die Landschaft bleibt für 3 oder 4 Meilen hüglig, ohne daß indeß die Bodenerhebungen bedeutend werden; überall herrscht Gummiwald vor. Die Hügel bleiben allmälig zurück, und man betritt ein großes Flachland, vollständig eben und baumlos; trotz der letztern Eigenschaft trägt es den Namen Miller's Forest. Jetzt, nachdem es mehrere Tage geregnet hatte, bildete die ganze Ebene Einen großartigen Sumpf, der von einer Menge träger Bäche durchschnitten wird. Die Vegetation trägt fast europäisches Gepräge; Seggen und Binsen bilden einen dichten Rasen und das gewöhnliche Rohrschilf schwankt am Ufer der Gräben im Winde. Was die Straße, welche durch den Sumpf führt, betrifft, so habe ich weder früher noch später ihres Gleichen gesehen. Nicht zolldicker, aber fußtiefer Schlamm bedeckte sie. Von Fahren war keine Rede; denn die Pferde hatten genug zu thun, die Karren durch den Morast zu schleppen. Wir arbeiteten uns durch, so gut es eben gehen wollte, und waren wohl zufrieden, wenn wir nur einen Fuß tief einsanken. Einer von uns fiel, zum Ergötzen seiner Gefährten, bis an die Hüfte in ein Wasserloch, das er überspringen wollte. Da hätte man unsere Toiletten sehen sollen! So ging es 5 bis 6 Meilen weit, bis wir zur allgemeinen Zufriedenheit die Ufer des Hunterflusses dem Städtchen Raymund-Terrace gegenüber erreichten. Hier ist eine Fähre über den schönen Fluß, der, ruhig und klar, in Breite dem Rheine bei Basel beinahe gleichkommend, der Bai von Newcastle zuströmt. Eben sollte ein Trupp Vieh hinüber-

geschafft werden und wurde also in die starke Einfriedigung, die zu solchen Zwecken am Strome erbaut ist, getrieben. Aber obschon die fliegende Brücke dicht am Ufer lag, wollte kein Bull sie betreten. Endlich gelang es den Flüchen und Peitschenhieben der Treiber, die Thiere auf die Brücke zu bringen. Im Nu war sie voll von stoßenden und drängenden Ochsen, die das Fahrzeug durch die Gewalt ihres Anpralles bald in den Strom stießen. Mehrere Rinder, die keinen Platz auf der Brücke gefunden oder sich nur mit den Vorderbeinen auf dieselbe gestemmt hatten, stürzten in's Wasser. Die Thiere auf der Brücke fingen indessen an unruhig zu werden; die Brücke lehnte sich gewaltig auf die Seite und krach, war ein Seitengeländer, obschon aus tüchtigen Balken gezimmert, in Stücke zerbrochen, und die ganze Masse der riesigen Thiere stürzte in den Strom. Alsbald bestiegen 3 oder 4 Männer ebensoviele Boote und suchten durch Schläge und Geschrei die Thiere zu bewegen, das jenseitige Ufer zu gewinnen. Nach und nach sah man die meisten derselben das Land erreichen.

Als unsere Karavane endlich auf der halbzerstörten Brücke übergesetzt werden konnte, war die Sonne bereits untergegangen. Man beschloß trotz dessen, noch 3 Meilen weiter zu fahren, da die offne Gegend um Raymond-Terrace keinen günstigen Lagerplatz darbot. Die Nacht war ausnehmend finster; doch bemerkte ich, daß wir uns zuerst auf einer breiten Straße befanden, von welcher wir bald rechts in einen Waldweg einlenkten. Dieser war merkwürdig schlecht, voller Löcher, und hie und da liefen Bäche in tiefen, ausgewaschenen Betten über den Pfad. Ich konnte freilich nur aus der manchmal höchst sonderbaren Stellung des Buggy und aus dem häufigen Anhalten schließen, welche Schwierigkeiten uns der Pfad bereite. Endlich wurde am Rande des Waldes angehalten. Rasch waren die Pferde ausgespannt und frei gelassen, um sich während der Nacht Futter zu suchen. Vor dem Zelte loderte ein

wackeres Feuer, das in der scharfen Nachtluft nicht unnöthig war. Nach eingenommenem Abendessen legten wir uns, in unsre Wolldecken gehüllt, auf den Boden des Zeltes, das gerade Raum genug für 5 Mann und unsere Gewehre mit Ammunition bot.

Wie ich am Morgen aufstand, gewahrte ich, daß wir uns am Rande eines ungeheuren Sumpfes, über welchen hier eine Brücke führt, befanden. Diese führt den Namen Entenlochbrücke (duckholebridge), ist wohl eine Meile lang und aus starken Stämmen, aber ohne Geländer, gebaut. In Folge des letzten anhaltenden Regens hatte der Sumpf eine ungewöhnliche Ausdehnung erreicht und bildete jetzt bei der Brücke einen seichten See, aus welchem zahlreiche Sumpfinseln, die Aufenthaltsorte einer Masse von Wasservögeln, emporragten. Die Enden der Brücke standen gegen 2 Fuß tief im Wasser, und wir mußten scharf aufpassen, daß nicht eines der Pferde über den unsichtbaren Rand der Brücke hinaustrat. Doch kamen wir glücklich hinüber. Jenseits begann eine flache Wildniß, mit Gestrüpp bewachsen, über welches sich hie und da Gruppen von Bäumen erhoben. Der Weg glich einem schmalen Flusse zwischen dem dichten Gebüsche zu beiden Seiten; denn er stand einen, bisweilen sogar zwei und mehr Fuß unter Wasser. Hie und da gelangten wir auf trocknen Grund, und dann ging ich neben dem Wagen her, um Pflanzen zu sammeln. Das Gebüsch trägt den gleichen Charakter, wie dasjenige an der Nordküste von Port Jackson; es besteht aus Proteaceen, Epakrideen, Myrtengewächsen und hülsenfrüchtigen Pflanzen. Doch fanden sich im Dickicht mehrere bei Sydney nicht vorkommende Arten, wie die hübsche Acacia trinervata und einige zierliche Knabenkräuter mit himmelblauen Blüthen. Der Boden besteht, wie auch um Sydney, aus einem feinen Quarzsande. Häufig nöthigten mich breite Wasserflächen, das Botanisiren schleunigst aufzugeben und auf einem Wagen Zuflucht zu nehmen. Ein großer Theil des Wassers war

offenbar von den letzten Regengüssen her stehen geblieben; doch bewiesen an manchen Stellen Riedgräser, und besonders Callistemon lanceolatus, eines der schönsten Myrtengewächse, daß der Boden streckenweise bleibend sumpfig ist.

Nachdem wir ungefähr 10 Meilen zurückgelegt hatten, kamen wir auf trocknen Grund. Alsbald erschien auch der hochstämmige Gummiwald, und bald darauf erreichten wir eine einsame Farm am Ufer des Telligherry-Creeks *). Es ist dies ein tief eindringender Meeresarm, der sich in Nordostrichtung gegen 12 Meilen weit hinzieht, um sich mit dem innern Bassin des Port Stephens zu vereinen. Hier endete unsere Landreise, und der interessantere Theil, die Wasserfahrt, begann.

Am Ufer lag ein geräumiges, sogenanntes Wallboot, ein festes Fahrzeug mit starkem Kiel, das auch etwas aufgeregte Wellen nicht zu fürchten braucht. In dieses brachten wir unser Gepäck, ließen Pferde und Wagen unter der Obhut des Farmers zurück und stießen ab, von einer prächtigen Brise, die unser Segel blähte, begünstigt. Die Ufer, Anfangs eben und sumpfig, werden näher dem Port Stephens hüglig, und im Norden sahen wir hie und da bedeutende Berge, welche, zusammen mit der ruhigen, immer breiter werdenden Wasserfläche, ein hübsches Landschaftsbild ausmachten. Nach einer Fahrt von 12 Meilen erweiterte sich der Creek zu einem breiten Wasserbecken, in dessen Mitte sich die bewaldete Lemontree-Insel erhebt. Wir fuhren in den linken, westlichen Kanal, der ebenfalls den Namen Lemontree-Channel führt. Beide, Insel und Kanal, haben ihren Namen von einem stattlichen Zitronenbaume erhalten, der auf dem Festlande, der Insel gegenüber, die Stelle

*) Der Name Creek wird in Australien sowohl schmalen, flußähnlichen Meeresarmen, als auch kleinern Flüssen und Bächen beigelegt.

einer längst verlassenen Ansiedlung bezeichnet. Unweit des Baumes fanden wir am Ufer eines kleinen Baches einen guten Lagerplatz, auf dem wir das Zelt aufschlugen.

Am frühen Morgen bemerkten wir einige Pelekane und schwarze Kakadus, und da zugleich auch die Spuren von Wallabys und Paddymelons, zwei kleinen känguruhartigen Thieren, sichtbar waren, beschloß man, den Tag hier zuzubringen und der Jagd obzuliegen. Wir zogen also in verschiedenen Richtungen aus; aber Jeder kehrte unverrichteter Dinge wieder zurück, indem außer einer Ente, einigen Papageien und mehrern Honigfressern keine jagdbaren Thiere gesehen worden waren. Ich stieß während des Herumstreifens auf einen kleinen Bach, welcher sich unweit der Küste in einen Sumpf verliert. Die Ufer desselben sind mit einer überraschend schönen Vegetation geschmückt. Baumfarren, Cikadeen und Palmen bildeten hier, im Vereine mit mehrern mit Blüthen bedeckten Bäumen, eine ächt tropische Szenerie. Mehrere hohle Bäume waren von Bienenschwärmen bewohnt; es war die gewöhnliche europäische Honigbiene, welche bereits angefangen hat, die einheimische stachellose Biene zu verdrängen. Es ist eine interessante Erscheinung, daß nicht nur der eingeborne Mensch vor dem Einwanderer Schritt um Schritt zurückweichen muß, sondern auch manche Thiere und Gewächse dasselbe Loos theilen. Viele Pflanzen, wie einige Arten von Rispengras (Poa), Schwingel (Festuca), der gewöhnliche kriechende Klee (Trifolium repens), Disteln und Gänsedisteln (Sonchus), breiten sich, wenn sie einmal zufällig eingewandert sind, auch ohne Zuthun des Menschen dermaßen rasch aus, daß sie die einheimische Flora verdrängen und ganzen Strecken Landes ein durchaus europäisches Ansehen verleihen, wie dies übrigens auch auf Neuseeland und anderwärts der Fall ist. Wie weit eingewanderte Thiere, besonders Insekten, auf die Existenz einheimischer Thierarten Einfluß ausüben, ist meines Wissens noch

nicht genügend untersucht worden; das Verdrängen der einheimischen Biene durch die europäische ist indessen eine Thatsache.

Es gelüstete uns nach dem Honige der wilden Bienen, den wir schon aus Erfahrung als höchst schmackhaft kannten. Also fällten wir den kleinsten Honigbaum, zündeten dürre Farrenkräuter und grünes Gras zusammen an und trieben den Rauch in die Oeffnung des hohlen Stammes. Bald verließen die Bienen ihr Nest oder erstickten darin, und wir sahen uns im Besitze eines vollen Kessels voll Waben und Honig, die trefflich mundeten. Außerdem bestand unser heutiges Abendessen in einem beliebigen Quantum der köstlichsten Austern, wegen deren Port Stephens berühmt ist. Sie sind klein und hängen in großen Klumpen an einander. Am besten schmeckten sie, wenn man einen solchen Klumpen in die heiße Asche legte, bis sich die einzelnen Schalen öffneten.

Als wir Abends beim Feuer saßen, hörten wir den sonderbaren Ruf mehrerer fliegender Hunde, einer Art Fledermäuse mit hundeartig zugespitzter Schnauze, welche an manchen Orten überaus häufig sind und dann in Obstgärten nicht wenig schaden. Wir schossen einige, fanden aber das Fleisch nicht sehr schmackhaft. Im Jahr 1862 wurde Sydney von einer unzähligen Menge dieser Thiere heimgesucht. Man hörte damals in der Umgegend der Stadt Nachts ein fast ununterbrochenes Rottenfeuer der Jäger, welche Hunderte der fliegenden Hunde erlegten. Der größte, der mir damals zu Gesichte kam, maß nahezu 4½ Fuß Flugweite.

Der Lemontree-Kanal mündet unweit der gleichnamigen Insel in den innern oder westlichern Theil von Port Stephens, der den Namen Carrington-Hafen führt. Es ist ein prachtvolles Wasserbecken, dessen nördliche Küste, an welcher das Dorf Carrington liegt, sich zu waldigen Höhen erhebt. Gegen Osten nähern sich zwei Vorgebirge der Nord- und Südküste bis auf weniger als eine Meile, und zwischen beiden liegt eine kleine Felseninsel, die die

Verbindung zwischen dem Carringtonhafen und dem östlich davon gelegenen eigentlichen Port Stephens in zwei schmale Kanäle theilt. Wir segelten längs der Südküste hin, landeten auf einer kleinen Insel, um Wasservögel zu überraschen, was uns jedoch nicht gelang, und fuhren durch den südlichen Kanal in den Port Stephens. Da indessen Mittagszeit herangerückt war, so landeten wir an Soldier's Point (Soldatenspitze), dem Vorgebirge an der Südküste, das Port Stephen und Carrington-Harbour scheidet. Ich vertiefte mich nach Gewohnheit einige hundert Schritte in den Wald und war entzückt über die Vegetation, welche an Großartigkeit und Fülle Alles übertraf, was ich bis anhin in Australien gesehen hatte. Unter den kolossalen Gummibäumen, welche in der Regel kein Unterholz zwischen sich aufkommen lassen, stand an einer Stelle ein förmlicher Wald eines baumartigen Grases, das sich 60 und mehr Fuß über die Erde erhebt, während sein Stamm kaum einen Zoll im Durchmesser erreicht. Da die Pflanze zu schwach ist, ihre ganze Länge zu tragen, sendet sie in ihrem obern Theile eine Menge starker Ranken aus, mit denen sie die Zweige der nahestehenden Bäume umklammert. Eines dieser Riesengräser, das ich mit vieler Mühe herunterriß, maß über 50 Fuß, obschon es keines der größten war.

Wieder zum Boote zurückgekehrt, segelten wir mit günstigem Winde nach der Nordostküste des Hafens, der hier 5 Meilen breit ist. Es war eine höchst genußreiche Fahrt. Hinter uns lag die waldige Südküste, die eine große, mit weißem Sandstrande umrahmte Bucht, die Nelson's-Bai, bildet. Links (westlich) sahen wir durch den oben erwähnten Kanal in das Becken des Carrington-Hafens hinein, während vor uns die Nordküste eine breite Fläche von ununterbrochenem Urwalde bildete, über welche weit im Norden spitze Berge emporragten. Am liebsten aber verweilte das Auge an dem Anblicke, der sich östlich darbot. Hier erheben sich in geringer Ent-

fernung von einander zwei ansehnliche Hügel, die man fast Berge nennen dürfte, hoch und steil über die sonst flache Küste. Die Oeffnung zwischen den zwei Hügeln ist der Eingang zum Port Stephens.

Wir segelten rasch in nordöstlicher Richtung über die Wasserfläche und kamen, wie wir uns dem Eingange zum Hafen gegenüber befanden, in ziemlich bewegtes Wasser. Bald aber gelangten wir unter den Schutz einer langen, sandigen Landzunge, welche das östliche Ufer der Mündung des Myallflusses bildet. Dieser Fluß, der von Norden her sich in den Hafen ergießt, ist wohl eine halbe Meile breit, aber, wenigstens an seinem Ostufer, so seicht, daß wir mehrmals auf dem sandigen Ufer aufsaßen. Am Westufer aber besitzt er eine hinreichende Wassertiefe, um einem Schooner zu erlauben, hart am Lande anzulegen. Wirklich segelte auch am nächsten Tage ein solches Fahrzeug in den Hafen, um eine Ladung Holz einzunehmen. Wir landeten unweit der Mündung am Ostufer, wo wir bald, an der Stelle einer verlassenen Niederlassung, ein Loch mit süßem Wasser entdeckten. Wir hatten ein sehr leichtes Boot von getheertem Segeltuch bei uns, um mit seiner Hülfe seichte Creeks exploriren zu können. Da wir am jenseitigen Ufer die stattliche Gestalt eines Ringstorches (Mycteria australis) entdeckten, machte sich unser bester Jäger auf, um denselben zu erlegen. Allein in der Mitte des Stromes angelangt, fand er das Wasser zu bewegt für das schwankende Boot und mußte unverrichteter Dinge zurückkehren.

Man beschloß, hier einen Tag zu verweilen, um durch die Jagd unsere bereits bedenklich abnehmenden Mundvorräthe zu vermehren. Es gelang unsern Jägern, außer der gewöhnlichen Ausbeute an Papageien und Lappenvögeln mehrere große, regenpfeiferähnliche Vögel, deren Fleisch trefflich schmeckte, zu erlegen. Die Thiere liefen zur Ebbezeit am Strande hin und her und suchten

Muscheln und kleine Krabben. Der Jäger brauchte sich also nur in dem dichten Gebüsche am Ufer zu verstecken, um leicht eines derselben zu Schuß bekommen zu können.

Während meine Gefährten eifrig der Jagd oblagen, versuchte ich, den von hier etwa 3 Meilen entfernten Berg, den nördlichen Pfeiler des Thores von Port Stephens, zu erreichen. Die Küste, der ich folgte, ist durchwegs flach, und nur hie und da haben Wind und Wellen kleine Sandhügel aufgeworfen, welche mit der angenehm duftenden Dampiera suaveolens, einem kriechenden Pflänzchen mit himmelblauen Blüthen, überzogen sind. Der Strand ist von einer Masse von Muscheln bedeckt. Unter den Exemplaren, die ich sammelte, fanden sich mehrere Walzenschnecken (Voluta), Straußschnecken (Struthiolaria), die hübsche und weit verbreitete Sammtmuschel (Pectunculus glycymeris) und dazu eine Unzahl von Messerscheiden (Solen), die an mehrern Stellen den Strand zolltief bedeckten, und von welchen ich, trotz der Zerbrechlichkeit der Schalen, manches unversehrte Stück entdeckte. Die Küste ist ganz unbewohnt; nur eine kleine Kolonie von Chinesen, die sich vom Fischfange erhalten, hat sich hier angesiedelt. Die Leute waren eben im Begriffe, mit einem schweren Boote, das ein braunes Segel trug, in See zu stechen. Am Strande lag, halb im Sande vergraben, das Wrack eines Schooners; das ganze Deck und eine Menge anderer Trümmer waren noch sichtbar. Wie man sich dem Berge nähert, hat man über eine große Menge von Felsblöcken zu klettern, mit denen auch der Abhang des Berges bedeckt ist. Dieser hängt nur durch eine flache, sandige Landzunge nordwestlich mit dem Festlande zusammen. Ich durchschritt diese Landzunge, wobei mir das Getöse der Brandung an der äußern Küste zum sichern Führer diente. Beim Austritte aus dem Gebüsche auf den offnen Strand konnte ich einen Ausruf der Bewunderung über die großartige Szenerie nicht unterdrücken. Der weiße, sandige Strand

bildet eine weite Bucht, die südöstlich von dem Berge, nördlich in unabsehbarer Ferne von Vorgebirgen von den verschiedenartigsten Gestalten begrenzt wird. Vor mir lagen, aber in bedeutender Entfernung, eine Gruppe hoher, bewaldeter Inseln und Klippen, welche beständig eine weiße Schaumlinie umgürtet.

Mit Anbruch des Tages begannen wir die Fahrt den Myallfluß hinauf. Der Strom bleibt breit und seicht; hie und da ragen größere und kleinere Schilfinseln aus dem Wasser. Die Ufer sind ganz flach, mit Schilf oder Gestrüppe von Aegiceras fragrans bewachsen. Enten, Pelekane, Gänse, Schwäne, Kormorane und hie und da, obschon selten, ein Ringstorch bilden die bunte Bevölkerung der Sumpfgegend. Der Fahrt stellten sich wiederholt Schwierigkeiten entgegen. Bald fuhren wir in einen Kanal, der sich nach viertelstündigem Rudern als Sackgasse erwies; bald stießen wir auf eine Sandbank und mußten selbst mehrmals aussteigen und das Boot weite Strecken nachziehen. Endlich wird der Strom enger und tiefer; das Schilf macht einem kräftigen Walde Platz, und die Fahrt geht jetzt ungestört vor sich. Die Ufer erheben sich so unbedeutend über den Wasserspiegel, daß, wenn wir irgendwo landeten, der Rand des Bootes mit dem Ufer in gleicher Ebene lag. Mehrere Enten, von welchen einige sich durch prächtige Metallfarben auszeichneten, wurden geschossen. Man konnte jedoch diesen Thieren nie von dem Wasser aus beikommen. Wir stellten daher einen Mann an die Spitze des Bootes, der, sobald er Enten bemerkte, ein Zeichen gab, worauf wir landeten. Die Jäger schlichen dann zu Land an die Vögel heran und erlegten sie. Auf der Strecke vom Hafen bis zum ersten Myallsee findet sich nur an Einer Stelle ein Loch mit süßem Wasser, etwa 23 Meilen oberhalb der Mündung, indem der Fluß selbst durch die bis in den ersten See dringende Fluth immer noch brakisches Wasser enthält. Da Einer aus unserer Gesellschaft bereits einmal bis zum ersten See vorgedrun-

gen war, fanden wir die Wasserstelle ohne Verzug und schlugen daselbst unser Lager auf. Es war eine wunderschöne Mondnacht und die Szenerie mit dem ruhig durch den Wald fließenden Strom eigenthümlich malerisch. Der Schein unsers Feuers und das weiße Zelt, das im Mondlicht glänzte, gaben der Landschaft ein Aussehen von Belebtheit, welche ihr sonst keineswegs eigen ist.

Eine große Menge feiner Risse an der Rinde der Gummibäume verrieth uns die Stellen, wo Opossums (Phalangista vulpina) an den Stämmen hinauf- und hinuntergeklettert waren. Da die Nacht, wie bemerkt, mondhell war, so versuchten wir, etlicher dieser Thiere habhaft zu werden. Man stellt sich zu diesem Zwecke so, daß man den Mond hinter sich und irgend einen höhern Baum in günstiger Beleuchtung vor sich hat. Dann durchmustert man scharf die luftige Krone des Baumes, und wo sich an einem Äste eine auffallende Erhöhung zeigt, wird darauf geschossen. Bald unterbrachen mehrere Schüsse die Stille der Nacht, und drei Beutelthiere stürzten von ihren hohen Sitzen herunter. Eines aber, das nicht alsbald tödtlich verwundet war, blieb mit seinem Greifschwanze am Äste hängen und wird dort den Raubvögeln zur Beute dienen. Wir fanden das Fleisch herzlich schlecht, da es von den nach Terpentin riechenden Blättern der Gummibäume einen sonderbaren und keineswegs angenehmen Beigeschmack erhält. Die Buschbewohner behaupten, daß das Fleisch diesen Geschmack verliere, wenn man es zwei oder drei Tage in die Erde vergrabe. Wir hatten aber zu diesem Experimente keine Zeit und begnügten uns, die feinen graubraunen Pelze, die, zu 60 oder 80 Stücken zusammengenäht, treffliche Decken abgeben, aufzubewahren.

Wir hatten noch wenige Meilen weit zu fahren, um an den ersten oder untern Nyallsee zu gelangen. Die Szenerie bleibt monoton und großartig; nur an einer Stelle erweitert sich der Strom zu einem kleinen See. Endlich machte der Fluß eine scharfe

Biegung, und plötzlich sahen wir, statt des düstern Waldes, eine sonnenhelle, meilenbreite Wasserfläche vor uns. Freudig wurde der Anblick des Sees von uns begrüßt, besonders von meinen Freunden, für welche hier das unbekannte Gebiet begann. Wir erlabten unsere Augen an dem Anblicke des blauen Wassers, an dessen Nordufer wir ein angenehmes Hügelland erblickten, und lagerten dann auf der Halbinsel, welche durch das linke Ufer des Flusses und den See gebildet wird. Wir stießen hier auch auf die ersten Spuren von Eingebornen, von welchen ein Stamm die Ufer der Myallseen bewohnt. Es war eine guniah oder Hütte, von halbglockenförmiger Gestalt, nur etwa 4 Fuß hoch, aber sehr sauber aus der innern Rinde eines Gummibaums verfertigt.

Ein günstiger Wind trieb uns rasch über den ersten See, der hier 3 bis 4 Meilen breit ist. Wir schauten während der Fahrt eifrig nach einer Oeffnung an der Nordküste, die uns den Kanal bezeichnen sollte, der in den obern See führt. Wir fanden wirklich am Nordostufer eine sehr schmale, seichte Einfahrt, deren sumpfige Ufer mit hohem Schilfe bewachsen sind. Bald aber nahm die Gegend einen andern Charakter an. Die Ufer und das dahinter liegende Land erheben sich zu oft ansehnlichen Hügeln, die alle mit dem unvermeidlichen Gummibaum bedeckt sind. Der Fluß macht die sonderbarsten Biegungen und kehrt oft fast an denselben Ort zurück, bald sich verengend, bald zu kleinen Seen erweitert. Der obere Myallsee, an dessen schmalem Ausflusse wir unser Lager aufschlugen, hat auch in Folge seiner gebirgigen Umgegend eine sehr unregelmäßige Form; seine Ufer bestehen aus einer fortlaufenden Reihe von größern und kleinern Buchten, die durch steile und felsige Vorgebirge von einander getrennt sind. Unsere Jäger zerstreuten sich alsbald, um ein Mittagsmahl herbeizuschaffen, was um so nöthiger war, als die mitgebrachten Vorräthe auf die Neige gingen. Von Fleisch und Schinken war bereits der letzte Knochen

abgenagt, und von Mehl waren nur noch wenige Pfunde vorhanden. Doch dachte Niemand an die Rückkehr, wir wollten versuchen, ob die Jagd uns nicht erhalten könne. Bald bemerkten wir, daß die Gegend von einer Menge großer Tauben bevölkert sei. Sie ließen sich sehr leicht schießen; ja ein armes Thier erlaubte mir sogar, ein neues Zündhütchen aufzusetzen, nachdem das erste versagt hatte. Das Fleisch ist ausnehmend wohlschmeckend, obschon wir es nur, in Gemeinschaft mit anderer Jagdbeute, in einem großen Kessel kochten oder an Ladstöcken über dem Feuer schmorrten. Einer der Jäger brachte mir ein Stück Sandstein, in dem eine hübsche Versteinerung (Spirifer) saß; er hatte es auf einem Hügel, ungefähr eine Meile von unserm Lager entfernt, gefunden. Ich suchte alsbald den Platz auf und fand zwar die betreffende Steinart, von der große Blöcke auf der Spitze des Hügels umherlagen, aber nur ganz wenige Versteinerungen. Während des Suchens hatte ich jedoch ganz vernachläßigt, nach dem Stande der Sonne zu sehen, um den Rückweg wieder finden zu können. Ich schlug diejenige Richtung ein, die mich, meiner Ansicht nach, in das Lager zurückführen sollte, kam aber zu meiner Ueberraschung an einen Theil des Seeufers herunter, der mir gänzlich unbekannt war. Ich erstieg also den Berg wieder und schaute umher. Nach Osten erstreckte sich ein unabsehbarer Urwald hin; nach Westen und Süden sah ich ein Gewirr von Buchten, Vorgebirgen und Hügeln; aber an welchem lag denn unser Lager? Ich glaubte endlich nach scharfem Umherschauen einen Theil des Flusses zu erkennen, an dem wir vorbeigefahren waren, stieg also an das Ufer hinunter und dachte, wenn ich ihm aufwärts folgte, müßte ich zum Lager kommen. Und nicht gar lange nachher sah ich wirklich das weiße Zelt durch die Bäume schimmern.

Unser Abendessen war heute ein sehr reichhaltiges. Außer mehrern der erwähnten Tauben fanden sich im Topfe eine Ente,

ein Regenpfeifer und ein schwarzer Kakadu. Der letztere scheint ein ziemlich seltener Vogel zu sein, indem ich ihn später nur noch einmal sah. Sein Gefieder ist schwarz mit grünlichem Metallschimmer. Das Ende der Schwungfedern zieren gelblichgrüne Flecken, und den Schwanz durchzieht ein breites Band von herrlichem Scharlachroth. Sein außergewöhnlich dicker Schnabel dient ihm offenbar dazu, die harten Fruchtkapseln der Gummibäume, auf denen er sich herumtreibt, aufzuknacken. Papageien sind in dieser Hügelgegend überhaupt nicht häufig; sie werden hier durch die Tauben ersetzt, welche dagegen nicht in das Flachland hinuntersteigen.

Wir verlegten unser Lager auf die Westseite des See's, wo ein Bach mit süßem Wasser in eine tiefe Bucht fließt. An Wasser hatten wir hier keinen Mangel; denn das Wasser des See's selbst ist, obschon noch etwas brakisch, doch wohl trinkbar. An dem Hügel, der sich hinter der Bucht erhebt, steht ein förmlicher Wald der herrlichsten Grasbäume (Xanthorrhoea). Die Eigenthümlichkeit dieser Pflanzengattung besteht darin, daß sich auf einem mehr oder minder hohen Stamme, der sich selten gabelt, eine Krone von langen, grasartigen Blättern befindet, eine Gestaltung, die nicht wenig zu dem sonderbaren Charakter mancher australischen Szenerien beiträgt. Um Sydney herum sind mehrere Arten von Grasbäumen äußerst gemein; da aber ihr Stamm sich in den meisten Fällen kaum über die Erde erhebt, so sieht die ganze Pflanze nur einem großen Büschel von Gras ähnlich. Hier aber steigt der Stamm zu einer Höhe von 12 bis 14 Fuß, theilt sich gewöhnlich in 2, seltner in 3 kurze, dicke Aeste, von denen jeder einen reichlichen Schopf der langen, fadenförmigen Blätter trägt. Aus der Mitte des Schopfes ragt ein 6 bis 8 Fuß hoher Blüthenstiel, dessen oberes Ende bis auf 2 Fuß Länge dicht mit weißen Blüthen bedeckt ist. Die Wilden brauchen diesen Blüthenstiel gerne zu Speerschäften. Aus dem

Stamme schwitzt, besonders nahe der Wurzel, ein Gummi heraus, das sich häufig zu faustgroßen Klumpen ansammelt. Es verbreitet beim Verbrennen einen angenehmen Geruch und kömmt in ziemlichen Quantitäten in den Handel. Der Wald bot noch eine andere, mir ebenfalls ganz neue Erscheinung dar. An manchen Orten kömmt sehr häufig ein schönes Farrnkraut vor, der Hirschhornfarrn (Acrostichum alcicorne), der seinen Namen von der Aehnlichkeit seiner fruchtbaren Wedel mit einem Hirschgeweihe erhalten hat. Diese gabeln sich nämlich in 2 tiefe Lappen, deren Unterseite ganz von Sporangien (Früchtchen) bedeckt ist. Der Farrn wächst bald an Felsen, bald hoch oben an Stämmen der Gummibäume. Am letztern Standorte traf ich ihn hier, aber in noch nie gesehener Fülle. An einem Baume saß eine Kolonie dieser Gewächse, die wohl 6 Fuß im Durchmesser erreichten. Vielleicht 10 Fuß weiter oben umfaßte den Stamm eine zweite, kaum kleinere Masse, und noch höher hinauf hatte sich eine dritte angesiedelt. Auf einem kleinen Raume zählte ich Dutzende der mächtigen Waldriesen, von denen jeder seine 3 oder 4 Stockwerke von Farrnkräutern trug.

Wir hatten Spuren von verwildertem Vieh gegen den See hinunter aufgefunden, und wirklich stieß Einer auf eine kleine Heerde, die auf dem Gipfel eines Hügels weidete und unter welcher sich ein Kalb befand. Da es äußerst wünschenswerth gewesen wäre, unsere Provisionen mit einem Vorrathe von Kalbfleisch zu vermehren, so beschloß man alsbald, trotz der nicht geringen Gefahr, die wir liefen, wenn sich die Thiere zur Wehre setzen sollten, die Heerde zu zersprengen und möglicher Weise das Kalb zu erlegen. Unter unsern Waffen befand sich ein sogenannter pea-shooter (Erbsenschießer), eine kleine, gezogene Büchse, die erbsengroße Kugeln schießt. Diese vertrauten wir den Händen unsers besten Schützen, und nun rückten wir vorsichtig gegen die Heerde vor, die immer noch arglos weidete. Allein die Thiere hörten oder

witterten uns, bevor wir die Anhöhe erreichten, und rannten gegen den See hinunter. In halber Höhe des Hügels stand ein dichtes Gebüsch von jungen Gummibäumen, durch das die Rinder ihren Weg nahmen. Plötzlich sahen wir aus diesem Gebüsche einen stattlichen Trupp Wallaby's (siehe oben) herauskommen und in weiten Sätzen den Weg nach dem Walde nehmen. Dieser einladende Anblick entflammte unsere Jagdbegierde; in tollem Jagen ging's den Berg hinunter; allein, als wir athemlos unten ankamen und uns wieder zusammenfanden, waren Ochsen und Wallaby's spurlos verschwunden. Wir schauten einander sprachlos an und lachten über unser Jagdgeschick. Es gab also weder Kalbfleisch noch Känguruhkeulen in unsern Topf, sondern Tauben und Wasservögel; hingegen schoß man am gleichen Abend einen schönen schwarzen Schwan, der aber ein unverantwortlich zähes Fleisch hatte.

Ein Abenteuer, das ernsthafter hätte ausfallen können, begegnete uns, als wir Abends beim Feuer saßen und unsere Pläne für den nächsten Tag besprachen. Ein Schuß krachte hart bei uns; die Ladung fuhr durch meinen Backenbart und bei dem Ohre meines mir gegenüberstehenden Kameraden vorbei in einen Baumstamm. Unser erster Gedanke war, daß Wilde oder Buschräuber uns den Gruß gesandt hätten. Wir sprangen also rasch zu unsern Waffen, bemerkten aber alsbald, daß eine unserer eignen Flinten rauchte. Offenbar hatte unser Diener, der bei der Proviantkiste, an der die Gewehre lehnten, beschäftigt war, dieselben wegschieben wollen, und so war ein Schuß zufällig losgegangen. Es überlief uns kalt bei dem Gedanken, in welch elender Lage wir uns befinden würden, wenn in dieser Wildniß, fern von aller menschlichen Hülfe, Einem von uns ein Unglück zustieße. Alsbald wurde daher einstimmig beschlossen, es solle Jeder bei seiner Ankunft im Lager die Zündkapsel von seinem Gewehre entfernen, welches Gesetz auch genau befolgt wurde.

Wir blieben noch mehrere Tage an den Ufern des schönen obern Myallsee's, indem wir indessen jeden Tag das Lager verlegten, um einen neuen Jagdplatz zu bekommen. Der See ist an seinem Nordende nur durch eine schmale Landzunge von der großen Lagune, Smithsee genannt, getrennt. Ein schmaler Streifen Landes, auf dem Cap Wallis in den Ozean hervortritt, trennt die Gewässer des Sees vom offnen Meere, das indessen am Norduser einen engen Eingang zum See gebildet hat. Gerne hätten wir auch dieses Gebiet durchstreift und überhaupt das freie Jägerleben ad indefinitum fortgesetzt; allein unsere Zeit war gemessen, und wir mußten zum Leidwesen Aller den Rückzug antreten.

Mit Wehmuth dachten wir, als wir von dem letzten Lager am See aufbrachen, an die glücklichen Stunden, die wir hier zugebracht. Wie hatten wir die sonst so selten gestörte Stille dieser schönen Wildniß mit unsern Flintenschüssen, mit Lachen und Singen belebt! Die täglich wiederkehrende Erwartung, wie der nächste Lagerplatz aussehen werde, und ob wir daselbst genügende Beute machen könnten, um unser Leben zu fristen, verlieh unserer Lage einen neuen, ungewohnten Reiz. Welch reges Leben herrschte, wenn schließlich nach langem Herumfahren ein günstiger Platz als Lager auserkoren war! Zuerst wird das Boot sicher untergebracht und mit Stricken an den nächsten Baum befestigt. Unweit davon wird der Platz für das Zelt ausgewählt, möglichst von umherliegenden Aesten und von Gestrüppe gesäubert und dann unser Leinwandhotel aufgespannt. Der Mastbaum mit dem Segel wird so vor den Eingang des Zeltes gestellt, daß sich daraus eine schattige Veranda bildet. Kaum ist diese Arbeit verrichtet, zerstreut sich Alles nach den verschiedenen Himmelsgegenden. Anfangs ließen wir immer eine Wache bei dem Lager zurück; wie wir aber sahen, wie menschenleer die Gegend ist, und in Berücksichtigung des Umstandes, daß wir kaum Etwas, was des Stehlens werth gewesen wäre, im

Lager zurückließen, unterblieb diese Vorsichtsmaßregel. Meine Gefährten waren einzig auf die Jagd erpicht, und bald schallten ihre Schüsse nah und fern durch den Wald. Ich meinerseits ging zwar auch nie ohne Waffe aus, achtete aber mehr auf seltene Pflanzen und Insekten, als auf Jagdbeute, so daß ich gewöhnlich den geringsten Antheil zu dem Abendessen, unserer Hauptmahlzeit, lieferte. Gegen Abend trafen wir uns, und die erlegten Thiere wurden mir vorgewiesen. Was ich auszustopfen wünschte, nahm ich unter meine Obhut; das Uebrige war rasch gerupft, ausgeweidet und in den Topf geworfen. Das Umherstreifen im Walde hatte unsern Appetit in nicht unbedeutendem Grade geschärft, so daß hie und da Einer zu dem Kessel lief, um sich nach dem Zustande der darin befindlichen Substanzen zu erkundigen. Waren diese endlich gar, so ging's an ein rüstiges Kauen. Die Enten und Tauben verschwanden im Nu, und in kurzer Zeit bedeckten zahlreiche, reinlich abgenagte Knöchelchen den Platz um das Feuer. Wie gemüthlich waren dann die Abende nach beendeter Mahlzeit! Während der Mond sein silbernes Licht durch die Kronen der Bäume hinunterwarf und den glatten Spiegel des See's blendend erhellte, während riesige Frösche ihr schauerliches Konzert anstimmten, lagen wir behaglich auf Farrnkrautpolstern oder saßen auf umgestürzten Baumstämmen. Da kreiste der Becher, d. h. es kreisten die blechernen Töpfchen mit Thee gefüllt; da erzählte man sich die Abenteuer des Tages, da lachte und sang man, bis die auf den nächsten Bäumen ruhenden Vögel erschreckt aufflogen und das Weite suchten. War man müde, so kroch man in das Zelt, ein Jeder an seinen bestimmten Platz, und bald war es im Lager ebenso stille, als draußen in der feierlichen Wildniß.

Der frische Südwestwind, der unsere Hinfahrt so sehr begünstigt hatte, wollte leider nicht umschlagen, und so mußten wir meistens zu den Rudern greifen. Als wir die Passage zwischen

dem obern und untern Myallsee durchfuhren, gewahrten wir am Ufer mehrere Wilde, die uns mit heftigen Gestikulationen zuriefen, anzuhalten. Da wir aber wohl wußten, daß es ihnen nur darum zu thun sei, Tabak und Mehl zu erbetteln, ließen wir die dringende Ermahnung unberücksichtigt. Wir bezogen beim Eingange zum ersten Myallsee denselben Lagerplatz, welchen wir bereits bei der Hinfahrt benützt hatten, und erlegten hier eine einheimische Katze (Dasyurus), die sich durch seltene Größe auszeichnete. Gewöhnlich erreicht ihr Körper nicht über Fußlänge; unser Exemplar war aber nahezu 2 Fuß lang ohne den fast körperlangen Schwanz. Sein schön gelbbraunes Fell war mit viereckigen, weißen Flecken geziert; die Haare sind aber zu rauh, als daß man das Fell als Pelzwerk benutzen könnte.

Ein anderes Thier, ebenfalls von ungewöhnlicher Länge, wurde nicht lange nachher geschossen. Es war eine Diamantenschlange, ein prächtiges Geschöpf mit schwarzen und gelben Flecken, das fälschlicher Weise für giftig gilt und daher von den Kolonisten mit Unrecht sehr gefürchtet wird. Unglücklicher Weise war die Schlange, die etwas über 10 Fuß maß, dermaßen zerschossen, daß ich sie nicht präpariren konnte.

Als wir an den untern Theil des Myallflusses gelangten, sahen wir mehrere prächtige Ringstörche (Mycteria australis), die, auf kleinen Schilfinseln stehend, ernsthaft in's Wasser schauten. Wir hatten schon im Hinauffahren den Thieren vergeblich nachgestellt, da sie uns nie auf Schußweite unserer Jagdflinten kommen ließen. Jetzt wollten wir es mit unserm peashooter, der uns bei der Ochsenjagd so gute Dienste hätte leisten sollen, versuchen. Ein allgemeiner Jubelruf belohnte den Schützen, als eines der stattlichen Thiere zu Tod getroffen in's Wasser stürzte. Der Ringstorch, von den Kolonisten Jabiru genannt, ist der größte Sumpfvogel Australiens und, nächst dem Emu, der höchste Vogel dieses

Erdtheiles. Das geschossene Exemplar hatte eine Höhe von 4 Fuß und 3 Zoll. Die Farbe des Gefieders stimmt am Körper mit der unsers Storches ziemlich überein; Kopf und Hals aber sind dunkel stahlgrün und der Scheitel tief stahlblau, so daß diese Körpertheile in der Sonne prachtvoll glitzern. Auffallend ist der riesige Schnabel, der, wie bei dem Vetter unsers Vogels, dem amerikanischen Jaribu (Mycteria americana), gerade ist und erst an der Spitze sich etwas aufwärts krümmt. Er erreicht an der Basis, von oben nach unten gemessen, den nicht geringen Durchmesser von 2 Zoll, bei einer Länge von 11—12 Zoll. Der Vogel bewohnt abgelegene Sumpfgegenden, ist nicht gerade selten, aber sehr scheu und vorsichtig, weßhalb er bis anhin in Museen keineswegs häufig angetroffen wird.

Da Einige aus unserer Gesellschaft sobald wie möglich nach Maitland zurückkehren sollten, so beschloß man, noch während der Nacht über Port Stephens zu fahren. Allein, als wir eben die Mündung des Myallflusses erreichten, erhob sich ein heftiger Westwind, der bald in einen förmlichen Sturm ausartete; dazu fiel ein wolkenbruchähnlicher Regen. Unter solchen Umständen mußte die Fahrt nothgedrungener Weise eingestellt werden. Wir kehrten also zu unserem frühern Lagerplatze am linken Ufer der Myallmündung zurück und schlugen daselbst unser Zelt auf.

Es war eine stürmische, regnerische Nacht; der Wind heulte über das Wasser und durch die hohen Baumgipfel und drohte mehrmals das Zelt über uns wegzureißen. Ich stand daher Nachts auf, um nach den Zeltpflöcken zu sehen. Wie erstaunte ich, als ich wenige Fuß von uns eine breite Wasserfläche schimmern sah! Ich rieb meine Augen und glaubte nicht recht zu sehen; hatten wir doch Abends unser Zelt mehrere hundert Schritte vom Ufer aufgeschlagen. Aber die Wasserfläche blieb da, und ich bemerkte allgemach, daß eine Sturmfluth die Ursache des ungewöhnlich hohen

Wasserstandes sei. Unser Zelt blieb indessen unangetastet, und als wir uns am Morgen zur Abfahrt rüsteten, war das Wasser wieder in seine gewöhnlichen Schranken zurückgetreten.

Der Wind blies noch sehr scharf, und die Wasser des Port Stephens hatten sich zu weißköpfigen Wellen erhoben. Wir hielten es daher nicht rathsam, über den Hafen zu segeln, besonders da wir mit Gegenwind zu kämpfen gehabt hätten, sondern ruderten in einen Kanal, der am rechten Ufer des Myallflusses eine große, flache Insel von der Nordküste trennt.

Anfänglich ging Alles ganz nach Wunsch; wie sich aber der Kanal gegen Westen und Süden öffnete, jagte uns der Wind unangenehm hohe Wellen entgegen, die das Handhaben der Ruder fast unmöglich machten. Unser schweres Boot tanzte wie ein Kork, und häufig schlugen die Wellen über Bord. Auf diese Weise brauchten wir gegen eine Stunde, um das kaum eine Meile entfernte jenseitige Ufer des Kanals zu erreichen. An Fortsetzung der Fahrt konnte unter solchen Umständen nicht gedacht werden; also landeten wir und beschlossen, gegen Abend wieder aufzubrechen, in der Hoffnung, der Wind würde bis dann nachlassen. Wir zerstreuten uns alsbald, um zu jagen. Indessen fand sich, außer einigen Papageien und Honigsaugern, rein nichts vor; die Tauben, an denen wir uns am obern Myallsee gütlich gethan, steigen, wie bemerkt, nicht in die Ebene hinunter. Während wir Abends, am Strande sitzend, den Aufgang des Mondes zur Weiterfahrt erwarteten, bemerkten wir am südlichen Horizonte ein hübsches Meteor in Form einer hellen Kugel, die scheinbar wohl so groß wie der Mond war. Das Phänomen blieb mehrere Sekunden sichtbar, bis es plötzlich verschwand. Gegen 10 Uhr Abends erschien der Mond und beleuchtete die Gegend hinreichend, um uns zu erlauben, die Fahrt längs der Nordküste zu versuchen. So lange wir unter dem Schutze hie und da vorspringender Vorge-

birge fahren konnten, ging die Sache gut genug; so oft wir aber etwas vom Lande abkamen, geriethen wir in bedenklich unruhiges Wasser. Wir erreichten indessen glücklich Rocky-Point, das Vorgebirge an der Nordküste, das Port Stephens vom Carringtonhafen scheidet, und legten hier einen Augenblick an, um uns zu berathen, was zu thun sei. Ich rieth an, man solle hier bleiben, indem offenbar der immer noch scharfe Westwind, der über die meilenweite Fläche des Carringtonhafens hinfegte, in dem engen Kanale zwischen Rocky-Point und der südlich davon liegenden Insel eine solche See errege, der unser Boot nicht zu widerstehen vermöge. Es wurde jedoch die Fortsetzung der Fahrt beliebt.

Kaum hatten wir Rocky-Point hinter uns, so befanden wir uns in einem solchen Gewirre von unregelmäßigen Wellen, wie ich es in einem Binnengewässer noch nie gesehen habe. Eine kurze Zeit versuchten wir vorwärts zu dringen, mußten aber die Sache, da wir trotz aller Arbeit kaum einen Fuß Fortschritt machten, wieder aufgeben. Also hieß es: zurück unter den Schutz des Vorgebirges. Die Arbeit war schwierig; umwenden konnten wir natürlich nicht; hätten wir einmal die Seite des Bootes den Wellen zugekehrt, so hätte es umschlagen müssen. Nach einer mühseligen Viertelstunde lagen wir sicher hinter dem Rocky-Point. Wir verbrachten den Rest der Nacht in einer kleinen Waldschlucht, in welcher ein Bach uns wenigstens einen Trunk frischen Wassers darbot.

Der Wind blies noch scharf, und die See ging noch ziemlich hoch, als wir auf's Neue unsere Fahrt antraten. Da wir nicht durch den Kanal zwischen Rocky-Point und der Insel fahren wollten, so durchkreuzten wir Port Stephens in südwestlicher Richtung, gelangten glücklich nach Soldier's Point und fuhren von hier durch den südlichen Kanal in den Carringtonhafen. Da inzwischen der Wind etwas nach Norden umgesprungen war, versuchten wir wie-

der zu segeln, und zwar um so lieber, als das Rudern in den aufgeregten Wellen eine mühsame und undankbare Arbeit war. Unser Boot sprang mit überraschender Geschwindigkeit durch die Wellen; zwar schöpfte es hie und da ein bischen Wasser; doch erreichten wir bald einen Kanal an der Südküste des Carringtonhafens, wo wir in ganz stillem Wasser segeln konnten.

Durch ein höchst verwickeltes System von Inseln und seichten Kanälen, in welchen wir oft kaum genug Wassertiefe für unser Boot fanden, erreichten wir mit Sonnenuntergang den Telligherry-Creek und befanden uns Abends 10 Uhr bei der Farm, wo wir unsere Pferde und Wagen zurückgelassen hatten. Der Farmer versah uns mit Brod und Fleisch; auch hatten wir unterwegs zwei Enten geschossen. Diese Vorräthe bildeten ein substanzielles und reichliches Nachtessen, das uns nach den etwas schmalen Rationen der letzten Tage doppelt behagte.

Das Wasser, das einen großen Theil der Ebene zwischen Telligherry-Creek und dem großen Entenlochsumpfe während unserer Hinreise bedeckt hatte, war dermaßen aufgetrocknet, daß wir bis zu der Brücke über den Sumpf nur auf 2 oder 3 Stellen stießen, an denen der Weg noch unter Wasser stand. Auch die Brücke war zu beiden Seiten über dem Wasser, so daß der Uebergang über dieselbe keine Schwierigkeiten darbot. Als ich den Weg von der Brücke bis Raymond Terrace nun bei Tag sah, konnte ich nicht begreifen, wie wir ihn Nachts zurücklegen konnten, ohne zwanzig Mal umzuschlagen. Der Weg ist kaum etwas Anderes, als eine Reihe von ein bis zwei Fuß tiefen Löchern und Gräben, zwischen denen malerische Baumstrünke stehen. Etwa 3 Meilen von der Brücke mündet dieser interessante Waldpfad und eine breite gute Straße, auf welcher wir bald Raymond Terrace erreichten. Nach Ueberschreitung des Hunterflusses betraten wir die Straße durch den Miller's Forest. Zu unserm angenehmen Erstaunen war diese

jetzt so trocken, daß wir nur an einer einzigen Stelle, wo ein Bach über dieselbe fließt, auf den Karren Zuflucht nehmen mußten. Wohlbehalten und wohlgemuth, obschon etwas abgerissen und buschmannartigen Aussehens, langten wir am späten Abend wieder in Maitland an.

Man hatte mir gesagt, daß an der Eisenbahn von Maitland nach dem westlich gelegenen Städtchen Singleton eine sehr petrefaktenreiche Schicht blosgelegt worden sei, uud daß ich dort gute Ausbeute an Fossilien machen könne.

Ich war um so bereitwilliger, die Stelle aufzusuchen, da ich auch bei Wollongong am Südrande des großen Kohlenbeckens von Neusüdwales, auf Petrefakten gestoßen war. Durch die Gefälligkeit meiner Freunde in Maitland erhielt ich die Erlaubniß, das Tracé der Bahn an beliebigen Punkten betreten zu dürfen. Unweit Maitland überschreitet die Bahn den Wallis-Creek und erreicht dann Westmaitland, nächst Newkastle der wichtigste Platz im Norden von Neusüdwales. Die Ortschaft liegt in einem reichen Flachlande am Ufer des Hunterflusses, der durch sein rasches Anschwellen der Stadt schon mehrmals den Untergang zu bereiten gedroht hat. Trotz dessen blüht die Stadt auf, ist schon ein ansehnlicher Handelsplatz und zählt gegen 6000 Einwohner. Die Fahrt bis zur Station Lochinvar, wo ich aussteigen wollte, ist langweilig. Die Gegend ist entweder ganz eben, oder von einförmigen, rundköpfigen Hügelketten durchzogen. Indem ich von Lochinvar zu Fuß der Bahn folgte, fand ich bald, daß die Beschotterung aus einem Kalksteine besteht, der eine große Menge schöner, versteinerter Konchylien enthält. Unter den gesammelten Exemplaren befanden sich besonders große Pleurotomarien, die der **Pleurotomaria anglica** nahe stehen, und faustgroße, zweischalige Muscheln.

Den folgenden Tag verwandte ich zu der Besichtigung der Stadt Newkastle mit ihrer Umgebung. Der Hunterfluß bildet eine

breite, meerbusenartige Mündung, die einen sichern Hafen bildet. Am rechten Ufer liegt Newkastle, nächst Sydney der bedeutendste Seehafen der Kolonie, obschon Stadt und Vorstädte zusammen nur 3200 Einwohner zählen. Die Stadt ist der Ausfuhrplatz einer großen Quantität von Wolle und Talg, die aus dem Innern hieher gebracht werden. Aber der Hauptgrund ihrer Blüthe liegt in den reichen Kohlenminen der Umgegend, welche einen jährlichen Ertrag von gegen 300,000 Tonnen abwerfen. Die Stadt zieht sich in zwei langen parallelen Straßen am Abhange eines Hügels dem Ufer entlang. Auf der Anhöhe liegt ein weitläufiges, mit einer hohen Mauer umgebenes Gebäude, das als Kaserne für das hier stationirte Militär dient. Ein weithin sichtbares Wahrzeichen ist der Nobby, eine hohe Felseninsel unweit der Küste vor der Mündung des Flusses. Auf derselben steht ein schöner Leuchtthurm, von welchem aus man eine hübsche Aussicht auf die Stadt, den Hafen und die Küste hat, die sich bald in steilen Klippen erhebt, bald flach zum Meer abfällt. Der Nobby ist nun durch einen breiten Damm mit dem Festlande verbunden worden, theils um die Kommunikation zwischen dem Lande und der Insel zu erleichtern, theils um den Hafen gegen die häufigen und heftigen Südwinde zu sichern. An den Klippen am Anfange des Dammes fand ich im Kohlensandsteine eine große Anzahl schöner, fossiler Farrnkräuter; natürlich holte ich schleunigst im nächsten Wirthshause einen Hammer und fing an zu klopfen.

Mit demselben Dampfer, der mich nach Newkastle gebracht hatte, fuhr ich am nächsten Abend nach Sydney zurück. So fördernd die Dampfbootverbindung der Hauptstadt mit den wichtigsten Küstenortschaften auf den Verkehr einwirkt, so unangenehm ist es für den Touristen, daß die Fahrten fast durchwegs Nachts gemacht werden. Man verliert dabei die Gelegenheit, die Küstenlandschaften zu sehen, und kömmt in den meisten Fällen zu einer so frühen

Morgenstunde in Sydney an, daß es zu spät ist, in ein Hotel zu gehen, und zu früh, um das Schiff zu verlassen. So erging es mir ebenfalls, als wir Morgens 2 Uhr in Sydney anlangten. Es erschien zwar der Abgesandte eines höchst zweifelhaften Hotels und versicherte mir, daß ich seinen Gasthof ausnehmend billig und komfortabel finden werde. Da ich aber, obschon mit der Topographie von Sydney wohlbekannt, noch nie Etwas von dem „Spanish Hotel", das mir angepriesen wurde, gehört hatte, so zog ich es vor, bis Tagesanbruch einige langweilige Stunden an Bord zuzubringen.

Achtes Kapitel.

Reise nach den Südsee-Inseln.

Die Lord Howe's Inseln. Neu-Caledonien. Ausflug nach der Paitastation. Die Umgegend von Port de France. Fahrt durch die Havannahpassage. Insel Mare. Aneiteum. Tanna. Beschwerliche Exkursion auf der Insel Erromango. Sandwich oder Vate. Eine interessante Bootfahrt. Apee. Mallicollo. Gefecht mit den Eingebornen. Espiritu Santo. Industrie der Bewohner. Die Banks-Inseln. San Christoval. Die Schiffbrüchigen. Die Bucht von Makila. Guadalcanar. Ergiebiger Tauschhandel mit den Wilden. Geräthschaften und Waffen derselben. Seefahrt nach Moretonbai. Ein Mann über Bord. Die Hauptstadt von Queensland. Stürmische Fahrt nach Sydney.

Ich saß eines Vormittags in meinem Zimmer in Sydney, als zwei bärtige Herren eintraten. Sie erklärten mir, sie seien von der Regierung einer europäischen Seemacht beauftragt, gewisse Inselgruppen im großen Ozean, die noch keinem Staate angehören, zu untersuchen und wünschten mich dabei als Sammler und — Bedienten zu gewinnen. Obschon mir die letztere Eigenschaft nicht vollständig behagte, so litt ich doch eben dermaßen am Reisefieber, daß ich rasch auf die nichts weniger als glänzenden

Bedingungen einging und mich bereit erklärte, in drei Tagen reisefertig sein zu wollen. Jetzt hatte ich vollauf zu thun. Alle jene Gegenstände, die ein reisender Naturforscher braucht, wie Insektenschachteln, Stecknadeln, Papier zum Trocknen der Pflanzen, Arseniksfeife, Baumwolle, Spiritus und dergleichen mußten aufgetrieben werden. Da wir auf der bevorstehenden Reise Inseln berühren sollten, deren Bewohner noch bedenklich unkultivirt sind, so verschaffte ich mir eine doppelläufige Flinte mit entsprechender Munition. Schließlich begab ich mich an Bord des für die Expedition gemietheten Fahrzeuges, eines häßlichen, alten Schooners von 70 Tonnen, der sich nicht entblödete, den eitlen Namen Coquette zu führen. Eines schönen, oder vielmehr eines sehr regnerischen Morgens schleppte uns ein Dampfer vom Macnamara-Warf, an dem das Fahrzeug gelegen war, in die Mitte des Hafens, gegenüber der Garteninsel, woselbst wir ankerten. Es war nämlich draußen sehr stürmisch, und der Wind keineswegs zur Ausfahrt passend; also sollte hier günstiges Wetter abgewartet werden. Während der fünf Tage, die wir im Hafen lagen, hatte ich Gelegenheit mich in meine, gewissermaßen eigenthümliche Rolle hineinzuarbeiten und mit meinen Reisegefährten Bekanntschaft zu machen. In der Nähe des Steuerruders stieg man in eine kleine Kajüte hinunter, in welcher außer meinen zwei Prinzipalen der Kapitän, ein Schotte, der sich später als ein hochmüthiger Grobian herausstellte, und noch ein junger Mann, der die Stelle eines Proviantmeisters einnahm, ihre Kojen hatten. Im Vordertheil des Fahrzeuges befanden sich die Hängematten der vier Matrosen, des Kochs und des Steuermanns. Besonders der letztere, ein Seemann, der schon alle Meere befahren hatte, gewann bald meine Zuneigung. Wir verplauderten später, auf einer Raa sitzend, manchen Abend, und ich verdanke ihm verschiedenartige Aufschlüsse über die von uns bereisten Gegenden, die er schon mehrfach besucht

hatte. Auch mit den übrigen Seeleuten setzte ich mich bald auf freundschaftlichen Fuß und fand in ihnen überhaupt ungleich angenehmere Reisegefährten, als in den Herren in der Kajüte, mit denen es bald diverse Zwistigkeiten absetzte. Da ich als Naturforscher in die Kajüte, als Diener aber in das Forkastel gehörte, so hatten meine Herren, in gerechter Würdigung der Lage, zwischen Kajüte und Forkastel einen Verschlag errichten lassen, indem ich auf der einen Seite meine Koje besaß, während die andere als Vorrathskammer diente. Der Platz war wohnlich, nur hatte er keine Fenster, und wenn man etwa, um Luft und Licht zu erhalten, die Lucke oben offen ließ, so überraschte mich hie und da Nachts ein Sturzbad, das zwar sehr erfrischend, aber keineswegs schlafbefördernd war. Außer der erwähnten Mannschaft fanden sich noch 3 Eingeborne der Salomon's Inseln an Bord. Sie hatten sich in ihrer Heimat von einem Schiffskapitän anwerben lassen, waren so nach Sydney gekommen und wünschten nun nach ihrer Insel zurückzukehren.

Nach einigen Tagen nicht sehr interessanten Wartens im Hafen wurden endlich die Anker gelichtet, und die Fahrt begann. Der Wind blies scharf, und wir lavirten rasch, in Begleitung mehrerer anderer Schiffe, die ebenfalls vom Sturme zurückgehalten worden waren, dem Eingange des Hafens zu. Endlich war das Felsenthor des Port Jackson hinter uns; der Hafenoffizier verlas die Namen der Abreisenden; dem Lootsen wurde eine Flasche Ale gereicht, und die Beiden verließen das Schiff. In Folge des Sturmes der letzten Tage ging die See noch sehr hoch, und unser Schooner rollte, als ob er seinem Namen Ehre machen wollte, auf unverschämte Weise. Doch spürte ich nichts von Seekrankheit und schaute lange den rasch zurückweichenden Küsten Australiens nach. Der Wind blieb uns dermaßen günstig, daß wir am dritten Tage bereits die Lord Howe's Inseln, 400 Seemeilen von Sydney, zu

Gesicht bekamen. Nördlich zeigte sich auf der Hauptinsel Mount Gowler, 2500 Fuß hoch; er erscheint, von Süden gesehen, wie zwei breite Berge mit einer tiefen Schlucht dazwischen. An seinem Fuße leben einsiedlerisch einige schottische Familien, die einzigen Bewohner der Inselgruppe. Weiter südwärts steigt schroff und spitz die Bell's Pyramide, ein nackter Felskegel, einsam aus dem Ozeane empor. Leider sank die Sonne, als wir zwischen den beiden Inseln hindurchfuhren, und die Nacht verhinderte uns, den vollen Anblick der kühngeformten Felsmassen zu genießen.

Von hier steuerte man direkte nordwärts, um das noch 600 Seemeilen entfernte Neu-Caledonien, unsere erste Station, zu erreichen. Am neunten Tage nach unserer Abfahrt von Sydney ließen sich am östlichen und nördlichen Horizonte bedeutende Bergmassen erblicken, die mit jedem Augenblicke schärfer und klarer am wolkenlosen, tropischen Himmel hervortraten. In mannigfacher Gestalt thürmte sich Berg auf Berg, und ich begriff jetzt, warum Cook der Insel den Namen des schottischen Hochlandes gegeben hatte. Ein langgestreckter Bergrücken gleicht auffallend dem Albis am Zürichsee. Die Berge waren bereits ganz deutlich sichtbar, als ein anderer Anblick meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Dies war eine weiße Linie, welche sich in bedeutender Distanz von der Küste und parallel mit ihr in unabsehbare Ferne auf der tiefblauen Fläche des Ozeans hinzog; es war die Brandung am äußern Rande des Korallenriffes, das fast die ganze Insel umgürtet und eines der schönsten Beispiele eines Lagunenriffes ist. Hie und da ist die Linie unterbrochen, indem das Riff stellenweise über die Meeresfläche tritt und kleine, flache, mit Gebüsch und Schilf bewachsene Inseln bildet, deren frisches Grün reizend gegen das Weiß der sie umtobenden Brandung absticht. An zwei Stellen senkt sich das Riff so tief unter den Meeresspiegel, daß zwei sichere Kanäle entstehen, durch welche allein der Zutritt zum Lande er-

möglicht wird. Da unser Steuermann das Fahrwasser wohl kannte, so signalisirte man das sich nähernde Lootsenboot weg und fuhr in den nördlichen Kanal hinein. Die Brandung an dem Riffe erzeugt ein bemerkenswerthes Getöse, das dem Rollen eines fernen Eisenbahnzuges gleicht. Während wir vorher in bewegtem Meere gefahren, befanden wir uns, nachdem wir die Nordpassage hinter uns hatten, in dem spiegelglatten Wasser der Lagune, welches unser Schooner so leicht durchschnitt, daß seine Bewegung ganz unmerkbar war. Bald öffnete sich vor uns eine schmale Einfahrt zwischen der Hauptinsel und der langgestreckten Insel Numea; der südliche Theil dieser Einfahrt bildet den Hafen von Port de France, der Hauptstadt der französischen Kolonien im stillen Ozeane. Gegen zehn Uhr Abends ankerten wir im Hafen; der Mond beschien klar die Küste mit den Gebäuden der Ansiedlung, die Hügel dahinter und die zwei einzigen Schiffe im Hafen, ein kleines Kriegsschiff und eine englische Handelsbarke. Die Leute der letztern stiegen, neugierig zu wissen, woher wir kommen, alsbald an Bord. Nach ihnen erschien ein Sanitätsoffizier, der in eine gelinde Wuth verfiel, als er unsere Besucher sah, indem es nicht erlaubt ist, ein eben angekommenes Fahrzeug zu besteigen, bevor sich die Gesundheitspolizei versichert hat, daß dasselbe keine Krankheiten einschleppe. Als der Offizier aber erfuhr, daß wir direkte aus dem gesunden Sydney kommen, legte sich sein Zorn, und die englischen Matrosen kamen mit einem Verweise davon.

Die Sonne erhob sich eben hinter den Bergen, als ich auf's Deck trat, um die Umgebung von Port de France zu betrachten; aber was ich sah, entsprach keineswegs meinen Ideen von tropischer Szenerie.

Der Hafen ist geräumig und von der erwähnten langen Insel Numea vollständig beschützt. Aber die ihn umgebenden Hügel, obschon von ziemlicher Höhe und abwechselnden Formen, sind ohne

andere Bekleidung als dürres, braunes Gras; nur hie und da zeigt sich ein niederes Gestrüpp von der auch in Australien so häufigen Melaleuca viridiflora. Die Hauptstadt von Neu-Caledonien ist ein höchst unansehnlicher Ort, mit einigen hundert meist einstöckigen Häusern. Sie liegt in einer sumpfigen Ebene an der Küste, am Fuße der erwähnten unmalerischen Hügel. Alles sieht hier rein australisch aus; die Bauart der hölzernen Häuser mit ihren Verandas und die neugepflasterten, bei Regenwetter fast ungangbaren Straßen treffen wir ebenso in jedem australischen Landstädtchen. Das einzige ansehnliche Gebäude ist die festungsähnliche Wohnung des Kommandanten und die Kirche, beide auf einer kleinen Anhöhe neben dem Städtchen gelegen. Die meisten Häuser sind Kaufläden oder Wirthshäuser, ganz wie in allen Ortschaften von Neusüdwales. Hätten mich nicht die französischen Namen an den Häusern, die Sprache und die Schnurrbärte der männlichen Bevölkerung eines Bessern belehrt, ich hätte mich nach Campbelltown oder Liverpool versetzt gewähnt. In wenigen Stunden sah ich eine wahre Musterkarte von Eingebornen verschiedener Inseln der Südsee an mir vorüberziehen. Große, stattliche, braunschwarze Neu-Caledonier stolziren, entweder nur mit einem Hemde oder mit einem Schatten von Leinwand um die Lenden bekleidet, vorbei; schwarze Menschen von Lifou, einer der benachbarten Loyalitätsinseln, wandern mit einem dichten Walde von Haaren, der den Kopf wie ein massiver Glorienschein umgibt, würdevoll durch die Straßen, während hübsche, gelbe Malayen von den Schifferinseln eben ein Wirthshaus betreten, um sich zu erlaben. Ich folge ihnen, da ich dasselbe Bedürfniß fühle. Billig ist's nicht in Neu-Caledonien; ein kleines Gläschen Sherry kostet einen halben Franken; überhaupt ist diese Münze die kleinste, für die man Etwas bekommen kann.

Einem Klempner, der einen kleinen Schaden an meiner Bota-

nisirbüchse ausbessern mußte, hatte ich für die 10 Minuten in Anspruch nehmende Arbeit zwei Franken zu bezahlen. Als die Büchse, mein beständiger Begleiter, in dienstfähigen Zustand gesetzt war, bestieg ich den Semaphor, einen Hügel, von dem aus die Ankunft der Schiffe signalisirt wird. Die Hügel erschienen mir noch trostloser und nackter, als die australischen Anhöhen. Das Gras ist lang, grob und dürr; außer der erwähnten Melaleuca fand sich nur noch hie und da eine Casuarina; in den Schluchten wuchsen ein paar Farrnkräuter; Blüthenpflanzen konnte ich nur wenige entdecken. Um nicht ohne Ausbeute an Bord zurückkehren zu müssen, wanderte ich etwa 2 Meilen weit nach der sogenannten Englishman's Beach (Engländers Strand). Ich fand daselbst einen breiten, sandigen Strand, der mir eine reiche Ausbeute von Konchylien lieferte, welche fast alle von denen in Sydney verschieden waren. Eine Menge Arbeiter, meist junge, gut aussehende, mit dem unvermeidlichen Schnurrbart gezierte Männer, arbeiteten unfern von mir an der Straße. Als sie eine Viertelstunde Rast machten, kamen zwei derselben zu mir und halfen mir mit ächt französischer Höflichkeit Muscheln suchen. Auf dem Rückwege nach dem Städtchen traf ich zu meiner Freude einen Landsmann, einen Waadtländer, der hier ein Kabaret hält. Erstaunt, einen Schweizer in mir zu finden, lud er mich alsbald ein, eine Flasche mit ihm zu leeren, und wir verplauderten, sehr bald mit einander vertraut geworden, einige genußreiche Stunden. Natürlich war das unerschöpfliche Thema unserer Unterhaltung die so ferne, theure Heimat.

Mit Tagesanbruch brachen wir in einem von Schwarzen geruderten Boote auf, um Paita, eine europäische Niederlassung nördlich von Port de France, zu besuchen. Die Fahrt auf dem ruhigen Binnengewässer behagte mir in hohem Grade. Je weiter wir uns von Port de France entfernten, desto hübscher wurde die Gegend. Die Hügel werden höher und anmuthiger und sind, statt

mit Gras, mit verschiedenen, mir leider unbekannten Baumarten bewachsen. Ihr Fuß badet sich in dem klaren Gewässer und bildet anmuthige Baien und Vorgebirge. Besonders eine kleine Bucht, auf deren schneeweißem Strande wir frühstückten, war ein reizender Fleck; das war endlich eine Verwirklichung meiner Vorstellungen von tropischer Szenerie. Am Nordufer der Bai beweist eine rohe Steinwerfte die zeitweise Anwesenheit der Boote der Europäer. Wir landeten und ließen unser Boot unter dem Schutze unserer schwarzen Ruderer zurück. Ein schmaler Pfad führt durch das dichte Gebüsch, in welchem bald verschiedene Pandanus, prächtige Dioscoreen und Ipomöen mein Auge erfreuten. Der Weg wird mehrmals sumpfig; endlich überschritten wir einen Fluß, dessen Ufer mit der reizendsten Vegetation geschmückt sind. Besonders fesselte meine Aufmerksamkeit ein Baum, der reichlich mit 3 Zoll langen, weißen, duftenden Blüthen bedeckt war. Dann folgte ein heilloser, tiefer Morast, der uns tüchtig zu schaffen machte. Etwa 2 Meilen von der Küste wird die Gegend offner und zugleich hügliger, und bald darauf erreichten wir ein weitläufiges, einstöckiges Gebäude, die Paita-Station. Mehr als das Gebäude zog mich eine Gruppe von Eingebornen an, die um ein Feuer kauerten. Die Männer sind stattliche Gestalten, hochgewachsen, schlank und kräftig, von schwarzbrauner Farbe, mit schwarzem Haar und Bart. Der letztere wird nur als Backenbart getragen; Schnurrbärte sieht man sehr selten. Ihre Gesichtszüge schienen mir nicht unschön, sondern eher offen] und Zutrauen erregend. Ihre ganze Bekleidung besteht in einem kleinen Streifen Tuch um die Lenden. Weniger gefielen mir die Weiber mit ihren groben, nach europäischen Begriffen fast männlichen Gesichtszügen. Doch gibt es unter ihnen einige, die nicht häßlich zu nennen sind. Die Schwarzen waren eben beschäftigt, große, braune Schnecken (Bulimus) am Feuer zu braten. Da ich ihnen begreiflich machte,

ich wünschte solche zu bekommen, so liefen einige dienstfertig fort und brachten mir bald eine ziemliche Anzahl der Muscheln nebst einigen andern, sehr schönen Landschnecken, die sie theils unter abgefallenen Blättern, theils in dem nahen Bache gesammelt hatten. Ich bezahlte die Muscheln mit etwas Tabak, der gangbarsten Münzsorte unter den Schwarzen.

Ich hatte einem deutschen Kolonisten, der etwa 3 Meilen von Paita wohnt, von einem seiner Freunde in Australien Grüße zu überbringen und machte mich daher bald auf den Weg, um ihn zu suchen. Ich kehrte also zu dem Flusse zurück, den wir am Morgen überschritten hatten, und folgte seinem Laufe aufwärts. Er durchströmt eine weite, oft sumpfige Niederung, die mit hohem Grase, das mir oft bis an die Brust reichte, bewachsen ist. Der Boden lohnt, wo er nicht zu sumpfig ist, den Anbau reichlich, und daher haben sich schon mehrere Europäer hier niedergelassen. Die erste Ansiedlung, die ich traf, und die einem Schotten angehört, besitzt einen schönen Bananengarten; ich ließ mir die schmackhaften Früchte mit Erlaubniß des Eigenthümers wohl schmecken. Dann folgte ich immer dem Flusse, der häufige Spuren von bedeutenden Ueberschwemmungen zurückgelassen hat, und überschritt ihn auf einer kleinen Brücke. Das rechte Ufer, auf dem ich mich jetzt befand, ist dicht bewaldet, aber auch so sumpfig, daß ich mehrmals fußtief in Wasser und Schlamm einsank. Ich arbeitete mich indessen durch, bis mich mein Pfad vor ein Haus, das mitten im Sumpfe steht, führte. Eine schöne Gegend für eine Ansiedlung, dachte ich. Das Haus war verschlossen, indem, wie ich später erfuhr, der frühere Besitzer desselben auf einer Fahrt nach Port de France ertrunken war, was er übrigens ebenso gut vor der eignen Hausthüre hätte thun können. Nach einem weitern Marsche von einer Meile gelangte ich an das gesuchte Haus. Während ich mich mit dem Deutschen und seiner Frau, die mich freundlich empfingen,

unterhielt, trat ein großer, völlig nackter Kerl von Eingebornem in die Stube und zündete sich am Herdfeuer seine Pfeife an. Da ich fragend den Deutschen anblickte, sagte mir dieser, der Schwarze sei einer seiner Feldarbeiter. Die Neu-Caledonier sind, trotz ihrer augenscheinlichen Körperstärke, nur mittelmäßige Arbeiter, die nur der Drang nach Tabak und Spirituosen veranlaßt, bei den Weißen Dienste zu nehmen. Ein schwarzer Arbeiter erhält 10 Franken und ein Pfund Tabak per Monat. Der Ackerbau wurde mir als sehr lohnend geschildert; nur die häufigen Ueberschwemmungen, die der Fluß verursacht, bilden die Schattenseite im Leben dieser Kolonisten. Von den Eingebornen haben die Ansiedler, wenigstens in dieser Gegend, nichts mehr zu fürchten. Die Schwarzen haben sich bereits an die französische Herrschaft gewöhnt und leben mit den Europäern im besten Einverständnisse.

Nach einem tüchtigen Imbisse, wobei auch eine Flasche französischen Weines erschien, verabschiedete ich mich dankend von dem wackern Ansiedler. Ich machte noch einen weiten Umweg über Hügel und durch sumpfige Ebenen, bis ich bei Sonnenuntergang wieder in Paita anlangte. Da mich hier Niemand zum Nachtessen einlud, so suchte ich den Koch, einen langbezopften Chinesen, auf und machte ihm begreiflich, daß er mir Etwas zu essen zu verschaffen habe. Nicht lange darauf erschien er mit dem Rest eines Huhnes und einer Tasse Thee. In einem öden Zimmer fand ich nach beträchtlich langem Suchen eine Bank, auf welcher ich mit Hülfe einer alten Roßdecke, die ich im Stalle entdeckt hatte, ein Bett improvisirte, auf dem ich, trotz seines Mangels an Elastizität, trefflich ruhte.

Ungefähr acht Meilen von Paita liegt ein Dorf der Eingebornen, dem wir einen Besuch abstatteten. Der Häuptling desselben, ein kolossaler, finster blickender Mann, und mehrere andere Schwarze, welche Provisionen trugen, begleiteten uns. Gerade

hinter der Station hatten wir einen Fluß, der sich zwischen tiefen Felsufern durchzwängt, auf einem Baumstamme zu passiren. Die Sache war so kitzliger Natur, daß ich den Uebergang, zum unbegrenzten Erstaunen der Eingebornen, rittlings bewerkstelligte. Wir marschirten dann über einen langen, bewaldeten Hügel, an dessen Fuß an einer Stelle eine Masse prächtiger Orchideen mit großen, schneeweißen Blüthen zwischen den steifen Riedgräsern hervorblickten. Dann kam ein langer Sumpf, der mit dem Meere in Verbindung stehen muß, indem verschiedene Meeresmuscheln umherlagen. Jetzt folgte das schlimmste Stück des Marsches. Eine bewaldete Ebene ist nämlich mit fast mannshohem Grase, das an den meisten Orten ein bis zwei Fuß unter Wasser steht, bewachsen. Endlich gelangten wir zu einem kleinen Flusse mit herrlichem, frischen Wasser, jenseits dessen sich eine weite, grasige Ebene hinzieht. Die Gruppen von Melaleucen, die hie und da auf dieser Niederung stehen, verleihen ihr einen ganz australischen Charakter. Als wir das Flachland hinter uns hatten, stießen wir wieder auf den Fluß, dessen Ufer hier eine Fülle ächt tropischer Pflanzen bedecken. Palmen und Bananen erheben ihre zierlichen Blattkronen über ein Gewirr von fremdartigen Bäumen und Sträuchern, die von Massen von Schlingpflanzen umwoben sind; unter den letztern zeichnete sich eine Ipomöa mit tief violetten Blüthen besonders aus. Eine fast unheimliche Stille herrscht in einem neucaledonischem Walde. Selten zwitschert ein Vogel im Gebüsch oder kreischt ein Falke über den Baumwipfeln. Von Säugethieren sah ich, außer den eingeführten Hausthieren, nichts. Auch Insekten zeigten sich, da es noch zu früh an der Jahreszeit war, sehr wenige; nur einige Chrysomeliden (Goldhahnkäferchen) und ein paar Rüsselkäfer konnte ich entdecken. Ich hätte Tage lang an diesem reizenden Fleck verweilen können; aber meine Gefährten waren ohnedies schon weit voraus, und so mußte ich vorwärts. Der Pfad führt

auf die höchste Spitze eines nackten, steilen Berges; freudig und schweißtriefend begrüßte ich, oben angelangt, das Dorf der Eingebornen. Wenn mich bei Port de France Szenerie und Pflanzenwelt unbefriedigt gelassen hatten, so wurde uns hier reicher Genuß zu Theil.

Der Berg, auf welchem wir uns befanden, hängt mit einer noch höhern Spitze durch einen schmalen Grat zusammen; sonst fällt er nach allen Seiten steil ab. Die Lage des Dorfes ist daher gut gewählt. So weit das Auge reicht, thürmen sich mannigfach gestaltete Höhenzüge hinter einander empor und bilden tiefe und enge Thäler, die mit dichter Waldung bedeckt sind. Das Dorf besteht aus 18 bis 20 aus Bambus und Schilf gebauten Hütten. Diese haben zwei Formen: entweder sind sie kreisrund, mit einer nur 2 bis 3 Fuß hohen Schilfwand, auf die ein spitzes, trichterförmiges Dach gesetzt ist; oder sie bestehen nur aus zwei, oben in einem Winkel von einem halben Rechten zusammenstoßenden Wänden, so daß sie die Form eines Zeltes oder eines steilen Hausdaches erhalten. Die Eingänge sind nur hoch genug, um das Hineinkriechen auf Händen und Füßen zu gestatten. Fenster und Kamine sind unbekannte Dinge; es muß daher unangenehm drückend in diesen, übrigens romantischen, Behausungen sein. Wir sprachen hier den mitgebrachten Mundvorräthen zu, umgeben von den neugierigen Schwarzen. Unter diesen fiel mir das etwa zwölfjährige Mädchen des Häuptlings durch wohlgeformte Züge und ausdrucksvolle, schwarze Augen auf.

Um mehr Zeit zum Sammeln zu gewinnen, brach ich vor meinen Gefährten wieder auf, indem ich den Rückweg allein zu finden hoffte. Aber auf der Ebene angelangt, verlor ich den Pfad und kam an einer Stelle an den Fluß, die ich am Morgen nicht passirt hatte. Ich verwünschte bereits meine Unvorsichtigkeit, die mich verleitet hatte, mich allein in eine solche Wildniß zu wagen,

als ich plötzlich, freilich erst nach langem Umherirren, auf unsere Fährten vom Morgen stieß, und ihnen nun ohne Schwierigkeit folgen konnte. Mehrmals begegneten mir Eingeborne. Die Männer, offenbar erstaunt, einen Weißen allein hier zu treffen, boten mir jedesmal mit freundlichem Grinsen die breite Hand, während die Weiber mir weit auswichen und, während ich passirte, stehen blieben. Ob dies ein Zeichen von Ehrerbietung gegen den Weißen sein sollte, oder ob sie nur wegen ihrer mangelhaften Toilette auf die Seite gingen, wage ich nicht zu entscheiden. Als ich müde und hungrig in Paita anlangte, gab mir der chinesische Koch zu verstehen, meine Herren seien schon zum Boote gegangen. Da ich ziemlich viel Zeit mit meinem Herumlaufen verloren hatte, dachte ich, er könnte die Wahrheit gesprochen haben, stürzte rasch eine Tasse Thee, die der erstaunte Chinese eben trinken wollte, hinunter und trabte dann mit möglichster Geschwindigkeit der Küste zu, so daß das Wasser im Sumpfe hoch an mir aufspritzte. Zu meiner Beruhigung fand ich das Boot noch an Ort und Stelle, und die zwei Lifouaner, die es bewachen mußten, lagen im Schatten und schliefen. Ich hatte noch wohl zwei Stunden Zeit zum Botanisiren und füllte meine Büchse mit mancher interessanten Pflanze, bis die übrige Gesellschaft anlangte, und wir nach Port de France zurückfuhren.

Die morastige, kleine Ebene, auf der die neucaledonische Hauptstadt steht, hat kein Trinkwasser; wir mußten daher solches von der Insel Numea herholen. Da, wo ich landete, ist die Insel nur ein paar hundert Schritte breit. Da ich immer gehört hatte, daß die Lagunen zwischen den Inseln und den Korallenriffen gute Fundorte von Konchylien seien, durchschritt ich die schmale Insel, um an die äußere Küste zu gelangen. Meine Erwartungen erfüllten sich jedoch nicht; es war Fluthzeit, und ich fand daher nur unwichtige Sachen. Von dem hübschen Schiffsboot (Nautilus),

dessen Thier ich zu haben wünschte, fanden sich zwar mehrere Bruchstücke, aber keine ganzen Exemplare. Die Insel ist durchwegs mit Gestrüpp bedeckt; unter den Sträuchern, die dasselbe bilden, findet sich auch eine sehr schöne Akazie mit großen, ovalen Phyllodien. Als wir zum Schiffe zurückkehrten, fuhren wir ein paar Mal über so seichte Stellen, daß wir deutlich den Meeresgrund sahen. Dieser war mit prächtigen Korallen und Seesternen bedeckt. Es gelang mir, einige der letztern vermittelst eines Ruders aufzufischen. Sie hatten über einen Fuß Durchmesser, waren von tiefrother Farbe und an der obern Seite mit einer großen Anzahl spitzer Höcker, die leicht abfielen, bewaffnet.

Die Gegend um Port de France ist nicht überall so öde, wie sie beim ersten Anblicke erscheint, und wie sie es auch in unmittelbarer Nähe der Stadt wirklich ist. So kam ich bei einem Ausfluge auf eine kleine Halbinsel, die mit schönem Walde bedeckt ist. Im Gestrüppe und zwischen den Felsen wuchsen üppige Farrnkräuter und mehrere Blüthenpflanzen, von welchen ein schmetterlingsblüthiger Strauch scharlachrothe, sehr harte Böhnchen in seinen Hülsen enthielt.

Nach zwölftägigem Aufenthalte in Neu-Caledonien wurden die Anker gelichtet, und wir fuhren durch die Südpassage in die Lagune. Obschon der Wind scharf blies, so daß sich der schwere Schooner tüchtig auf die Seite legte, war das Wasser, Dank dem schützenden Riffe, kaum bewegt. Das Land zu unserer Linken blieb durchwegs gebirgig; doch schien mir keiner der vom Deck aus sichtbaren Gipfel die Höhe von 2000 Fuß zu übersteigen. Da uns der Wind ungünstig war, und die Fahrt in dem engen Kanale zwischen dem Lande und dem Riffe während der Nacht nicht rathsam ist, ankerten wir Abends in einer schönen Bai. Die sinkende Sonne beleuchtete die rothen, steilen Abhänge der Berge auf wunderschöne Weise. Ich hatte am Fuße der Berge eine große Menge

von Araukarien bemerkt, die mir durch ihren Wuchs auffielen. Während nämlich diese stattlichen Bäume im Allgemeinen eine sehr regelmäßige, pyramidale Krone haben, war hier die Krone schlank und fast pappelartig. Ich ging also den folgenden Morgen an's Land und sammelte mehrere junge Exemplare, die sich jedoch später als die schon bekannte Araucaria Cookii herausstellten. Dieser Baum und die häufige Schraubenpalme (Pandanus Minda) bilden hier die Hauptmasse des Waldes.

Wir segelten nun in die Havannahpassage, die enge und gekrümmte Straße zwischen der Südküste von Neu-Caledonien und der Insel Uen, machten aber bei sehr ungünstigem Winde nur schwache Fortschritte. Zwei Wale spielten ganz in der Nähe des Schiffes; sie verursachten mit dem Ausspritzen des Wassers ein eigenthümliches, weithin vernehmbares Geräusch. Das Land trägt hier einen viel mehr tropischen Charakter, als bei Port de France, wozu besonders zahlreiche Palmen beitragen. Da wir fast keine Fortschritte machten, so warf man gegen Mittag in einer Bai der Insel Uen Anker, und ich ließ mich sofort an's Land rudern. Das Ufer ist flach und sumpfig; doch steigt das Land in gewisser Entfernung von der Küste zu nicht unbedeutenden Anhöhen empor. An den dichtgedrängten Sumpfgräsern kletterte ein hübsches Farrnkraut (Lygodium) empor, dessen zierliche, ovale Wedel mit zahlreichen Fransen von Sporangien umsäumt waren.

Auch den nächsten Tag war der Wind der Weiterfahrt hinderlich, so daß wir ankerten, nachdem man kaum neun Meilen zurückgelegt hatte. Unterwegs kamen drei Schwarze von der Küste von Neu-Caledonien in einem kleinen Kanoe, das aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestand, an unser Schiff. Sie brachten acht Kokosnüsse und erhielten dafür etwas Tabak. Beim Anblicke dieser Schwarzen in ihrem Kanoe stiegen Erinnerungen aus meiner Jugendzeit lebhaft in mir auf. Wie oft hatte ich vor Jahren mit

Sehnsucht und Begierde Abbildungen von fremden Regionen betrachtet, wo Schiffe an lieblichen, palmumgürteten Gestaden anhielten, umschwärmt von Flotten kleiner Boote der Eingebornen! Und wie hatte ich jeden Matrosen und jeden Kajütenjungen um den Anblick, der sich ihnen darbot, beneidet und mich gesehnt, einmal mit eignen Augen solche Szenerien bewundern zu können! Jetzt war der langgehegte Wunsch erfüllt, und zum Beweise, daß mich nicht bloß ein Traumbild necke, hörte ich an der Schiffsseite die Schwarzen in sonderbaren Lauten mit einander plappern, und von dem nahen Strande winkten Palmen mit ihren luftigen Häuptern zu uns herüber.

Der Wind ließ bald ganz nach, und man war also genöthigt, heute am Ankerplatze zu bleiben. Nachdem ich in den klaren Wellen ein erfrischendes Bad genossen, fuhr ich nach der Insel Uen. Der Strand ist, so weit man sehen kann, mit größern und kleinern Stücken eines Metalls, das vielleicht ein thoniger Brauneisenstein ist, ganz bedeckt. Trotz dieser Bodenformation erstreckt sich ein üppiger Pflanzenwuchs bis an den Wasserrand. Besonders reichlich wächst hier die Schraubenpalme (Pandanus) und eine Art Mangrove, die apfelgroße, grüne Früchte trägt. Unsere Schwarzen hatten an mehreren Orten den Busch in Brand gesteckt, und da das Feuer an trockenen Farrnkräutern und dürrem Holze reichliche Nahrung fand, breitete es sich so rasch aus, daß bald die ganze Küste in Flammen zu stehen schien, und ich mich in Eile an den Strand flüchten mußte. Im tiefsten Theile der Bai fließt ein Bach durch ein ausgedehntes Sumpfland in's Meer. Ich fand hier, außer mehrern prächtigen Orchideen, eines jener merkwürdigen Kannenkräuter, deren Blattstiele die Form eines Kruges oder Schlauches annehmen, während das Blatt selbst den Deckel dazu bildet; in diesen vegetabilischen Krügen fand ich sehr klares Wasser.

Den folgenden Tag gelang es uns endlich, aus der Havannah-

passage segeln zu können. Man hatte beabsichtigt, die südöstlich gelegene Fichteninsel (Ile of Pines) zu besuchen; allein da der Wind dies nicht erlaubte, steuerte man auf Mare zu, die südlichste Insel der Loyalitätsgruppe, welche etwa 60 Seemeilen östlich von Neu-Caledonien liegt. Nach vierundzwanzigstündiger Fahrt kam uns die Insel in Sicht. Am südwestlichen Ende derselben erhebt sich ein sonderbar geformter Hügel, der seiner Aehnlichkeit mit einer Festung halber den Namen Schloßhügel (Castle-hill) erhalten hat. Er springt scharf in's Meer vor und bildet das Cap Castle oder Desgraz. Gegen Abend ankerten wir in bedeutender Entfernung vom Lande an der Westseite der Insel in der Undine-Bai, einer großen, offenen Bucht. Alsbald kamen eine große Menge Indianer in ihren Kanoes an Bord. Die Kähne sind ausgehöhlte Baumstämme, die mit einem sogenannten Luvbaum (outrigger) versehen sind. Dieser besteht in einem Pfahl oder kleinen Stamm, der nicht ganz von der Länge des Bootes, ungefähr zwei Fuß von demselben entfernt und parallel mit ihm im Wasser liegt und durch drei Querstäbe mit dem Kanoe verbunden ist. Die Einrichtung verhindert das Umschlagen der leichten Fahrzeuge und wird auf allen Loyalitätsinseln und den Neuen Hebriden angetroffen. Die Eingebornen brachten uns mehrere Fische, die mit den prächtigsten Farben geziert waren; so hatte einer derselben glänzend grüne Streifen am Kopfe, während ein anderer mit tief orangegelben Schuppen prangte.

Der Landungsplatz an der Undine-Bai ist sehr unbequem und bei einiger Maßen ungünstiger Witterung selbst gefährlich. Die Küste wird nämlich von einem Strandriffe, das nur einige schmale und gebogene Kanäle zur Einfahrt bildet, umgürtet, während ringsum Korallenblöcke von allen Formen und Größen theils aus dem Wasser hervorragen, theils unter dem Meeresspiegel bleiben. Dem Strande entlang zieht sich eine schmale Küstenebene, die ganz

mit Kokospalmen bewachsen ist. Ich muß jedoch gestehen, daß meine Erwartungen von dem Anblicke eines Kokoshaines nicht erfüllt wurden. Während ich allen Beschreibungen nach Bäume von fast Thurmhöhe zu sehen hoffte, erhoben sich hier wenige 30 Fuß über den Boden. Die Insel selbst gehört nicht zu den schönsten Südseeinseln, wenigstens nicht der Theil derselben, den ich zu sehen Gelegenheit hatte. Hinter der kaum eine halbe Meile breiten Küstenebene steigt das Land in steilen Felsen zu einer 100 bis 150 Fuß hohen, sehr fruchtbaren, aber auch sehr einförmigen Hochfläche empor. Gerade am Fuße der Felsen liegt malerisch ein Dorf christlicher Eingebornen; hier wohnt in einem weitläufigen, einstöckigen Gebäude ein englischer Missionär. Das Dorf besitzt eine ansehnliche, hübsche Kirche, ja sogar eine Buchdruckerei, in welcher bereits Schulbücher und Theile der Bibel in der Sprache der Insulaner gedruckt worden sind. Wir besuchten den Geistlichen und wurden mit Bananen und Kokosnußmilch, die letztere in der Schale selbst aufgewartet, bewirthet. Die Kokosnußmilch ist fast wasserhell mit leichtem, weißlichen Anfluge und schmeckt äußerst angenehm und erfrischend; eine große Nuß gibt über einen halben Schoppen Milch. Auf den Neuen Hebriden erhielten wir eine solche Masse dieser Früchte, daß wir, statt Wasser, immer Kokosnußmilch tranken und mit dem Fleische der Nüsse die Schweine fütterten.

Da ich einen Ausflug in das Innere der Insel unternehmen wollte, gab mir der Missionär einen seiner Lehrgehülfen, einen Malayen von den Schifferinseln, mit. Man steigt hinter dem Dorfe vermittelst einer Leiter auf das Hochland, das mit dichtem Gestrüppe und wenigen höhern Bäumen bewachsen ist. Das Gebüsch wird hie und da von kleinen Plantagen von Kokospalmen, Bananen und Melonenbäumen unterbrochen. Die letzteren (Papaya vulgaris, hier Waoni genannt) sind 10 bis 12 Fuß hoch und tragen nur am Gipfel einen Büschel riesiger, gelappter Blätter.

Die Frucht gleicht in Form und Größe einer Melone, enthält ein angenehm süßes, butterweiches, röthliches Fleisch, in dem eine große Menge von Kernen stecken. Der Pfad über die spitzigen Korallenfelsen, aus denen die ganze Hochfläche zu bestehen scheint, ist Anfangs beschwerlich; tiefer im Innern aber kamen wir auf sehr guten, schwarzen Boden. Die Pflanzen, deren ich eine bedeutende Anzahl sammelte, sind zum großen Theile mit denen von Neu-Caledonien identisch. Ein kleiner Baum, der leider nicht in Blüthe stand, fiel mir auf, indem seine Blattknospen mit einer wachsartigen Substanz überzogen waren. Zufällig fand ich unter einigen Blättern eine Landschnecke (Bulimus); als ich meinem Führer bemerkbar machte, sie komme mir sehr willkommen, so entdeckte sein scharfes Auge bald noch mehrere, sehr schön gefärbte Arten. Der Malaye sprach ziemlich ordentlich englisch; er berichtete mir, daß von den 4000 Eingebornen der Insel bereits ein Drittel Christen geworden seien, und daß man hoffe, ein angesehener Häuptling im Innern der Insel lasse sich bald taufen, was die Bekehrung einer großen Menge von Insulanern zur Folge haben werde *). Uebrigens seien die Heiden den Christen noch arg feind und machen hie und da, mordend und brennend, Einfälle in das christliche Gebiet. Die Heiden sollen noch Kannibalen sein, und schon mehrere Mannschaften von Schiffen, die um Sandelholz hieher kamen, wurden ermordet und sollen gefressen worden sein.

Ich fragte zufällig meinen Führer, ob er nicht rauche. Nach einigem Zögern gab er zur Antwort, er habe freilich als Heide dieser Gewohnheit gefröhnt; allein der Missionär habe das Rauchen als sündhaft verboten, so daß jetzt kein Christ auf der Insel rauche. Und wirklich ist hier und auf der ebenfalls christlichen

*) Diese Hoffnung hat sich seither bestätigt, und jetzt ist der größere Theil der Bevölkerung von Mare christlich.

Insel Aneiteum, einer der Neu-Hebriden, Tabak, der sonst bei den Papus der beste Handelsartikel ist, nicht anzubringen. Freilich kamen am nächsten Morgen, als ich allein auf dem Deck war, einige Schwarze aus dem Dorfe an Bord und brachten mir Muscheln, für die sie Tabak wünschten. Ich dachte unchristlich genug, um ihnen zu willfahren.

Ich kann nicht umhin, hier einige Bemerkungen über das Gebahren der Missionäre auf diesen Inseln einzuschalten. Es wird Niemanden in den Sinn kommen, die Absichten, welche die Missionäre nach diesen entlegenen Gestaden führen, gering schätzen und an ihrem Muthe und ihrer oft bewunderungswerthen Ausdauer zweifeln zu wollen. Mit Freudigkeit verzichten sie auf alle Vortheile und Genüsse der Civilisation, um unter den rohesten, fast verthierten Kannibalen ihr Leben oder doch ihre besten Jahre zuzubringen. Sei ihr Wirkungsfeld noch so unfruchtbar, sie verlassen es nicht, bis endlich ein Samenkorn aufspringt und Früchte trägt. Auf mehrern Inseln, so auf der in der Missionsgeschichte zu so trauriger Berühmtheit gelangten Insel Erromango, wurden die Sendboten des Christenthums Märtyrer ihrer Aufgabe, und doch finden sich immer wieder kühne Männer, die den vom Blute ihrer Glaubensbrüder getränkten Boden betreten und die schwere Arbeit auf's Neue unternehmen. Aber leider gehen sie gewöhnlich in ihrem frommen Eifer zu weit. Ist es nöthig, die armen Schwarzen so strenge in die Zwangsjacke der anglikanischen Kirche zu stecken und ihnen vollkommen unschuldige Genüsse als sündhaft darzustellen? Die schwarzen Naturkinder können, wenn sie sich glücklich fühlen, ihre Freude durch nichts Anderes, als durch Tänze, zu denen sie ihre einfachen Weisen singen, ausdrücken. Aber, wenn sie Christen werden, wird ihnen der Tanz als unsittlich streng verboten und statt ihrer einheimischen Lieder, mit ihren einfachen, und doch häufig so klangvollen Melodien, bietet man ihnen die

Psalmen als einzig erlaubte Gesänge. Als wir in Aneiteum, einer jetzt ganz christlichen Insel, landeten, zeigte sich kein Boot mit Schwarzen an unserm Schiffe. Kam man an's Land, so grüßten die Eingebornen uns nicht; fragte man sie etwas, so schauten sie uns in den meisten Fällen erstaunt an und gingen weg. Ganz anders war es auf heidnischen Inseln. Kaum waren da unsere Anker gefallen, so umschwärmten uns lärmende und lachende Insulaner, begierig, mit uns in Verkehr zu treten. Gingen wir an's Land, so umringten sie uns und waren immer bereit, uns Dienste jeder Art zu leisten. Freilich muß bemerkt werden, daß die Missionäre gewissermaßen wohl daran thun, wenn sie die Eingebornen vor dem Umgange mit den Weißen warnen. Diejenigen Europäer, die hieher kommen, sind gewöhnlich Wallfischfänger oder Sandelholzhändler, eine rohe, gewissenlose Rasse, deren Begriffe von Recht und Unrecht häufig sonderbar verworren sind.

Doch kehren wir nach Mare zurück. Etwa eine Meile vom Dorfe überrascht den Ankömmling der Anblick eines äußerst reizenden Fleckes. Hinter einem schmalen, mit Korallenstücken und Muscheln bedeckten Strande erheben sich romantische Felspartien; ein theilweise aus dem Steine ausgehauener Pfad führt auf ihre Spitze. Oben treffen wir einen reichlichen Pflanzenwuchs; darunter auch wilde Baumwolle und eine Art von Tabak. Von hier steigen wir westlich an die Küste hinunter, wo drei verlassene Häuser stehen. Reizend ist die Lage dieser von Palmen beschatteten Hütten, an deren Fuß die Brandung kocht, während ringsum malerisch Fels auf Fels sich thürmt. Aber der Mensch hat den Frieden dieses Ortes auf barbarische Weise verletzt, denn hier fand wenige Wochen vor unserer Ankunft eine jener Blutszenen, die leider auf diesen Inseln noch so häufig sind, statt. Eine Rotte der heidnischen Bewohner des Innern überfiel die christlichen Bewohner der Ansiedlung und ermordete auf kannibalische Art vier Per-

sonen. Zu Folge dieser Uebelthat wurde der Platz mit dem Taboo belegt, d. h. Niemand darf weder die Häuser, noch die dazu gehörigen Palmen antasten. Das Zeichen des Taboo ist ein 5 bis 6 Fuß hoher Stock, an dessen Spitze ein Büschel Reiser in Form eines Besens so aufgesteckt ist, daß der Besen gegen den Stiel, statt aufwärts, gerichtet ist. Ich war erstaunt, unter christlichen Eingebornen noch den heidnischen Gebrauch des Taboo zu finden. Ein alter Insulaner, der sich eben zu uns gesellte, zeigte uns die Blutspuren, die an der Wand eines Hauses noch sichtbar waren.

Als ich von dem Ausfluge nach diesem Orte an Bord zurückkehren wollte, war unser Boot bereits fort. Die Schwarzen deuteten, als sie meine Absicht bemerkten, auf ein großes, schwerfälliges Fahrzeug, das dem Missionär angehörte, und anerboten sich, mich hinüber zu rudern. Es fand sich aber, daß das Boot ein Loch im Boden hatte, das ich mit etwas Gras verstopfen wollte. Um mir diese Mühe zu ersparen, rief ein Eingeborner einen Knaben herbei, der dann mit der Ferse auf das Loch stehen mußte, um das Eindringen des Wassers zu verhindern, und so gelangten wir wohlbehalten an Bord.

Da unsere Mannschaft kaum für den Schiffsdienst genügte, so wünschten meine Prinzipale 7 bis 8 Eingeborne anzuwerben. Der Missionär kam daher mit einem angesehenen Häuptlinge an Bord, um diesen zu bewegen, daß er seine Einwilligung dazu gebe. Allein der alte Mann bezeugte keine Lust, uns seine Unterthanen zu überlassen; sogar eine Flinte, die ihm als Geschenk angeboten wurde, verfehlte ihren Zweck. Nur ein einziger junger Mann erhielt die nachgesuchte Erlaubniß, uns begleiten zu dürfen.

Wir verließen Mare, oder besser Nengone, wie die Insel in der Landessprache heißt. Kaum hatten wir den Ankergrund hinter uns, so erhob sich ein starker Nordostwind, der bald in einen tüchtigen Sturm, der zwei Tage anhielt, überging. Die See ging

fürchterlich hoch, und jede Welle brach sich über das Deck unsers stöhnenden Schooners. Die Oeffnungen an den Seitengeländern genügten nicht mehr, um das auf das Verdeck geworfene Wasser ablaufen zu lassen, so daß fortwährend eine schwere Wassermasse auf demselben hin und her schwankte. Endlich ließ in der zweiten Nacht der Sturm nach, und als ich am Morgen, tüchtig geschaukelt und umhergeworfen, auf das Verdeck trat, strahlte die Sonne über einem tiefblauen, nur noch von langen, sanften Wellenanschwellungen bewegten Meere. In der Ferne zeigte sich ein entzückend schönes Land, mit hohen, kühngeformten Bergen, weit anmuthiger als Mare; es war Anatom oder Aneiteum, die südlichste der langen Inselkette der Neuen Hebriden. Je mehr wir uns der Küste der Insel näherten, desto mehr entfaltete diese ihre Reize. Ein Meile vom Lande entfernt zieht sich ein Korallenriff hin, erkennbar an der weißen, langen Schaumlinie der Brandung. An zwei Stellen erhebt sich das Riff über den Meeresspiegel, und so entstehen zwei kleine, flache Inseln. Diesen gegenüber bildet die Küste der Hauptinsel eine tiefe Bucht mit breitem, sandigem Strande, hinter welchem in kurzer Entfernung die Berge in abwechselnden Formen emporsteigen. Das Ganze bildet ein wahres Mustergemälde insularischer Szenerie. Die beiden erwähnten Inseln bilden mit der Bucht an der Hauptinsel den einzigen Hafen an der Südküste von Aneiteum. Er ist jedoch keineswegs sicher; denn erst vor einem Jahre wurden hier zwei Schooner von ihren Ankern gerissen und an den Strand geworfen. Wir ankerten hier und fuhren alsbald nach einer der kleinen Riffinseln, auf welcher sich ein englischer Kaufmann niedergelassen hat. Der Missionär Turner sagt in seinem interessanten Werke über seine Missionsthätigkeit *), daß die Europäer den Eingebornen diese Insel für eine Art, eine Decke

*) **Nineteen years in Polynesia, by the Rev. George Turner, L. L. D. London 1859.**

und eine Schnur Glasperlen abkauften. Sie ist nicht viel mehr werth, da sie ganz unfruchtbar und nur mit grobem Grase bewachsen ist; ihr ganzer Umfang beträgt kaum eine halbe Stunde. Als die Aneiteaner aber noch Heiden waren, bildete die Insel für die Weißen einen sichern Zufluchtsort im Falle eines Angriffes von Seiten der Schwarzen, indem diese die Insel als verrufen betrachteten und sie nie betraten.

Die oben erwähnte sandige Bucht wird von zwei malerischen Felsvorgebirgen geschlossen und hat wenig mehr als eine Meile im Durchmesser. Rings umher stehen Palmen, die eine viel bedeutendere Höhe erreichen, als in Mare, und an einem Bache blühen unter einer Masse sich drängender Gewächse zahllose stattliche Knabenkräuter und Lilien. Unter Bäumen versteckt liegt ein hübsches Dorf unweit des Strandes; eine kleine, schmucke Kirche war eben im Bau begriffen. Gerade hinter dem Dorfe dehnt sich eine lange, sumpfige Ebene aus, durch die ein träger Bach schleicht. Wir überschritten diesen auf einem schmalen Baumstamme und gleich darauf nimmt die Ebene einen ganz andern Charakter an. Sie ist nun wohl angebaut; längs beiden Seiten des engen Pfades ziehen sich sorgfältig gehaltene Bambushecken hin, hinter welchen die gewöhnlichen Produkte dieser Inseln, wie Yams, Taro, Zuckerrohr und Bananen angebaut werden. Auch einige Brodfruchtbäume streckten ihre dicht belaubten Kronen über den Pfad. Wir gelangten bald wieder an den Bach, dessen Ufer mit großen und zierlichen Farrnkräutern bedeckt sind, überschritten ihn auf Steinen und fingen dann an, einen bedeutenden Berg zu ersteigen. Der ganze Abhang ist mit riesigen Bäumen bewachsen; besonders die Dammara's erreichen hier eine seltene Größe; ich maß einen Stamm von 28 Fuß Umfang. Es gibt kaum irgendwo einen Ort, wo der Liebhaber von Farrnkräutern sich eine solche Masse von Arten verschaffen kann, wie hier. Der Boden ist förmlich bedeckt

mit Schizäen, Nephrodien, Lygodien und besonders mit Lycopodien, die einen wahren Schmuck des Waldes bilden. Unter den übrigen Gewächsen ist besonders eine riesenhafte Schlingpflanze bemerkenswerth; sie ersteigt mit ihrem armsdicken Stamme die höchsten Baumkronen und trägt fußlange, glänzend grüne, ovale Blätter. Nach langem Steigen wurde die Spitze des Berges endlich erreicht, und eine liebliche Aussicht belohnte unsere Anstrengung. Das Meer war durch den hinter uns liegenden Wald unsern Blicken entzogen; hingegen lag vor uns ein tiefes, stilles, mit den verschiedensten Schattirungen von Grün geschmücktes Thal, das ringsum von 2500 Fuß hohen, bis zur Spitze bewaldeten Bergen umrahmt ist. Hie und da blickt eine weiße Bambushütte aus dem Waldesgrün hervor; an der ersten derselben, die als Schulhaus dient, machten wir Halt. Die bedeutende Hitze und das anstrengende Steigen hatten mich ziemlich ermattet; allein es war kein Wasser in der Nähe, das meinen Durst hätte stillen können. Hingegen reichte mir ein freundlicher Schwarzer ein langes Stück Zuckerrohr; ich war erstaunt, zu verspüren, wie schnell nach dem Genusse desselben Hunger, Durst und Ermattung wichen. Man braucht nur mit einem Messer die harte Außenrinde des Rohres zu entfernen, und das saftige Innere liefert ein höchst schmackhaftes Mittel zur Wiederherstellung gesunkener Kräfte. Ich habe irgendwo gelesen, daß die Negersklaven während der Zuckerernte, obschon sie dann die schwerste Arbeit zu verrichten haben, ungewöhnlich munter und thätig seien, und daß dies dem häufigen Genusse des Zuckerrohres zuzuschreiben sei. Ich bin jetzt gerne geneigt, dieser Behauptung Glauben zu schenken. Auf einem andern Pfade kehrte ich allein zur Küste zurück und genoß in halber Höhe des Berges eine wundervolle Aussicht auf die Strandebene, die zwei Riffinseln und das weite, blaue Meer. Bald verlor ich jedoch den Pfad und arbeitete mich mühsam und schweißtriefend durch den Wald, bis ich die

Ebene erreichte. Hier stieß ich auf einen Pfad, der durch einen weiten Sumpf führt. Der Weg ist gut genug für die fast nackten Indianer; ich aber sank knietief in den zähen Schlamm und mußte dann eine kleine Promenade im Meere machen, um der an Stiefeln und Beinkleidern haftenden Masse Schlammes los zu werden.

Das westliche Vorgebirge, das die Bucht abschließt, ist eine höchst romantische Felspartie, die von drei weithin sichtbaren Kokospalmen gekrönt ist. Ich wollte die Felsmasse ersteigen; allein je mehr ich mich ihr näherte, desto mehr wurden meine Geruchsnerven von einem höchst intensiven Gestanke angegriffen. Als ich trotz dessen mit dem Nastuche vor der Nase vorrückte, sah ich einen Berg von einer faulenden Masse und erkannte daran bald den Kadaver eines gestrandeten Wallfisches. Da ich, und wahrscheinlich mit Recht, vermuthete, daß eine Masse von Krabben und Insekten sich an dem faulenden Kolosse erlabten, wollte ich solcher habhaft werden. Der Gestank wurde aber so fürchterlich, daß selbst mein naturhistorischer Eifer hier den Kürzern ziehen mußte, und ich schleunigst die Flucht ergriff. Wallfische scheinen in diesen Regionen nicht selten zu sein; denn ich traf an der Küste viele Wirbelstücke, die groß genug waren, um bequeme, wiewohl etwas schwere, Sessel zu bilden.

Meine Prinzipale machten eine Reise quer durch die Insel nach der Nordküste, wo ebenfalls ein englischer Missionär wohnt. Ich wurde beordert, hier zu bleiben, und benutzte die Zeit zu wiederholten Ausflügen nach dem Bergabhange, wo ich ungestört im Waldesdunkel unvergeßliche Stunden verbrachte.

Die Eingebornen hatten sich, wie schon oben erwähnt, durchaus von uns ferne gehalten. Erst am letzten Abende unsers sechstägigen Aufenthaltes in Aneiteum kam ein alter Schwarzer an Bord mit einem Korbe voll Muscheln, für die er ein blaues Hemd verlangte. Obschon der Preis etwas zu hoch war, schloß ich den

Handel mit ihm und fuhr noch spät in der Nacht an's Land, um die Thiere aus den Muscheln zu entfernen. Es waren riesige Schnecken, 6 Zoll hoch und ebenso breit, die größten Einschaler, die ich je gesehen, mit dicker, außen schmutzig-grüner, innen perlmutterglänzender Schale. Bald loderte am Strande ein großes Feuer, über das wir einen mitgebrachten Kessel, in welchen man die Muscheln geworfen hatte, stellten. Der Glanz des Feuers lockte bald eine Menge Eingeborner herbei, die sich im Sande lagerten, und beim Scheine der Flamme malerische, wilde Gruppen bildeten. Das Thier jeder Muschel lieferte wenigstens ein Pfund zartes, weißes Fleisch, das von den Schwarzen begierig verzehrt wurde. Ich kostete es ebenfalls und fand es sehr genießbar.

Mit einem frischen Winde segelten wir aus dem Hafen von Aneiteum und fuhren zuerst längs der Südküste und dann längs der Ostküste der Insel; überall bietet das Land denselben lieblichen Anblick dar. Kaum hatten wir Aneiteum hinter uns, so stieg eine andere Insel, Erronan oder Futuna, aus dem glänzenden Meere empor. Es ist ein mächtiger Bergstock von gegen 3000 Fuß Höhe, der mit steilen Küsten in die See abfällt. Seine wenigen Bewohner sind noch arge Heiden, trotz der eifrigen Bemühungen der Missionäre, die sich hier unter beständiger Gefahr aufhalten. Gegen Abend wurde westlich von Futuna die große Insel Tanna sichtbar; allein, als wir bereits hofften, sie heute noch erreichen zu können, trat vollständige Windstille ein, so daß unser Schiff regungslos auf der Wasserfläche lag. Erst den folgenden Abend erlaubte uns eine leichte Brise, uns langsam der Insel zu nähern. Wir steuerten dem Port Resolution an der Südostküste der Insel zu. Allein der Wind fiel wieder, und daher mußten unsere zwei Boote uns langsam beim prächtigsten Mondscheine in den Hafen tauen. Der Eingang zu Port Resolution wird von steilen Felsküsten gebildet, hinter denen ein tiefes, ganz geschütztes Wasserbecken uns

einen sichern Ankerplatz darbot. Eine Menge Eingeborner kamen an's Schiff; sie wurden aber bedeutet, ihre Besuche auf den Morgen zu verschieben, worauf sie sich gehorsam entfernten.

Mit Tagesanbruch war unser Deck gefüllt von Eingebornen, alle begierig, mit uns in Tauschhandel zu treten. Leider fand sich für mich keine Gelegenheit, an's Land zu gehen; ich mußte mich also begnügen, mit den Schwarzen Handel zu treiben. Die Tannesen sind durchaus stattliche, im Allgemeinen nicht über mittelhohe, röthlich-schwarze Menschen. Manche besitzen grimmige, männlichschöne Züge, hinter denen jedoch Falschheit und Grausamkeit lauert. Sie beschmieren sich Wangen und Stirne mit rothem Ocker, was ihre Züge noch wilder erscheinen läßt. Ihre schwarzen, manchmal in's Röthliche spielenden Haare werden auf sonderbare Weise geflochten. Die ganze Haarmasse wird nämlich in mehrere hundert kleine Zöpfe getheilt; jeder ist 10 bis 12 Zoll lang und eine halbe Linie dick; der untere Theil wird mit einer Art Bast fest umwunden und das freie Ende der Haare geölt und gekräuselt. Die interessante Toilette muß den Indianern außerordentlich viel Mühe und Zeit kosten; mit dem letztern Artikel brauchen sie freilich nicht schonend umzugehen, da sie mehr als genug davon besitzen. Da die Eingebornen, von denen unser Deck den ganzen Tag angefüllt war, bemerkten, daß ich ihrem Haarwuchse große Aufmerksamkeit schenkte, so brachten mir Mehrere Büschel von Haaren, die auf die erwähnte Art frisirt waren, und überließen sie mir gegen ein Stückchen Tabak. Die Kleidung der Tannesen ist äußerst ungenügend und streitet gegen alle Aesthetik, was übrigens bei allen Insulanern der Neuen Hebriden der Fall ist. Tabak und kleine thönerne Pfeifen sind hier die besten und fast einzigen Handelsartikel; Calico und Eisen, besonders Messer, werden erst angenommen, nachdem sich die Schwarzen genügend mit Tabak versehen haben. Ich besaß gegen dreißig Pfund Tabak und 500 Pfeifen,

von denen ich hier eine bedeutende Anzahl verschacherte. Zuerst fragte ich nach den Waffen der Eingebornen; besonders wünschte ich Speerspitzen, die sie sehr kunstvoll verfertigen, zu erhalten. Allein man hatte den Tannesen verboten, bewaffnet an Bord zu kommen, und sie wagten nicht, das Gebot zu übertreten. Vielleicht auch wollten sie sich von ihren Waffen, die sie nur zu häufig in fast beständigen Fehden nöthig haben, nicht trennen. Hingegen die Zierathen, mit denen sie sich schmücken, erhielt ich leicht genug. Jeder trägt Ohrringe von Schildpatt, die einen Zoll Durchmesser und bis drei Linien Breite haben; gewöhnlich ist eine Seite ausgezackt. Diese Ringe werden nicht durch das Ohrläppchen gestochen, sondern nur eingeklemmt, zu welchem Zwecke die zwei offenen Enden etwas zugespitzt sind. Die Meisten tragen in einem Ohre mehrere, manchmal sechs bis acht solcher Ringe, die dann bis auf die Schulter herunterhängen. Einige hatten die Nasenscheidewand durchbohrt und trugen in der Oeffnung ein zwei Zoll langes Stückchen Schilf oder Bambus, an dessen beiden Enden die scharlachrothe Beere einer Hülsenpflanze steckte.

Ich mußte während des Tauschhandels mit den Schwarzen scharf auf ihre Finger sehen; denn meine Handelsfreunde legten bedeutende diebische Anlagen an den Tag. Ein großer Kerl bot mir mit der unbefangensten Miene eine hübsche Mitraschnecke an, die ich schon einmal gesehen zu haben glaubte. Ich hatte einen Korb voll gereinigter Muscheln zum Trocknen am Mastbaume aufgehängt, und wie ich hinging, um nachzusehen, war er richtig halb leer, und ich hatte die Sachen zweimal bezahlt. Der ertappte Dieb wurde alsbald über Bord geschmissen und schwamm dann kaltblütig dem Ufer zu.

Soviel ich vom Verdecke des Schiffes aus sehen konnte, ist Tanna sehr uneben, ohne jedoch höhere Gebirge zu besitzen. Gerade am Westeingange des Hafens, der sich nach Norden öffnet, erhebt

sich das Land zu einem vielleicht 600 Fuß hohen Berge, der uns die Aussicht auf den dahinter liegenden Vulkan entzog. Am Fuße dieses Berges dampfen mehrere heiße Quellen, welche von den Eingebornen zum Baden, Waschen und Kochen benutzt werden. Wir übergaben unsere Wäsche einem Schwarzen, der sie in den Quellen sehr sauber wusch und uns redlich zurückbrachte. Wenn etwa ein Leser zu wissen wünschte, warum ich diese sehenswerthen Orte nicht besuchte, so muß ich ihm in Erinnerung bringen, daß ich die Expedition in der doppelten Eigenschaft eines Sammlers und Dieners begleitete, und daß, je nach der Laune meiner verehrten Prinzipale, bald die eine, bald die andere Eigenschaft überwog. In Tanna hatte die letztere die Oberhand, und ich mußte daher auf dem Schiffe bleiben.

Meine Herren machten einen Ausflug nach dem Vulkane, der, kaum 500 Fuß hoch, wohl einer der kleinsten und thätigsten Vulkane ist. Das Gesetz, daß, je kleiner ein Vulkan, desto größer seine Thätigkeit ist, bewährt sich hier vollständig; denn es vergeht kaum eine Viertelstunde, daß der Berg nicht Asche und Dämpfe auswirft. Die Schwarzen widersetzten sich zuerst in bedeutender Anzahl dem Vorsatze unserer Gesellschaft, den Vulkan zu besuchen, bis schließlich der Missionär und ein alter Häuptling das Volk beruhigten. Die Ersteigung ist nicht schwierig, nur wegen der Asche, in die man häufig tief einsinkt, etwas beschwerlich. Im Innern des Kraters, dem sich die als Führer dienenden Schwarzen nicht zu nähern wagten, befinden sich mehrere kleine Auswurfskegel, in welchen Lava kocht. Eine beliebige Masse Schwefels könnte hier mit Leichtigkeit gesammelt werden; auch Lava findet sich in großer Menge und von verschiedenen Formen. Die eine ist schwarz, stark glänzend, sehr leicht, mit eigenthümlichem, stengligem bis fasrigem Gefüge; andere Arten sind röthlich oder mattschwarz mit erdigem Bruche.

Der Missionär, der unweit des Hafens wohnt, kam zu uns an Bord. Ich konnte nicht umhin, den kleinen, schwächlich aussehenden Mann, der trotz beständiger Gefahren und Entbehrungen heldenmüthig auf seinem Posten ausharrt, zu bewundern. Seine Erfolge sind indessen bis jetzt sehr gering; denn die Tannesen gehören zu den wildesten und unbändigsten Stämmen der Papus. Ich werde später noch einmal auf das Schicksal dieses wackern Missionärs zurückkommen.

Ein Wallfischfänger ankerte Abends im Hafen; er hatte bei Neuseeland ein Boot mit acht Mann durch Desertion verloren und wünschte hier diese Mannschaft zu ersetzen. Der Kapitän erlaubte seinen Leuten, um sie bei guter Laune zu erhalten, eine Nacht am Lande zubringen zu dürfen. Bereits die ganze Nacht tönte zu uns herüber der wilde Jubel der Seeleute, die sich in den Armen tannesischer Schönen mit Rum berauschten. Kein Wunder, wenn die Schwarzen nach solchen Szenen mit Haß und Verachtung auf die Weißen, die ihnen an Rohheit und Zügellosigkeit kaum nachstehen, sehen.

Leichter als in Mare gelang es uns hier, einige Schwarze für den Schiffsdienst anzuwerben. Es ist merkwürdig, mit welcher Gleichgültigkeit die Insulaner ihre schöne Heimat verlassen, um Monate, ja Jahre lang auf den Meeren, meist unter schlechter Behandlung, umherzutreiben, bis sie endlich Gelegenheit finden, nach ihrer Insel zurückzukehren. Die Anzahl der Insulaner, die von Wallfischfängern, Sandelholz- und Kokosölhändlern, Trepangfischern und dergleichen jährlich angeworben werden, steigt in die Tausende. Sie erhalten gewöhnlich jeden Monat ein Pfund Sterling und ein Pfund Tabak und müssen für diesen elenden Lohn, der freilich in ihren Augen groß genug erscheint, die niedrigsten Matrosendienste thun. Ihre ganze Nahrung besteht aus Yams oder Taro, der ihnen dreimal des Tags gereicht wird; selten erhal-

ten sie eine Tasse Thee. Häufig geschieht es, daß gewissenlose Kapitäne, wenn sich keine Insulaner freiwillig stellen, solche unter verschiedenen Vorwänden auf ihr Schiff locken, sie betrunken machen und dann die Anker lichten. Natürlich hüten sie sich wohl, diese geraubten Menschen an einer von Europäern bewohnten Küste an's Land zu setzen, indem gerade England solchen Menschenraub strenge bestraft; sondern die Unglücklichen werden, wenn das Schiff seine Ladung eingenommen hat, auf der ersten besten Insel, die im Kourse des Schiffes liegt, ausgesetzt. Da heißt es buchstäblich: „Der Mohr hat seine Pflicht gethan, der Mohr kann gehen." Unser Steuermann, sonst ein so ehrlicher Seehund, als je Einer ein Deck betrat, erzählte mir mit Lachen, daß er selbst einmal Zeuge davon gewesen war, wie 80 Schwarze von einem Trepangfischer entführt worden seien. Auch machte er sich nichts daraus, unsere angeworbenen Tannesen, denen das Leben auf einem Schiffe natürlich ganz fremd war, mit Tauhieben die Strickleitern hinaufzutreiben. Begreiflicherweise kommen die Schiffe selten wieder nach der Insel zurück, von der sie Dienstleute bekamen, sondern steuern, nach eingenommener Ladung, nach den Häfen von Australien, China oder den Sundainseln. In diesen Häfen findet sich daher immer eine große Anzahl von Südseeinsulanern, die auf ein Schiff warten, das sie nach ihrer Heimat bringen soll, und so hatten auch wir, wie bereits bemerkt, drei Eingeborne der Salomonsinseln von Sydney mitgenommen, um sie in ihre Heimat zurückzubringen. In Sydney, und wahrscheinlich auch in andern Seestädten, die unter englischer Herrschaft stehen, existirt ein Gesetz zu Gunsten solcher Insulaner, dem zu Folge ein Kapitän, der Schwarze zurückläßt, sich ausweisen muß, daß diese für eine gewisse Zeit die Mittel zu leben haben. Die Wanderlust der Papus, die trotz alles Ungemachs, das ihre Stammgenossen während der Reisen zu erdulden haben, nicht aufhört, sondern vielmehr im

Steigen begriffen ist, ist ein nicht unwichtiger Hebel der Kultur. Der rohe Schwarze, der bis anhin willenlos die Lebensweise und Denkart seiner Vorfahren angenommen, und dessen Gedanken sich nicht über den engen Kreis seiner Insel hinauswagten, sieht sich plötzlich in eine neue Welt versetzt. Seine Begriffe erweitern sich durch die Bekanntschaft mit andern Völkern und Ländern; er lernt, wenigstens theilweise, die Bedürfnisse, welche die Civilisation geschaffen hat, kennen, und, kehrt er zurück, so wird er, indem er seine Erfahrungen seinen Landsleuten mittheilt, unwillkürlich ein Träger der Kultur, die früher oder später diesen, bis heute in tiefster Dunkelheit wandernden Inselbewohnern leuchten muß.

Vier Tannesen zeigten sich bereit, uns zu begleiten. Vielleicht ließen sie Eltern oder Familien, jedenfalls eine schöne Heimat, die sie für Monate und Jahre nicht mehr sehen sollten, zurück. Aber diese leichtfertigen Naturkinder reflektiren nicht; fröhlich und wohlgemuth, als gälte es eine kurze Spazierfahrt, betraten sie unser Deck. Gepäck brachten sie nicht mit; ihre ganze Habe bestand in dem erwähnten Bande um die Hüften und einer Thonpfeife, die in den gekräuselten, dichten Haaren stack. Da sie sich jetzt in gesitteter Gesellschaft befanden, so gab man Jedem ein blaues Matrosenhemd. Anfangs stolzirten sie hoffärtig in dem blauen Gewande umher; bald aber wurde es ihnen unbequem, und, so oft sie sich ungesehen glaubten, warfen sie die lästige Kleidung ab. Leichtfertig und thränenlos, wie sie ihre Insel verlassen hatten, sind sie doch nicht ohne Gemüth. Ich leistete den armen Menschen, die sonst keinen Freund an Bord hatten, hie und da einen kleinen Dienst, indem ich ihnen Tabak zuschob oder etwa eine Tasse übrigen Thee's reichte, und jedesmal belohnte mich ein Blick voll Dankbarkeit aus den ausdrucksvollen, schwarzen Augen, verbunden mit einem freundschaftlichen Grinsen.

Mit einer leichten Brise verließen wir Port Resolution und

segelten längs der hübschen Küsten von Tanna. Der anziehendste Gegenstand in der Szenerie ist der Vulkan, der von Zeit zu Zeit dichte Rauchwolken ausstieß. An demselben Abende ankerten wir in der Bucht Lonantomor, oder, wie sie die Engländer heißen, an dem schwarzen Strande (Black Beach), einer weiten offenen Bai an der Nordwestküste von Tanna; sie ist von Flachland umgeben, das sich in geringer Entfernung von der Küste zu malerischen Hügelformen erhebt. Da wir in Port Resolution nur eine unbedeutende Quantität von Mundvorräthen hatten erhalten können, wollte man hier das Fehlende ersetzen. Allein kein Kanoe erschien, und kein Schwarzer ließ sich am Strande sehen. Die hiesigen Tannesen waren nämlich unlängst von einem englischen Kriegsschiffe für den an einigen Weißen verübten Mord gezüchtigt worden und glaubten vielleicht, wir seien gekommen, um fernere Rache auszuüben. Der Steuermann wurde daher in einem Boote ausgeschickt, um Schwarze aufzusuchen und sie zum Tauschhandel zu bewegen. Allein obschon er einen ganzen Tag wegblieb, und sonst in dieser Art von Geschäften viele Gewandtheit besaß, kehrte er fast unverrichteter Dinge zurück. Die wenigen Schwarzen, die sich zeigten, verstanden wenig oder nichts von dem auf diesen Inseln üblichen Tauschhandel, d. h. sie wollten ihre nöthigen Lebensmittel nicht an Gegenstände, die sie entbehren konnten, und die sie übermäßig bezahlen mußten, vertauschen.

Wir verließen also die Küste von Tanna und steuerten nordwestlich nach der Westküste der Insel Erromango. Hoch und kühn, schön wie alle Neu-Hebriden, erhob sich langsam die Insel vor unsern Blicken. Sie ist ein Paradies, bevölkert von Teufeln. Die Erromangier, in Gestalt den Tannesen ähnlich, außer daß sie das Haar nicht frisiren, sind unstreitig die unbändigsten der unbändigen Papus. Seitdem die Missionäre Williams und Harris im Jahre 1839 ermordet wurden, besteht hier ein fortwährender, kleiner

Rassenkampf zwischen Schwarzen und Weißen, und erst einige Monate vor unserer Ankunft wurde der letzte Missionär, Herr Gordon, mit seiner Gemahlin erschlagen. Die Insel wird trotz dessen noch häufig von Händlern besucht; denn hier findet sich das berühmte Sandelholz in großer Menge. Das Holz ist leicht, gelb, nimmt eine schöne Politur an und riecht höchst angenehm. Die letztere Eigenschaft hat es zu einem der wichtigsten Handelsartikel der Südseeinseln gemacht, indem es die Chinesen in großen Quantitäten zum Räuchern brauchen. Gegenwärtig wohnt ein Engländer mit seiner Familie hier, der einzige Weiße unter den rohen Wilden; allein der Handel mit Sandelholz ist so vortheilhaft, daß die beständigen Gefahren, mit denen der Aufenthalt auf Erromango verknüpft ist, nicht in Betracht kommen. Der englische Kaufmann wohnt an dem Flusse, der sich an der Westküste der Insel in die Dillons-Bai ergießt. Dieses ist eine geräumige, von steilen Bergen eingerahmte Bucht, in welcher die Sandelholzhändler zu ankern pflegen. Als wir eben Anker warfen, langten zwei andere Schooner an; der eine derselben schickte alsbald 40 Schwarze und 12 Weiße, die letzteren natürlich gut bewaffnet, auf die Insel, um Sandelholz zu schlagen.

Zu meiner Befriedigung wurde unserseits ebenfalls eine Expedition in's Innere der Insel unternommen. Wir fuhren also in Booten in den Fluß, der vor seiner Mündung eine Barre von Felsstücken gebildet hat, so daß Boote nur an wenigen Stellen einfahren können. Eine kleine Strecke aufwärts liegt am rechten Ufer des Flusses das Haus des englischen Kaufmanns, ein ziemlich ansehnliches, einstöckiges Gebäude, dessen Inneres mit verschiedenen Gegenständen europäischen Luxus ausgestattet ist. Im Hofe liegen große Blöcke von Sandelholz, zur Verschiffung bereit, aufgehäuft. Die hohe Pallisadenreihe um Haus und Hofraum zeigt jedoch zur Genüge, daß der Besitzer seinen Aufenthalt selbst

als nicht ganz ungefährdet ansieht. Es liegt zwar im Interesse der Eingebornen, mit den Sandelholzhändlern freundlichen Umgang zu pflegen; denn nur durch sie erhalten sie Tabak, Eisen, Tücher und andere europäische Produkte, die ihnen bereits unentbehrlich geworden sind. Trotz dessen hatte der Kaufmann schon einmal einen nächtlichen Angriff nur mit Hülfe seiner Feuerwaffen und großen Hunde, vor denen die Schwarzen gebührende Achtung haben, abgewiesen. Wie man mir sagte, war der Angriff unstreitig von einem Stamme aus dem Innern der Insel unternommen worden. Die von dem Meere entfernt wohnenden Wilden haben begreiflicher Weise keinen Antheil an den Vortheilen, welche die Küstenbewohner aus dem Umgange mit den Weißen ziehen. Sie haben also auch keine Gründe, die europäischen Händler zu schonen, und daher müssen sich diese letztern nicht sowohl vor den zunächst wohnenden Insulanern, als vor den entferntern, hüten. Freilich wurden die oben erwähnten Missionäre von ihren nächsten Nachbarn ermordet; hier aber lagen andere Motive zu Grunde.

Der Kaufmann, begleitet von mehrern Schwarzen, diente als unser Führer. Wir waren gut bewaffnet, und unsere Salomons-Insulaner hatten sich mit ihren Lieblingswaffen, der Streitaxt und dem schmalen hölzernen Schilde, versehen. Eine kurze Strecke weit folgten wir einem Fußpfade, der durch eine kleine Ebene längs des Flusses führt. Diese Ebene ist beiderseits mit ansehnlichen Bergen, die mit außerordentlich steilen Abhängen in's Thal fallen, eingefaßt. Bald hatten wir den Fluß zu überschreiten; er fließt hier, kaum knietief, durch ein steiniges Bett. Auf dem linken Ufer führt der Weg hart am Ufer entlang, und man hat eine Unmasse größerer und kleinerer Felsblöcke zu überschreiten. Die kleine Ebene verschmälert sich allmälig, bis der Fluß kaum Platz findet, sich zwischen den steilen, dicht bewachsenen Uferwänden durchzuzwängen. Wieder nöthigte uns das Terrain, auf das andere Ufer

überzusetzen; hier durchschritten wir eine schmale, ebene Thalsohle, bis der Pfad plötzlich links aufwärts führte. Mehrmals war der Weg so steil, daß man sich förmlich an den langen, zähen Schlingpflanzen hinaufziehen mußte.

Oben angelangt, belohnte eine eigenthümliche Aussicht unsere Mühe. Wir befanden uns nahe an der Spitze eines Berges, der durch einen schmalen Grat mit einer noch bedeutendern Anhöhe verbunden ist. Der Grat ist mehrorts kaum fußbreit, und seine beiden Seiten fallen fast senkrecht in zwei Thäler oder vielmehr furchtbar tiefe Schluchten hinunter. Rechts lag die Schlucht, aus der wir hinaufgestiegen; links liegt ein ebenso tief eingeschnittenes Thal, von einem Flusse durchströmt, der an der Nordostküste der Insel mündet, also in entgegengesetzter Richtung von dem in die Dillonsbai mündenden Flusse strömt. In einer Erweiterung des letztern Thales liegt ein Dorf der Eingebornen; es besteht aus einem Dutzend halbzylinderförmiger Hütten. Wir überschritten den erwähnten Grat und begannen, den gegenüberliegenden Berg zu ersteigen. Das war heiße Arbeit! Die Sonne brannte unbarmherzig auf uns herab, und kein Lüftchen kühlte die heiße Stirne. Der Boden war nur mit niederm Gestrüpp, Farrnkräutern und hohem, steifem Grase bedeckt; also war nirgends ein schattiges Plätzchen. Immer hinaufsteigend, gelangten wir an ein kleines Wasserloch; wie ich trank! Endlich war die Spitze des Berges, eine flache, grasige Kuppe, erreicht. Ringsum schweift der Blick auf ein Chaos von hohen Bergen, die alle mit steilen Wänden in tiefe Schluchten abfallen. Nachdem wir eine Weile die wilde und großartige Landschaft um uns bewundert hatten, fingen wir an, in eine schauerliche Schlucht hinunterzusteigen. Allein die unerhörte Hitze hatte mich dermaßen entkräftet, daß ich beschloß, nicht weiter zu gehen, sondern hier die Rückkehr meiner Gefährten abzuwarten. Obschon die gutmüthigen Schwarzen mir begreiflich machten, daß

ich verloren sei, wenn mich Eingeborne hier fänden, so warf ich mich in das Gebüsch, wo wenigstens ein bischen Schatten zu finden war. Eine solche Apathie hatte sich meiner bemächtigt, daß ich mit der größten Gleichgültigkeit einem möglichen Zusammentreffen mit den Wilden entgegensah. Ich hatte sogar vernachlässigt, meine Flinte von dem Schwarzen, der mir sie trug, zurückzuverlangen. Meine Gefährten waren bald verschwunden, und ich befand mich allein an einem Platze, der, wie mir der englische Kaufmann sagte, noch nie von dem Fuße eines Weißen betreten worden war. Trotz der Gefahr, die ich lief, wenn mich Eingeborne hier entdeckten, versuchte ich zu schlafen; aber Hitze und Durst erlaubten mir nur, in einen unruhigen Halbschlummer zu sinken. Zu früh für mich kamen meine Reisegefährten zurück. Ein Schwarzer reichte mir ein Stück Zuckerrohr, dessen Genuß ich die Kräfte verdankte, den Rückweg antreten zu können. Beim Hause des Kaufmanns endlich angelangt, trafen wir eine Partie bewaffneter Matrosen, die unser Kapitän, unruhig über unser langes Ausbleiben, uns entgegenschicken wollte.

Wir blieben noch zwei Tage vor Anker in Dillonsbai. Ich machte in dieser Zeit verschiedene kleine Ausflüge, die ich jedoch, da ich allein war, aus Furcht vor den Wilden nicht weit ausdehnen durfte. Die Schwarzen ließen sich aber nicht blicken; nur eine Partie derselben, die im Dienste der eben angekommenen Sandelholzhändler arbeitete, traf ich häufig an. Uebrigens fand ich das Botanisiren, wobei immer die geladene Flinte in Bereitschaft sein muß, nicht ganz nach meinem Geschmacke. Ich lud vergebens mehrere Eingeborne ein, mir Muscheln und Insekten an das Schiff zu bringen. Erst als wir eben absegeln wollten, kamen einige Schwarze an Bord und brachten mir zwei Schlangen und eine ansehnliche Menge Land- und Süßwassermuscheln, die ich mit Tabak bezahlte.

Nach einer Fahrt von 24 Stunden erblickten wir die große Insel Vate oder Sandwich und ankerten daselbst in dem an der Nordwestküste gelegenen, großen Havannahhafen. Dies ist eine prächtige, geräumige Bucht, in welcher an der Nordseite, hart am Lande, zwei hohe Inseln sich aus dem Meere erheben. Die Eingebornen, kräftige, stark gebaute Menschen, die etwas heller sind, als die bisher von uns gesehenen Bewohner der Neu-Hebriden, kamen bald in großer Anzahl in ihren schlechten Kanoes an Bord und waren sehr begierig, uns Muscheln, Zierathen und Waffen gegen Calico und Tabak abzulassen. Da sie bald das ganze Deck anfüllten, so zog man einen Strick quer über dasselbe und bedeutete die Schwarzen, sie hätten sich auf der einen Seite des Taues zu halten.

Höchst genußreich war ein Besuch, den wir zwei sogenannten gelben Missionären, die auf einer kleinen Insel bei Sandwich wohnen, abstatteten. Diese gelben Lehrer (yellow teachers) sind christliche Malayen von den Schiffer- oder Freundschaftsinseln. Sie sind die eigentlichen Pioniere der christlichen Religion und lassen sich von den Missionären an beliebigen Inseln aussetzen, um das Bekehrungswerk zu beginnen. Zeigen sich Wilde geneigt, die neue Lehre anzunehmen, so berichten die Lehrer ihren geistlichen Obern, und meistens langt dann ein weißer Missionär an, der das angefangene Werk fortsetzt, eine Kapelle baut, Schulen errichtet und so die Schwarzen nach und nach zur Civilisation führt. Die Sandwichinsulaner, kaum minder roh, als ihre Nachbarn auf Erromango, zeigten sich lange Zeit dem Christenthume feind, bis erst in neuester Zeit die milde Lehre bei Einigen Eingang fand. Die heidnischen Sandwichinsulaner sind noch Kannibalen, und zahlreiche Gefechte und Metzeleien finden zwischen Weißen und Schwarzen statt, wobei sich häufig die Erstern nicht minder barbarisch zeigen, als ihre schwarzen Gegner, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihre

gefallenen Feinde nicht auffressen. Noch leben in der Erinnerung der Insulaner jene Sandelholzhändler, die im Jahr 1842 viele Eingeborne tödteten, Plantagen und Häuser verbrannten und schließlich, um ihrer Barbarei die Krone aufzusetzen, eine Anzahl Schwarzer, die sich in eine Höhle geflüchtet hatten, durch am Eingange derselben angezündete Feuer erstickten. Die Wilden vergalten die Uebelthat nach besten Kräften. Sie überfielen manche Boote, selbst Schiffe, und suchten oft durch Verrath und List die verhaßten Weißen zu verderben. So nahten sie sich, im Wasser watend, einst einem Boote, das mit ihnen zu handeln kam, in großer Menge. Die Mannschaft sah, daß die Schwarzen unbewaffnet waren, und ließ sie herankommen. Allein jeder der Wilden hatte einen Tomahawk an die große Zehe gebunden. Dieser wurde, als die Schwarzen an der Seite des Bootes waren, rasch ergriffen. Die unvorbereiteten Weißen unterlagen, und die Eingebornen waren mit den Körpern der Erschlagenen im Walde verschwunden, ehe die Mannschaft des unsern davon ankernden Schiffes ihren unglücklichen Kameraden im Boote Hülfe bringen konnte. Dank den Bemühungen der gelben Lehrer und den Gesetzen der englischen Regierung, die den Mord eines Schwarzen strenge ahndet, werden solche Szenen glücklicherweise immer seltner, und so konnten wir, in Begleitung zahlreicher Schwarzer, unsre Fahrt nach der Wohnung der Lehrer ohne Gefahr unternehmen. Wir fuhren nach den erwähnten zwei Felsinseln und sahen hier, daß die Bai, in welcher wir ankerten, durch eine schmale Einfahrt mit einem innern Hafen, vor welchem die Protektionsinsel liegt, in Verbindung steht. Der Kanal ist eng, von Felsufern eingeschlossen, und so seicht, daß wir mehrmals aufstießen. Bald aber öffnet sich die Straße zu einem prachtvollen Wasserbecken, das einen der schönsten und sichersten Häfen bilden würde, falls sich ein Eingang für größere Fahrzeuge vorfände. Eine günstige Brise trieb uns

rasch über diesen Hafen, und wir stiegen aus. Durch dichten Urwald marschirten wir ungefähr eine Meile weit, bis wir wieder an die Küste gelangten. Eine überraschend liebliche Szenerie bot sich hier unsern Blicken dar. Wir befanden uns an einem Meeresarm, dessen Ufer von mannigfachen, von felsigen Vorgebirgen getrennten Buchten gebildet werden. Hie und da erhebt sich eine kleine Waldinsel aus der blauen Fluth, die so klar ist, daß wir tief unten die Korallen, Seeigel und Seesterne erblicken konnten. Besonders eine Koralle, die schöne Melitaea ochracea, bildet hier in seichtem Wasser wunderhübsche, tiefrothe Diminutivwälder von ein bis zwei Fuß Höhe, in denen sich zahlreiche, buntgefärbte Fische und Krabben herumtreiben. Unsere Ankunft war erwartet worden; denn fünf Kanoes lagen am Ufer bereit, uns nach der Insel der Missionäre zu bringen. Die Boote sind schmale, ausgehöhlte Baumstämme mit dem schon oben beschriebenen Luvbaume, die kaum drei Menschen tragen können. Die Ruder sind etwa drei Fuß lang, und endigen mit einer breiten, rundlichen Platte. Sie werden beim Gebrauche nicht gegen das Boot gestützt, sondern mit beiden Händen gehalten und fast senkrecht in's Wasser gestoßen. Trotz dieses unseemännischen Verfahrens glitten wir rasch durch das Wasser und gelangten bald zu einer Insel, deren gesammte Bevölkerung sich am Strande versammelt hatte, um den seltenen Anblick weißer Menschen zu genießen. Die Missionäre empfingen uns freundlich und führten uns alsbald in ihr hübsches, geräumiges Bambushaus. Sie sind Eingeborne der Schifferinseln, hochgewachsene, stattliche Leute von braungelber Farbe, deren angenehme Züge bedeutende Intelligenz verrathen. Noch bessere Exemplare der malayischen Rasse waren ihre zwei Frauen, von denen besonders die Eine Züge besaß, auf die, abgesehen von der gelben Farbe, jede Europäerin hätte stolz sein dürfen. Wir wurden mit einem ächt malayischen Mittagessen erfreut. Zuerst kam ein

Schweinskopf mit Taro und Yams; dann folgte Arrowroot in Kokosmilch gekocht, eine Speise, die dem verwöhntesten Epikuräer zusagen müßte, und den Nachtisch bildeten Bananen und andere Früchte; dazu trank man Kokosnußmilch. Nach dem Essen machte ich in Begleitung mehrerer Schwarzer einen Ausflug. Gerade hinter dem Dorfe erhebt sich ein steiler, dichtbewaldeter Abhang, der mit prächtigen Farrn und Schlingpflanzen geschmückt ist. Das Laubdach ist so dicht, daß ein ächt tropischer Regenguß, der uns überraschte, uns kaum benetzte. Hie und da stießen wir auf eine Lichtung, die, von sorgfältig gehaltenen Bambushecken umgeben, mit den gewöhnlichen Produkten dieser Inseln bepflanzt ist. Zum Dorfe zurückgekehrt, stopfte ich mir eine Pfeife und schlug dabei mit Lunte und Stahl Feuer. Den zahlreichen Schwarzen, die mich fortwährend umdrängten, und die jeder meiner Bewegungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgten, entfuhr ein Schrei des Erstaunens, als sie die Lunte plötzlich glimmen sahen, und Jeder wollte nun das wunderbare Feuer von dem brennenden Stricke in seiner Pfeife haben. Ich hatte mehrere Schnirkelschnecken, die an den Blättern der Gebüsche saßen, gesammelt und zeigte dieselben den Schwarzen. Alsbald liefen Einige in den Wald und kehrten bald mit einem großen Topfe dieser Schnecken zurück. Auch wünschte ich einige der hübschen, rothen Korallen zu besitzen; mehrere Insulaner stürzten sich schnell in's Wasser und brachten mir eine solche Quantität, daß ich einen großen, aus Palmblättern geflochtenen Korb damit füllte. Ich konnte dabei ihre Geschicklichkeit im Schwimmen und Tauchen nicht genug bewundern. Inzwischen wurde es Zeit an die Rückkehr zu denken. Die Missionäre beschenkten einen Jeden von uns mit zwei kunstvoll bereiteten Bastmatten, wogegen wir verschiedene Eisenwaaren zurückließen. Auf dem Rückwege bemerkte ich im Walde einen hohlen Baum mit einer kleinen Oeffnung an der Seite. Ein

Schwarzer erklärte mir, daß dies eine Trommel sei, um die Leute zusammenzurufen. Wirklich tönte ein tiefer Schall durch den Wald, als wir mit einem Stocke an den Stamm schlugen. Nirgends sah ich eine solche Masse von Lianen, wie hier. Sie erhoben sich, oft von Armsdicke, bis an die Spitzen der höchsten Bäume und bildeten hie und da Wände oder Vorhänge, die nur mit Hülfe der Axt durchbrochen werden können.

Zwischen Sandwich und der nördlich davon gelegenen Insel Apee liegen dicht bei einander eine Menge kleiner Eilande. Die Fahrt wird deßhalb sehr unterhaltend, indem man fortwährend Land von verschiedener Form und Höhe vor sich hat. Eine Insel heißt ihrer Gestaltung halber Hutinsel (Hat island). Auf einer andern erheben sich zwei, und auf einer dritten drei ansehnliche Hügel; sie heißen daher Zweihügel (Two-hills) und Dreihügel (Three-hills). Da diese Inseln unbedeutend sind, so hielten wir uns bei keiner derselben auf, sondern segelten direkte nach Apee, wo wir am Nordende der Insel in einer geschützten Bucht ankerten. Apee scheint mir weniger romantisch, als die übrigen Inseln der Gruppe zu sein; wenigstens sah man vom Schiffe aus nach allen Seiten nur ein einförmiges, hie und da zu Hügeln anschwellendes Waldland. Während des Tages, den wir hier, um Wasser einzunehmen, vor Anker lagen, war unser Deck beständig vollgepfropft von Eingebornen, die begierig ihre Nahrungsmittel gegen Eisen und Calico austauschten.' Während ich fleißig am Handeln war, näherte sich mir ein alter Häuptling und schaute mich lange aufmerksam an. Ich dachte zuerst, er bewundere meinen Bart, der mir damals in schuldloser Unbekanntschaft mit dem Scheermesser auf die Brust herabwallte. Endlich zeigte er langsam auf meine Brille; ich reichte sie ihm, und er setzte sie unter dem Jubelrufe seiner Untergebenen auf die Nase. Ungern gab er sie mir wieder zurück und winkte dann einigen seiner Stammesgenossen, die als-

bald anfingen, einen Berg von Kokosnüssen, Bananen und Taro vor mir aufzuschichten. Dies Alles, gab mir der Häuptling zu verstehen, sollte ich für meine Brille bekommen. Ich konnte aber das mir unentbehrliche Instrument, von welchem ich kein zweites Exemplar besaß, nicht entbehren und mußte hiemit den Tausch zurückweisen. Also wurden die Früchte wieder in die Kanoes geworfen, worauf ein fettes, schwarzes Schwein als Preis für die Brille vor meine Füße gelegt wurde. Ich mußte aber den sonst vortheilhaften Tausch ausschlagen; das Borstenthier verschwand, und mit ihm der Häuptling, der mich noch zum Abschiede mit einem grimmen Blicke unversöhnlichen Hasses durchbohrte.

Acht Stunden nach unserer Abfahrt von Apee stieg die große und herrliche Insel Mallicollo in Sicht, und wenige Stunden später segelten wir durch einen engen Kanal in den geräumigen Hafen Sandwich an der Südostseite der Insel. Natürlich wurde beim Einfahren sondirt; die Tiefe beträgt durchwegs 8 bis 10 Faden. Plötzlich schrie der Mann am Senkblei: 8 Fuß! aber gleich darauf wieder: 8 Faden! Es liegt nämlich gerade im Kanale eine senkrechte Klippe, die sich bis auf 8 Fuß dem Meeresspiegel nähert. Ein Glück für uns war, daß unser Schooner nur 7½ Fuß Tiefgang hatte. Wir fanden später genugsam Ursache, einen Unfall mit dem Schiffe gerade auf dieser Insel am wenigsten zu wünschen. Bald darauf ankerten wir in 10 Faden Wasser, und alsbald wurde ein Boot abgesandt, um mit den Schwarzen, die sich in Schaaren am Strande versammelt hatten, Tauschhandel zu treiben. Wir sahen bald, daß zwei Insulaner, kühner als die Uebrigen, in's Wasser sprangen und dem Schiffe zuschwammen. Wie sie uns schon ganz nahe waren, zögerten sie und wollten umkehren. Allein unser eben zurückkehrendes Boot schnitt ihnen den Rückzug ab, nahm sie auf und brachte sie an Bord. Schon dem großen Cook war die abenteuerliche Häßlichkeit der Bewohner

Mallicollo's aufgefallen; er beschreibt sie als die affenähnlichsten Menschen, die er je gesehen. Die platte Nase, die niedere Stirne und der breite Mund geben dem Gesichte einen eigenthümlich thierischen Ausdruck. Sonst sind sie gut gebaut, und ihre Glieder vom besten Ebenmaße. Indessen verunstalten sie ihren Körper auf sonderbare Weise, indem sie einen Strick so fest um die Hüften binden, daß er vorn tief in's Fleisch einschneidet; dadurch wird die Hüfte wespenartig dünn, während der Bauch stark aufgetrieben wird.

Unsere zwei Besucher kauerten alsbald bei dem Feuer nieder, an dem unsere Tannesen ihren Taro kochten, zeigten das größte Erstaunen über Alles, was sie sahen, und plauderten lebhaft in ihrem Kauderwelsch, indem sie dazu interessante Grimassen schnitten. Plötzlich schien sie etwas zu erschrecken; rasch sprangen sie auf, warfen sich über Bord und schwammen in langen Stößen dem etwa zwei Meilen entfernten Lande zu.

Während meine Prinzipale den nächsten Tag einen Ausflug auf die Insel machten, blieb ich an Bord und trieb mit den Schwarzen, die jetzt in großer Anzahl an das Schiff kamen, ergiebigen Tauschhandel. Sie brachten keine Lebensmittel; hingegen überließen sie mir gerne ihre Zierathen und Waffen. Die erstern bestehen nur aus Armbändern; Ohrgehänge, Nasenringe und Halsketten tragen sie nicht. Ich tauschte vier Sorten von Armbändern ein. Die eine Art, welche die Meisten trugen, besteht aus einem einen halben Zoll breiten Ringe von Kokosnußschale, auf dessen Außenseite Dreiecke, mit parallelen Linien erfüllt, eingeritzt sind. Andere Spangen bestehen aus einer Muschel, dem Seeohr (Haliotis), welche man durch Abschleifen des innern Theiles und des äußern, erhabenen Randes in Ringform gebracht hatte. Auch diese sind am Außenrande mit geraden Zickzacklinien verziert; zu krummlinigen Zeichnungen scheinen es diese Wilden noch nicht

gebracht zu haben. Ein drittes Armband wurde aus einem fast kreisrunden Eberzahne, der indeß eine Oeffnung hatte, groß genug, um das Handgelenk in den Ring zu legen, gebildet. Um das Herausfallen des Schmuckstückes zu verhindern, wird die Spitze eines andern Zahnes so in die Höhlung des erstern gestoßen, daß beide zusammen fast einen geschlossenen Kreis ausmachen. Die auffallendste Art Armband ist aber ein abgestumpfter Kegel von Holz. Die Spitze, von 2½ Zoll Durchmesser, schließt sich fest an das Handgelenk an, während die Basis des Kegels, von 4 Zoll Durchmesser, gegen die Hand gerichtet ist. Das Ganze wird mit einem feinen Baste dicht übersponnen, so daß der Holzkörper von außen nicht sichtbar ist. Dieses Bastgewebe geht auch um den Arm und verbindet ihn mit dem Armbande so fest, daß die Schwarzen das Gewebe theilweise zerreißen mußten, um den Holzkegel abstreifen zu können. Wahrscheinlich ist diese Vorrichtung nicht bloß Zierath, sondern auch Schutz der Hand während des Kampfes. Ihre Waffen bestehen aus Keulen, Bogen und Pfeilen. Die erstern werden aus einem tiefbraunen, sehr schweren Holze verfertigt; sie sind 2½ Fuß lang und endigen in eine 5 Zoll lange, verkehrt herzförmige Platte, deren Ränder beiderseits zugeschärft sind. Die Waffe ist mit einem breiten, aus Streifen von Palmblättern geflochtenen Gehänge versehen, vermittelst welches sie während des Marsches getragen wird. Die Bogen sind sehr sorgfältig aus braunem, zähem Holze gearbeitet und haben etwa vier Fuß Länge; ihre Sehnen schienen mir aus Därmen von Thieren zu bestehen. Die Pfeile, die mit großer Schnelligkeit weite Distanzen durchfliegen, bestehen aus einem 2 Fuß langen Schilfrohr, in dessen oberes Ende ein 6 bis 8 Zoll langes, scharf zugespitztes Stäbchen von schwarzem Holze gesteckt wird, das dann vermittelst Bast fest mit dem Schilfrohr verbunden ist. Bei manchen Pfeilen befindet sich noch an der Spitze des Holzstäbchens ein fein zugeschärfter Knochen;

dieser wird mit einem dünnen Faden theilweise übersponnen und dann mit einem schwarzen, giftigen Pflanzenstoffe bestrichen. Gewöhnlich tragen die Schwarzen fünf bis sechs solcher Pfeile in einem Köcher, der einfach aus einem zusammengerollten Palmblatte besteht. Speere brachten sie nicht an Bord, obschon sie solche haben müssen; denn ich bemerkte bei Mehrern am kleinen Finger der rechten Hand den Wurfstrick, einen acht Zoll langen, aus Bast geflochtenen Strick, der mit einer Schlinge am Finger festgemacht wird, und mit dem die Krieger ihren Speeren größere Wurfkraft und sicherere Richtung zu geben verstehen.

Ich bot den Schwarzen zuerst Tabak für ihre Sachen; allein sie kannten das edle Kraut nicht, rochen daran und gaben mir die Tabakstücke kopfschüttelnd zurück. Hingegen berührten sie mein Hemd, zum Zeichen, daß sie Leinwand zu haben wünschten. Allein der kleine Vorrath von Calico, den ich von Sydney mitgenommen hatte, war bereits erschöpft. Glücklicher Weise fand ich in meinem Koffer zwei alte Hemden; diese zerriß ich in 2 Fuß lange und 3 bis 4 Zoll breite Streifen und bekam für jedes Stück eine Waffe oder Armspange. Der Gebrauch, den die Schwarzen von dem Zeuge machen, ist originell genug. Sie umwickeln damit nämlich ihr männliches Glied, den einzigen Körpertheil, den sie einer Bedeckung würdigen. Auch Eisen war ihnen sehr willkommen. Wir hatten eine große Menge zweizölliger, eiserner Faßbänder, die man in fußlange Stücke zerschlug und den Wilden abtrat. Sie schärfen durch langes Reiben an Steinen ein Ende des Eisens und binden es an einen kurzen Stock, so daß das Eisen mit dem Stocke einen spitzen Winkel bildet. Mit diesem Werkzeuge bearbeiten sie ihre Felder und behauen das Holz zu ihren Waffen.

Die Bewohner Mallicollo's sind noch arge Kannibalen, und kein Missionär oder sonstiger Europäer hat es bisher wagen dürfen, hier seine Wohnstätte aufzuschlagen. Während ich mir auf

dem Decke die Hände wusch, kam ein Schwarzer grinsend auf mich los, ergriff meinen Arm und gab mir zu verstehen, dies sei sehr gut zu essen. Sein Geberdenspiel und das wiederholte Wort „Kaikai", das in den meisten Dialekten dieser Inseln essen bedeutet, ließen keinen Zweifel übrig, daß der Mensch nicht kannibalische Gelüste habe. Ich schmiß dem ekelhaften Kerl das Waschwasser nach, was er höchst gelassen annahm. Wenn die armen Eingebornen Australiens sich dem Kannibalismus ergeben (was nicht einmal konstatirt ist), so ist dies sehr erklärlich. Die Natur beschenkt sie so karg mit animalischer und vegetabilischer Nahrung, daß sie fast nothgedrungen zu Menschenfleisch Zuflucht nehmen müssen. Aber auf den beglückten Inseln der Südsee bringt die Natur die nahrhaftesten Pflanzen, wie Yams, Taro, Bananen, Brodfruchtbäume und andere in Fülle hervor; Schweine, Vögel und eine Masse Fische stehen den Eingebornen zur Nahrung zu Gebote, und doch sind diese die eingefleischtesten Kannibalen auf der ganzen Erde.

Meine Prinzipale kamen Abends von ihrem Ausfluge zurück; sie hatten dabei einen nicht unbedeutenden Fluß entdeckt, der sich in den Hafen ergießt. Diesen näher zu erforschen, bestiegen meine zwei Herren, der Kapitän und ich am nächsten Morgen ein Boot, das, von unsern drei Solomonsinsulanern und einem Tannesen gerudert, rasch über die ruhige Fläche des Hafens hinglitt. Bald gelangten wir an die Mündung des Flusses, dessen Ufer von der reichsten Vegetation, die je meine Augen entzückt, bedeckt sind. Da stehen Baumfarrn, die mit den nahen Palmen an Höhe wetteifern. Von den Stämmen der dichtverschlungenen Masse der Waldbäume hängen Schlingpflanzen herunter, von denen Eine eine riesige Gliederhülse von 2 Fuß Länge trägt. Die Luft ist voll von dem Dufte der parasitischen Orchideen, deren fleischige Blätter die Stämme der Waldriesen bedecken. Je weiter wir vorrückten, desto schwieriger wurde jedoch die Fahrt. Bäume senden ihre Aeste quer über das

Wasser, und häufig liegen große Stämme mitten im Flusse. Eine Menge Schwarze liefen herbei, brachten Früchte aller Art und stiegen in das Wasser, um das Boot vorwärts zu ziehen, indem bei der Masse von Pflanzen in dem engen Fahrwasser der Gebrauch der Ruder unmöglich geworden war. So kamen wir an einem Dorfe vorbei, dessen Häuser sehr sauber und geräumig aus Bambus gebaut sind. Etwa 3 Meilen von der Mündung zieht sich eine Sandbank quer durch den Fluß. Die Schwarzen ließen zwar merken, daß weiter oben wieder tiefes Wasser sei, und daß wir unser Boot leicht über den Sand ziehen könnten. Indessen beschloß man, nicht weiter vorzudringen, nahm einige mitgebrachte Erfrischungen ein, und ich streifte dann ein bischen im Wald umher und freute mich der herrlichen Pflanzenwelt. Zum Boote zurückgekehrt, bemerkte ich, daß plötzlich Streit zwischen den Eingebornen und unsern schwarzen Ruderern entstanden sei. Im Nu waren sämmtliche Insulaner, die bis anhin lärmend unser Boot umschwärmt hatten, verschwunden, und eine verhängnißvolle Stille herrschte jetzt an der so eben noch so geräuschvollen Stelle. Wir traten also den Rückzug an, wobei das Boot von unsern Schwarzen, die oftmals bis an den Hals im Wasser gingen, fortgeschleppt wurde. Wir hatten kaum einige hundert Schritte zurückgelegt, so flog hoch über die Bäume am Ufer weg ein Stein durch die Luft und fiel einen Fuß vom Boot entfernt zischend in's Wasser. Bald folgten andere Geschosse, ohne daß wir jedoch einen unserer Gegner erblicken konnten. Bald bemerkten wir, daß sie es auf einen ernsthaften Angriff abgesehen hätten, und ich muß gestehen, daß mir in unserer mißlichen Lage das Herz etwas rascher, als gerade nöthig war, schlug. Der Steinhagel wiederholte sich noch mehrmals, indem die Schwarzen offenbar uns vorausliefen und uns an günstigen Stellen erwarteten. Wir sahen und hörten nichts von unsern Feinden; nur das Plätschern der rings um uns in das Wasser

fallenden Steine und das Knattern unserer Gewehre unterbrachen die tiefe Stille. Da sich die Wilden aus gebührender Achtung vor unsern Feuerwaffen nicht hart an das Ufer wagten, so konnten sie auch von ihren gefährlichsten Waffen, den vergifteten Pfeilen, noch keinen Gebrauch machen, während wir überdies noch durch ziemlich hohe Uferbänke etwas geschützt waren. Hingegen die Steine wurden mit bewunderungswerther Kraft und Präzision geworfen. Meine Prinzipale besaßen vortreffliche Hinterladungsgewehre, die sie abschossen, so oft Steine herbeiflogen. Ich zweifle indeß, daß irgend ein Schwarzer getroffen wurde; wenigstens hörten wir niemals einen Schrei eines Verwundeten. Ich hatte außer meiner Botanisirbüchse keine Waffe bei mir, ergriff indessen, wie das Geschäft losging, eine alte Flinte, die im Boote lag. Sie versagte aber mehrmals, und ich hatte keine Zeit zu untersuchen, wo der Fehler liege; denn die Steine flogen eben unangenehm dicht, und man mußte suchen, den größern auszuweichen. Auch des Kapitäns Flinte war unbrauchbar, und so hatten wir unsern heimtückischen Feinden nur zwei Gewehre entgegenzustellen. Inzwischen gelangten wir an das Dorf, dessen Bewohner uns am Vormittage mit Freudengeschrei begrüßt und uns Früchte und Schweine gebracht hatten. Jetzt war der Empfang, den sie uns angedeihen ließen, ein anderer. Kein Mensch war zu sehen; doch überzeugten wir uns bald, daß das Dorf Bewohner enthalte, indem ein Schauer von Steinen über die Häuser flog und auf uns niederfiel. Drei von uns wurden, obschon nur leicht, verwundet; mich traf ein Stein an das Schienbein, und ich trage jetzt noch braune Flecken als Andenken an Mallicollo herum. Unser Kapitän wollte hier landen und einen kecken Angriff auf das Dorf wagen. Allein nach kurzem Kriegsrathe wurde der Plan aufgegeben, besonders da man befürchten mußte, vom Boote abgeschnitten zu werden. Unsere Solomonsinsulaner brannten vor Kampfbegierde. Einer

derselben warf die lästige Kleidung weg, ergriff Streitaxt und Schild und watete dem Dorfe zu. Nur mit Mühe gelang es seinen Prinzipalen, ihn zur Rückkehr zum Boote zu bewegen. Inzwischen erlaubte die zunehmende Breite des Flusses, wieder zu den Rudern zu greifen. Unsere Schwarzen stiegen also ein, und jetzt ging's rasch stromabwärts. An der Mündung des Flusses liegt rechts ein Mangrovesumpf und links eine waldige Landzunge mit breitem, sandigem Strande. Bald zeigte sich ein Gewimmel von Schwarzen am Rande des Waldes, und im Augenblicke schwirrten giftige Pfeile zu uns herüber. Die meisten fielen vor uns in's Wasser; einer aber durchbohrte das im Boot liegende Segel und fuhr noch tief in eine Rippe des Fahrzeuges. Unsere zwei Flinten antworteten alsbald; beim Krachen der Gewehre verschwanden die Schwarzen im Nu. Bald darauf langten wir am Schiffe an, wo die Erzählung unserer Abenteuer nicht geringe Aufregung verursachte. Wir waren kaum an Bord, so sahen wir ein Kanoe aus dem Fluß herauskommen und gegen das andere Ufer der Bai fahren. Rasch machten wir Jagd darauf. Die vier Schwarzen im Kanoe arbeiteten gewaltig, um einen Vorsprung zu gewinnen; aber unser scharfgebautes Wallboot, von vier kräftigen Armen getrieben, holte sie bald ein. Grimmig glotzten uns die Schwarzen an, ohne indessen zu ihrem Glücke zu den Waffen zu greifen. Man befahl ihnen, in's Wasser zu springen; sobald sie unsere Meinung verstanden, stürzten sie in's Meer, froh, so wohlfeilen Kaufes davon zu kommen. Das Boot wurde zerstört, und die darin befindlichen Waffen nahm man als Kriegsbeute mit.

Es wurde Abend, ein reizender, tropischer Abend. Mit wunderbarem Glanze näherte sich die Sonne dem Horizonte. Die gigantischen Bäume am Ufer warfen lange Schatten auf die spiegelglatte Fluth des Hafens, in welchem unser kleines Fahrzeug sicher vor Anker lag. Ringsum herrschte tiefe Stille; da fuhr ein fast

überirdischer, tiefer Klageton aus dem Walde zu uns herüber; vom andern Ufer erscholl die Antwort. Es war die Kriegsmuschel, die die Schwarzen zusammenrief, vielleicht zum nächtlichen Angriffe auf unser Schiff. Wir hatten uns aber wohl vorbereitet; unsere zwei kleinen Drehkanonen waren mit Kugeln und gehacktem Blei geladen, und sämmtliche Gewehre, zusammen 36 Feuerröhren, wurden zum augenblicklichen Gebrauch auf das Deck gebracht. Unsere Schwarzen schärften grimmigen Angesichtes ihre Lieblingswaffen, die Streitäxte, und die Wachen wurden verdoppelt. Die Nacht war übrigens sehr ungünstig für einen Angriff; denn der Mond beschien klar die ganze Wasserfläche, und jeder Baum war an dem nahen Ufer deutlich sichtbar. Die Nacht verging so ruhig, wie jede andere, und nichts bewies uns, daß wir von Feinden umgeben seien. Natürlich war jetzt jeder Verkehr mit den Wilden zu Ende, und somit beschloß man auch, den ungastlichen Port Sandwich zu verlassen. Unser Kapitän bezeigte zwar große Lust, mit soviel Mannschaft, als man vom Schiffe entbehren konnte, zum Dorfe zurückzukehren und die Schwarzen zu züchtigen. Allein am Morgen wehte eine günstige Brise zur Ausfahrt aus dem Hafen; darum gab man die Rachepläne auf, hob die Anker und steuerte rasch den Hafen hinunter. An der engen Einfahrt hatten sich eine Masse Schwarzer versammelt; sie schrieen uns zu, und Einer feuerte eine Flinte, die er, weiß der Himmel woher, besaß, auf uns ab, natürlich ohne zu treffen. Der Kapitän sandte den Gruß zurück, der nicht verfehlte, die Schwarzen zu schleuniger Flucht in die Wälder zu veranlassen.

Die heutige Fahrt war eine der angenehmsten während der ganzen Reise. Mallicollo, längs dessen Ost- und Nordostküste wir segelten, gewährte mit seinen, bis an die Spitze mit dem schönsten Walde bedeckten Bergen einen reizenden Anblick. Gegen Mittag gelangten wir an die Nordspitze von Mallicollo, wo sich zwischen

dieser Insel und St. Bartholome die schmale Bougainville's Passage öffnet. Gegen Süden lagen die Berglandschaften von Mallicollo, dessen Wälder in den verschiedensten Schattirungen von Grün prangen. Nach Norden zeigt eine weiße Schaumlinie die Stelle, wo die Wellen sich an einem Korallenriff brechen. Dieses erhebt sich an einigen Orten, wie bei Neu-Caledonien, über den Meeresspiegel und bildet so grüne Inselchen. Wir segelten zwischen einer hohen Felsinsel und Mallicollo durch; hart am Strande der letztern Insel steigt aus dem Meere ein kahler Fels, auf dessen Spitze einsam ein stattlicher Baum steht. Das Ganze bildet eine der lieblichsten Szenerien, die auf den Südseeinseln zu treffen sind. Mehrere Kanoes näherten sich uns, als wir durch die Straße fuhren; wir konnten die Schwarzen aber nicht bewegen, an Bord zu kommen.

Eine kurze Fahrt brachte uns an die Südküste der größten und nördlichsten der Neuen Hebriden, der Insel Terra del Espiritu Santo, von den Seeleuten der Kürze wegen Santo genannt. Die Südwestspitze dieser großen, herrlichen Insel heißt Cap Lisburn. Oestlich von diesem Vorgebirge bildet die Südküste eine weite Bucht, die nach dem Cape benannt wird. Wir ankerten hier, um Wasser einzunehmen. Das Land erscheint mehr flach, als gebirgig; erst weit im Norden waren Bergketten von mittlerer Höhe sichtbar. Die Bewohner von Santo, schöngebaute, schwarze Menschen, haben, unähnlich ihren Nachbarn auf Mallicollo, den Ruf, ehrlich und friedfertig zu sein. Sie kamen häufig an Bord, um uns gegen Tabak und Eisen Provisionen zu verkaufen. Ich fuhr mit einem Boot an den Strand, der, wie auf allen Neu-Hebriden, dicht bewaldet ist. Nachdem ich eine geraume Strecke gegen Cap Lisburn marschirt war, entdeckte ich eine liebliche Felspartie am Meere. Ein gegen 50 Fuß hoher Felsen, dessen Fuß von den Wellen bespühlt wird, ist von oben bis unten zerrissen, so daß sich ein schmaler

Durchgang bildet. Ich schlüpfte hindurch und befand mich dann in einem etwa 20 Schritte im Durchmesser haltenden, von senkrechten Felsen eingeschlossenen Raume, der, außer der Oeffnung, durch die ich eingetreten war, noch eine schmale Pforte gegen das Meer zu hatte. Zahlreiche Schlingpflanzen hängen über die Felsen herunter und geben mit ihren Guirlanden dem Ganzen den Anblick eines festlichen Saales.

Wir blieben in Cap Lisburn-Bai nur so lange, bis unsere Wasserfässer gefüllt waren, und segelten dann längs der Westküste von Santo nach der Pussey-Bai, wo wir spät Abends ankamen. Die regnerische, stürmische Nacht benutzten drei unserer Tannesen, um an das Land zu schwimmen und in die Berge zu fliehen. Die armen Menschen hatten das Schiffsleben herzlich satt und waren fortwährend vom Heimweh geplagt. Alsbald wurde der Häuptling des nächsten Stammes davon benachrichtigt, und er versprach, die Tannesen gegen eine Kleinigkeit einfangen zu lassen. Wirklich wurden zwei der Flüchtlinge schon am Mittag eingebracht; der dritte aber blieb verschwunden.

Eine heftige Brandung brach sich an dem weißen Strande, als ich mit drei Matrosen an's Land fuhr; das Landen war daher mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Das Boot hielt in gewisser Entfernung vom Ufer und wurde dann mit einem schweren Steine vor Anker gelegt. Wie die Wellen vom Lande abflossen, und das Boot fast trocken lag, sprang Einer nach dem Andern heraus und eilte so rasch wie möglich dem Ufer zu, um der zurückkehrenden, mehrere Fuß hohen Welle zu entgehen. Ich sprang ein bischen zu spät; die zurückströmende Woge holte mich ein, und ich sah mich plötzlich bis an die Brust im Wasser. Die Seeleute behaupten, daß es der Gesundheit durchaus nicht nachtheilig sei, wenn man in von Seewasser durchnäßter Kleidung einhergehe. Ich war wirklich wiederholt im Falle, meine nassen Kleider am

Leibe trocknen zu müssen, und zog mir dadurch niemals die geringsten übeln Folgen zu. Unsere Matrosen sollten Brennholz holen und fanden bald einen umgestürzten Baum, den sie in Angriff nahmen. Mehrere Eingeborne, die herbeikamen, erboten sich höchst freundschaftlich, die Arbeit zu übernehmen, was sich die Matrosen wohl gefallen ließen. Beim Herumstreifen im Walde fiel mir ein prächtiger Baum auf, der mit einer Masse großer, karmoisinrother Schmetterlingsblüthen bedeckt war; die Schwarzen nannten ihn pilopilo. Während ich bemüht war, einige der hübschen Blüthen zu erhalten, bemerkte ich eine plattschwänzige Baumschlange, die in den Zweigen saß. Die Eingebornen, von denen immer mich Einige begleiteten, schlugen sie herunter, zeigten aber große Furcht vor dem Thiere, obschon es nicht giftig ist. Indem ich beständig einem Fußpfad folgte, gelangte ich in ein hübsches Dorf. Die Häuser sind groß und geräumig, aus starken Bambusstäben gebaut und mit Schilf gedeckt; jedes ist von einer Bambushecke umgeben. In der Mitte des Dorfes befindet sich ein freier Platz, auf dem gegen 30 große, oben flache Steine einen Kreis bilden. Diese Steine dienen als Sitze bei öffentlichen Versammlungen, bei denen das bekannte Kawa getrunken wird. Nahe bei diesem Platze sah ich einen Pfahl, an dem mehrere hundert Schweinsschädel mit ihren gebogenen Eckzähnen so aufgehängt waren, daß sie eine regelmäßige Pyramide, deren Basis sich wenige Fuß über dem Boden befindet, bilden. In einem großen Hause waren mehrere alte Weiber beschäftigt, sehr hübsche Töpfe und Schüsseln aus einer schwarzen Erde zu verfertigen. Die Geschirre wurden mit rothem Thon überstrichen und mit vielen geschmackvollen Verzierungen versehen. Ich traf hier den Häuptling des Dorfes an, der mich, nachdem ich ihm ein rothes Nastuch geschenkt hatte, in sein Haus führte. Der königliche Palast zeichnete sich jedoch nur durch seine Größe vor den übrigen Häusern aus; außer einigen Töpfen und

Matten, die auf der längs der einen Wand sich hinziehenden Bettstätte lagen, enthielt das Haus keine Mobilien. Der Häuptling stellte mich einer stark beleibten Frau, wahrscheinlich seiner Gemahlin, vor; da ich aber unglücklicher Weise nichts mehr zum Verschenken bei mir hatte, wurde ich von der Dame ziemlich kalt empfangen.

Nachdem wir zwei Tage lang mit fast unmerkbarem Winde längs der Westküste von Santo hingeschlichen waren, sprang endlich eine wackere Brise auf, die uns bald nach Vanua Lava, der Hauptinsel des kleinen Banks-Archipels, nordöstlich von Santo, brachte. Wir ankerten in einer flachen Bucht vor einem prächtig bewaldeten Gestade, hinter dem sich bedeutende Anhöhen zeigten. Alsbald kamen einige Eingeborne in wohlgebauten Kanoes an Bord; sie sind sehr dunkel, wohlgestaltet und mit nicht unangenehmen Gesichtszügen. Ihre ganze Bedeckung besteht aus einer Schnur um die Hüften; Manchen fehlt sogar dieser Schein von Bekleidung. Sie tätowiren sich die Brust mit ziemlich regelmäßigen, geradlinigen Figuren. Waffen sah ich keine bei ihnen. Sie nahmen begierig Eisen und Fischhaken, aber keinen Tabak, an; wofür sie uns Früchte und Schweine gaben. Manche trugen in ihren Ohren kleine, zierlich mit eingegrabenen Figuren versehene Stückchen Schilf, an deren offenem Ende, wie ich dies bei den Tannesen auch bemerkt hatte, die rothe Bohne einer Leguminose steckt. Die Schwarzen schienen mir sehr harmlos und betrugen sich sehr anständig; im Gegensatz zu den meisten Bewohnern der Neu-Hebriden, die Alles besehen und betasten wollten. Mehrere reichten mir die Hand, indem sie wiederholt das Wort moruess riefen; offenbar bedeutet das Wort einen Gruß oder eine Freundschaftsbezeugung.

Auf einem Ausfluge, den wir der Küste entlang machten, bemerkten wir, daß der Sand am Strande ganz schwarz ist; das

Gleiche trafen wir an mehreren Stellen an der Küste von Espiritu Santo, wo auch der Strand durch Eisentheile eine schwarze Farbe erhalten hat. Indem wir der Küste der höchst romantischen Insel folgten, stießen wir auf einen prächtigen Wasserfall, der, wohl 50 Fuß hoch, von einem senkrechten Felsen direkte in's Meer fällt. Eine kleine Höhle unweit dieser Stelle war von vielen fliegenden Hunden bewohnt; es ist dies dieselbe Art, die auch in Australien in großer Anzahl vorkömmt. Die Eingebornen nahmen die geschossenen Exemplare gerne an, um sie zu essen. Die Schwarzen, die uns fortwährend in Masse umgaben, schienen, obschon sie sich sehr freundschaftlich benahmen, unsern Besuch auf ihrer Insel eher zu fürchten, als gerne zu sehen. Sie weigerten sich, uns den Weg in ihr Dorf zu zeigen; auch hatten sie alle Weiber und Kinder entfernt — Beweis genug, daß sie auch schon mit Weißen Umgang gepflogen und deren Sitten, oder besser Unsitten, kennen gelernt haben.

Als wir von Vanua Lava absegelten, blies ein heftiger Wind in unregelmäßigen Stößen, so daß die See bald sehr bewegt wurde. Wir bemerkten eine große Menge von Flugfischen; einer derselben lenkte, wie er über dem Wasser dahinstrich, plötzlich in einem fast rechten Winkel von seiner ersten Richtung ab und fuhr dann in's Wasser. Wenige Stunden nach unserer Abfahrt von Vanua Lava kam eine andere Insel, der merkwürdigste Fleck Bodens, den ich je gesehen, in Sicht. Es ist dies Ureparapara oder Bligh-Insel, ein wohl 2000 Fuß hoher, ausgebrannter Vulkan, dessen eine Seite bis unter den Wasserspiegel gespalten ist. Die steilen äußern Abhänge sind üppig bewaldet, ja sogar bewohnt, wie wir dies aus Rauchwolken, die an mehrern Orten aufstiegen, schließen konnten. Das Innere des ehemaligen Kraters besteht aus schwarzen, dunkeln Wänden; man kann sich keinen schauerlichern Wasserspiegel denken, als die Bai, die den Krater erfüllt. Zu meinem größten

Leidwesen gestattete uns die stürmische See und die Beschaffenheit des Meeresgrundes nicht, diese höchst interessante Kraterinsel näher zu untersuchen. Obschon wir uns dem Lande mehr näherten, als dies bei dem schlechten Wetter rathsam war, fanden wir keinen Ankergrund, ein Beweis, daß der Vulkan steil aus dem tiefen Meeresgrunde emporsteigt. Wir mußten uns daher begnügen, eine Stunde lang vor dem Riß in der Seite des Berges beizulegen, und die Insel von unserm Verdecke aus zu bewundern.

Eine starke Brise, die sich zu Zeiten zu einer tüchtigen Bö steigerte, jagte uns zwei Tage lang in Nordwestrichtung vorwärts. Unser Schooner rollte dermaßen, daß fortwährend schwere Wassermassen auf das Deck stürzten. Plötzlich sprang der Wind um, und wir konnten nun mit einer leichten Brise unsere Fahrt fortsetzen.

Wie ich am folgenden Morgen auf das Deck trat, sah ich gegen Osten die Küsten eines großen, herrlichen Landes; es war San Christoval, die südlichste der Solomonsinseln. Die Fahrt eröffnete uns mit jeder zurückgelegten Meile die Aussicht auf neue, reizende Küstenlandschaften. So fuhren wir an einer kleinen Felseninsel vorbei, die hart am Lande liegt, und an der sich die Brandung in großen Schaumwellen wunderschön brach. Während wir der Küste entlang segelten, um den geschützten Hafen Makila aufzusuchen, bemerkten wir plötzlich zwei mit Weißen bemannte Boote, die auf uns zuruderten, obschon kein Schiff zu sehen war, dem die Boote angehören konnten. Die Fahrzeuge näherten sich uns, und eine Schaar in Fetzen gehüllter oder halbnackter Menschen schwärmte auf unser Verdeck. Es waren Schiffbrüchige von dem Wallfischfahrer Clematis aus Neu-Bedford in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nachdem die Clematis bereits 23 Monate zur See gewesen war und in der Zeit 600 Fässer Thran und 100 Fässer Wallrath erbeutet hatte, landete der Kapitän auf

San Christoval, um seine Leute sich erholen zu lassen. Die Amerikaner verweilten hier vier Wochen, segelten dann gegen Westen und kamen in die Nähe des Indispensableriffs, etwa 200 Meilen von San Christoval. Der Kapitän glaubte, seiner Berechnung nach wenigstens 15 Meilen südlich von dem Riffe zu sein, als in einer Nacht die Clematis, ein stattliches Fahrzeug von 400 Tonnen Last, auf die Südspitze des Riffes stieß, zurückprallte und alsbald in tiefes Wasser versank. Die 33 Mann starke Mannschaft, die aus Amerikanern, Portugiesen von den Cap Verdischen Inseln und zwei Deutschen bestand, hatte kaum Zeit, einen Sack Zwieback und ein paar Fäßchen Wasser in die Boote zu werfen, diese herunterzulassen und abzustoßen, bevor das arme Schiff in die Tiefe des Meeres sank. Die Leute vertheilten sich in ihre vier Wallboote und versuchten, rudernd nach San Christoval zu gelangen. Glücklich, obschon von Hunger und Durst arg geplagt, erreichten die ersten zwei Boote das Land in sieben, die andern zwei erst in zehn Tagen. Die letzten Tage der Fahrt wurden ohne Nahrung und ohne Wasser zugebracht. Ein deutscher Matrose war, müde des Seelebens, von dem Schiffe, bevor es San Christoval verließ, desertirt und hatte sogar heimlich seine Kiste an's Land gebracht. Der Mann war nicht wenig erstaunt, als er seine Gefährten wieder zurückkehren sah. Die Insulaner empfingen die Schiffbrüchigen nicht unfreundlich und vertheilten sie in ihre Häuser. Doch erhielten die Seeleute täglich nur ein Stück Yams, so daß alle tüchtig ausgehungert waren, als wir ankamen. Sie unterhielten auf der Spitze eines Berges an der Küste eine beständige Wache, um nach Schiffen, die sie aus ihrer Verbannung erlösen sollten, auszuspähen. Bereits sechs Wochen waren sie auf der Insel, als sie unser Schiff von Weitem erblickten und uns entgegenruderten. Sobald wir mit der Lage der armen Leute bekannt waren, mußte der Koch Thee und Fleisch bereiten, während ich Pfeifen und Tabak

auszutheilen hatte. Die Meisten griffen, als ächte Seeleute, zuerst nach dem langentbehrten Tabak, bevor sie sich wieder einmal an europäischer Kost erlabten.

Inzwischen war vollständige Windstille eingetreten. Da wir heute noch in den Hafen einlaufen wollten, so wurde das Schiff von drei Booten langsam nach Makila getaut, wo wir in später Nacht ankamen. Am frühen Morgen weckte mich das Gekreisch unzähliger Papageien und anderer Vögel, und als ich meine Thüre öffnete, drang ein Strom von Licht und frischer Morgenluft in mein enges Gemach. Mit vollen Zügen genoß ich den Anblick einer entzückend schönen Tropenlandschaft. Wir lagen, kaum einen Steinwurf vom Ufer entfernt, in einer lieblichen Bai, welche, da das offene Meer von unserem Standpunkte aus nicht sichtbar war, wie ein kleiner Binnensee aussah. Ringsum umrahmt die flache Küste ein dichter Wald von Kokospalmen, und zwar Palmen, wie sie mir schon längst im Geiste vorgeschwebt, nicht so niedrig, wie auf Mare, sondern hoch und schlank, wie die Masten unsers Schiffs. Unter ihrem Schatten liegt Makila, ein ansehnliches Dorf mit geräumigen Bambushäusern. Hinter dem Palmengürtel steigen stattliche Berge empor, alle bis zum Spitze mit kräftigem, dichtem Urwalde bedeckt. Eine Menge Eingeborner umschwärmten in ihren Kanoes unser Schiff oder stiegen an Bord; unter den Letztern befand sich auch der König von Makila. Seine Majestät, ein alter, gutmüthig aussehender Mann, trug als einzige Bekleidung ein Matrosenhemd und einen zerfetzten Strohhut, unter welchem sein langes, in eine Unmasse von Zöpfen geflochtenes Haar hervorwallte. Er war sehr geschwätzig und zutraulich und kramte bereitwillig seinen Vorrath an englischen Worten aus. Wenn man ihm Etwas zeigte, worüber er sich verwunderte, so rief er regelmäßig: „No gammon, no gammon," weßhalb ihn unsere Matrosen alsbald den König no gammon betitelten. Nachdem er

ein Gabelfrühstück, bei welchem er sich jedoch weder der Gabel noch des Messers bediente, zu sich genommen hatte, nahm er mich auf die Seite und sagte mir: You good man, you give bottle. (Ihr seid ein guter Mann, Ihr gebt mir eine Flasche.) Ich gab ihm eine leere Bierflasche, die er mit großem Danke und heftigem Händedrücken annahm. Leere Glasflaschen sind hier nämlich gesuchte Handelsartikel. So lange sie ganz sind, dienen sie den Schwarzen als Trinkgefäße; sind sie zerbrochen, so werden die scharfen Scherben statt chirurgischer Instrumente benutzt, um mit ihnen Pfeile und Speerspitzen nach ihren häufigen Schlachten aus den Körpern zu schneiden. Auch vertreten Glasstücke die Stelle von Rasirmessern, indem die Bewohner von Makila alle Haare am Körper, mit Ausnahme der Kopfhaare, sorgfältig abrasiren.

Während meine Prinzipale an's Land gingen, unterhielt ich mich mit dem ersten Steuermanne des untergegangenen Wallfischfängers und sammelte von ihm Auskunft über seine Erfahrungen auf San Christoval. Da ich in ihm einen gebildeten und weitgereisten Seemann fand, so hatte ich keinen Grund, an seinen Aussagen zu zweifeln. Ich erfuhr, daß die Bewohner von Makila mit den Eingebornen auf der gegenüberliegenden Küste des Hafens in beständiger Fehde seien, und daß Makila so ziemlich der einzige Punkt in dem großen Solomons-Archipel sei, an dem Europäer ohne Gefahr landen dürfen. Gegenwärtig ist Makila seinen Gegnern überlegen, und zwar besonders durch die Tapferkeit und Kriegskunst des Sohnes des gegenwärtigen Königes. Dieser Prinz ist ein schön gewachsener, junger Mann mit intelligenten Zügen, der, obschon sein Vater noch lebt, bereits den Stamm von Makila unumschränkt regiert. Während die Schiffbrüchigen hier waren, erlegten die Makilaner einen ihrer Feinde von der gegenüberliegenden Küste und fraßen ihn auf. Die feindliche Partie schrieb ihre Niederlage der Einmischung der Weißen zu, obschon

offenbar mit Unrecht, da diese keinerlei Art von Waffen besaßen. Deßwegen wurden von den Feinden gewisse Felder so lange mit dem Taboo belegt, das heißt, für unantastbar erklärt, bis es den Schwarzen gelänge, einen beliebigen Weißen zu erschlagen und aufzuzehren. Die Europäer mußten sich daher in ihren Ausflügen zu Wasser, ihrem einzigen Vergnügen, wohl in Acht nehmen, daß sie dem feindlichen Gebiete nicht zu nahe kamen. Ueberhaupt sind die Solomonsinsulaner eine grausame und heimtückische Rasse, die sowohl die Weißen, wie ihre schwarzen Nachbarn, beständig befehden. Das Schicksal der zwei französischen Missionäre, die nicht lange vor unserer Ankunft auf San Christoval ermordet wurden, und die Vernichtung des Schiffes Rebekka mit seiner ganzen Mannschaft sind nur zwei aus einer großen Reihe von Beweisen von den Gefahren, denen weiße Besucher dieses Archipels ausgesetzt sind. Und doch gehören diese Inseln zu den gesegnetsten Regionen auf der weiten Erde, und ihre Bewohner könnten sich zu den glücklichsten Menschen zählen, wenn sie sich mit den Geschenken begnügen wollten, die ihnen die Natur in reicher Fülle zukommen läßt.

Meine Prinzipale schossen eine Anzahl Tauben (Vinago aromatica) mit metallisch glänzenden Flügeln, deren Fleisch beim Ausbalgen einen nicht unangenehmen Geruch verbreitet. In ihren Kröpfen fanden sich viele dreikantige Nüsse, welche hier in großer Menge auf einem stattlichen Baume wachsen, und von denen wir viele Körbe voll mitnahmen; ihre sehr harte Schale enthält einen wohlschmeckenden Kern.

Ich fand endlich Gelegenheit, auch an's Land zu gehen, wozu ich ein Boot der Schwarzen benutzte. Diese Fahrzeuge sind nicht, wie auf den Neu-Hebriden, nur ausgehöhlte Baumstämme, sondern schön und sorgfältig aus Brettern von tiefbraunem Holze gebaut und außen häufig mit rothen und gelben Figuren geziert. Da sie

aber weder Rippen, noch Kiel, noch Luvbaum besitzen, so sind sie sehr leicht, und man muß sich behutsam in die Mitte setzen, um das Umschlagen zu vermeiden. Von mehreren Schwarzen begleitet, folgte ich zuerst eine Meile weit der Küste und stieg dann auf einem schmalen Pfade eine üppig bewachsene Schlucht hinan. Mehrere prachtvolle, mir ganz neue Farrn erfreuten mich hier; auch sammelte ich verschiedene Palmfrüchte, die mir die Schwarzen mit affenartiger Behendigkeit von den hohen und schlanken Stämmen herunterholten. Unterwegs traf ich die etwa zwölfjährige Tochter des Königs an, ein Kind mit nicht unangenehmen Gesichtszügen, die in Begleitung einiger Sklaven die Pflanzungen auf den Bergen besuchte. Wir kehrten eben zu rechter Zeit in das Dorf zurück, um in einem Hause Schutz vor einem heftigen, plötzlich herunterstürzenden Regen zu finden. Während ich mich hier durch verschiedenartige Zeichen mit den Schwarzen unterhielt, trat der Sohn des Königs herein. Wie die übrigen Insulaner, trug er als einzige Bekleidung nur ein schmales Tuch um die Lenden. Ich beschenkte ihn mit einer Thonpfeife und etwas Tabak, welches Geschenk nicht verfehlte, ihn in höchst gemüthliche Stimmung zu bringen. Mit vielem Stolze zeigte er mir eine uralte Flinte mit einem Steinschlosse, welcher Waffe er jedenfalls seinen kriegerischen Ruhm nicht verdankt, indem sie sich in einem solchen Zustande befand, daß sie höchstens dem Abfeuernden gefährlich werden konnte. Die Häuser von Makila sind alle von Bambus gebaut, hoch und geräumig, und bestehen nur aus einem Zimmer. Der Fußboden ist gewöhnlich mit aus Streifen von Palmblättern geflochtenen Matten bedeckt; eben solche Matten liegen auf einer breiten Bank, die sich längs einer Wand hinzieht und als Schlafstelle dient. Außer einigen aus rothem Thon gebrannten Töpfen waren keine Geräthschaften zu sehen. Makila besitzt auch einen Tempel, wenn man nämlich einen großen Schuppen, dessen eine Seite offen ist, mit diesem

Namen beehren darf. Häßliche Götzenbilder, welche aus menschlichen Figuren, die auf der Spitze von Baumstämmen ausgeschnitzt sind, bestehen, zieren das Innere. Die Götter scheinen indessen in nicht allzugroßem Ansehen zu stehen, wenn man dies nämlich aus dem Umstande schließen darf, daß der Häuptling uns einen neun Fuß hohen Hauptgott gegen eine Kleinigkeit abtrat.

Die Makilaner beweisen nicht geringe Kunstfertigkeit in der Bereitung wirklich eleganter Armbänder aus Kokosnußfasern, auf welche kleine, runde Scheibchen von Kokosnußschalen, Muscheln, Knochen u. s. w. in zierlichen Figuren eingeflochten sind, so daß diese Art von Stickerei die ganze eine Seite des Gewebes bedeckt. Diese Bänder, die als Tauschmittel dienen, werden, da ihre Verfertigung offenbar viele Zeit erfordert, hoch geschätzt. Ich konnte nur ein altes Stück mit Mühe und um hohen Preis, nämlich um zwei Stücke Tabak, erwerben; hingegen Ohrringe von Schildplatt wurden mir ohne Schwierigkeit überlassen.

Abends umschwärmten uns eine Menge Kanoes mit neugierigen Wilden. Ich bemerkte darunter eine Frau, der irgend ein Thier auf der Schulter saß. Als sie näher kam, sah ich zu meinem Erstaunen, daß die Frau einen jungen fliegenden Hund (Pteropus), dessen einer Fuß an ihr Ohrläppchen befestigt war, trug. Das Thier schien sich in dieser eigenthümlichen Lage ganz wohl zu befinden, während seine Besitzerin es von Zeit zu Zeit liebkoste und fütterte. Während also in Europa Schooßhündchen als Lieblinge gehalten werden, vertreten hier Fledermäuse und in Neuseeland, wie Hochstetter berichtet, junge Schweine ihre Stelle.

Den folgenden Tag überraschte uns plötzlich ein kurzer, aber äußerst heftiger Sturm, ein Vorläufer jener schrecklichen Typhoons, welche von Ende Dezember bis April diese Inseln oft verheeren. Im Nu war der vorher tiefblaue Himmel pechschwarz und fegte der Sturm über Wasser und Land, so daß das Wasser der Bai sich

zu kurzen Wellen erhob, und die Palmen am Ufer ihre schlanken Häupter bis zum Boden neigten. Aber ebenso rasch verschwand die Aufregung, und eine halbe Stunde später strahlte die Sonne wieder am wolkenlosen Himmel auf das Land, so daß die schweren Regentropfen, die an jedem Blatt und Gras hingen, wie ebenso viele Diamanten glänzten. Die Typhoons sind hier der Schifffahrt so gefährlich, daß sich kein Fahrzeug zur Zeit der Stürme in diese Regionen wagt. Selbst wenn ein Schiff in die Lagune zwischen einer Insel und dem vorliegenden Riffe gelangen kann, ist es nicht immer geborgen, wie jene zwei Schooner in Aneiteum bewiesen, die in der Lagune von ihren Ankern gerissen und an den Strand getrieben wurden, wo sie in Stücke gingen. Unser Schiff wäre kaum oder nur zu unverhältnißmäßig hoher Prämie für die Fahrt assekurirt worden, wenn der Kapitän nicht des Bestimmtesten erklärt hätte, er werde spätestens Ende November wieder in Sydney einlaufen.

Wir blieben nur zwei Tage in dem schönen Makila, besonders auch deßwegen, weil das Klima bereits anfing, auf unsere Mannschaft seinen schlimmen Einfluß auszuüben. Es herrschen hier nämlich bösartige Fieber; einer der Schiffbrüchigen war dieser Krankheit bereits vor unserer Ankunft erlegen, und zwei andere starben heute. Wir begruben sie unter den Palmen, und der Kapitän las, während wir entblößten Hauptes um das Grab standen, das Gebet für die Todten aus dem englischen Kirchengebetbuch. Auch auf die Wilden, die sich in dichten Schaaren um uns drängten, schien die Szene Eindruck zu machen; sie verhielten sich während der ganzen Ceremonie ungewöhnlich stille und ruhig. Auch ich bekam einen Anfall von Fieber; ich schlief schlecht und war am Morgen unendlich matt und abgespannt. Unser Steuermann erklärte sogleich, ich habe das Fieber, und rieth mir an, ein Bad im Meere zu nehmen und nachher eine beliebige Quantität frischer

Früchte zu essen und Kokosmilch zu trinken. Ich befolgte seinen Rath, und wirklich verschwand das Unbehagen bald, so daß ich den nächsten Morgen wieder bereits hergestellt war.

Da wir nun San Christoval verlassen sollten, wurde eine Anzahl der Schiffbrüchigen in unser Schiff aufgenommen. Sämmtliche dreißig Mann konnten wir nicht mitnehmen, besonders da wir nicht genug Fässer für den auf der Rückreise nöthigen Wasserbedarf besaßen. Glücklicher Weise fand sich am Lande ein großes Faß, das von einem Schiffe hier zurückgelassen worden war, und das der Küfer in Stand setzte. Dies ermöglichte es, daß zwölf Mann von der Insel weggenommen werden konnten. Unter diesen befanden sich der Kapitän, der erste und zweite Steuermann und der Küfer; die übrigen acht wurden durch das Loos gewählt. Die Glücklichen waren sämmtlich Portugiesen, was die zurückgelassenen Amerikaner und die zwei Deutschen in nicht sehr angenehme Laune versetzte. Besonders der Deutsche, der vom Schiffe desertirt war, schimpfte gewaltig über diese Bevorzugung, wie er sagte, der Portugiesen, obschon er als Deserteur eigentlich keinen Anspruch auf einen Platz auf unserm Schiffe machen konnte. Die achtzehn Mann, die zurückbleiben mußten, wurden mit Lebensmitteln, Flinten und Munition und besonders mit Chinin gegen das Fieber versehen. Auch der König erhielt ansehnliche Geschenke, und größere wurden ihm versprochen, falls er die Weißen gut behandle, bis man von Sydney aus ein Schiff, um sie zurückzuholen, absenden könne. Der gute, alte Häuptling versprach Alles und hielt auch Wort; denn von jetzt an führten die Weißen ein verhältnißmäßig sorgenfreies Leben. Da unser Schiff jetzt mehr als hinreichend bemannt war, so wurden unsere Tannesen befragt, ob sie hier bleiben wollten, bis ein anderes Schiff sie in ihre Heimat zurückführen könne. Die armen Bursche, die das Schiffsleben schon mehr als nöthig satt hatten, gingen mit tausend Freuden an's Land, wo man ihnen

ebenfalls ein Haus einräumte. Die Portugiesen errichteten sich Lagerstätten im Schiffsraume, wo sich bisher eine Schaar Schweine herumgetummelt hatte. Die Grunzer mußten auf's Deck wandern, wo sie den Matrosen immer zwischen die Beine liefen und ihnen Anlaß zu fortwährendem Schimpfen gaben. Für mich hatte der Zuwachs an Mannschaft die willkommene Folge, daß ich meines Amtes als Diener enthoben wurde, und daß dieses einem jungen Portugiesen, der den Posten schon auf der Clematis versehen, übergeben wurde. Ich konnte mich jetzt ungestört dem Sammeln und Präpariren von Naturalien und der Sorge für meine Vögel hingeben. Ich besaß nämlich bereits ein junges, hübsches Sultanshuhn (Porphyrio) aus Tanna und mehrere Papageien; dazu kamen zwei der prächtigen Tauben von San Christoval, von denen ich jedoch nur eine lebend nach Sydney brachte. Zudem hatte ich zwei Glaskasten, um in ihnen lebende Pflanzen zu ziehen, mitgenommen. Es fand sich bereits eine große Anzahl von Exemplaren, besonders Farrnkräuter, darin, die ganz gut gediehen. Die Kasten mußten nun wegen der Portugiesen auf das Verdeck gebracht werden, wo ich sie natürlich zum Schutze vor den Sonnenstrahlen mit einem Segeltuche bedeckte. Aber eines Tages vergaß ich, dies zu thun, weßhalb die meisten Pflanzen eingingen; nur die zähen Araukarien von Neu-Caledonien blieben unversehrt.

Bevor wir Makila verlassen, muß ich des Schicksals der zurückgelassenen Schiffbrüchigen mit einigen Worten erwähnen. Sobald wir Sydney erreichten, was einen Monat nach unserer Abfahrt von San Christoval geschah, wurde dem Konsul der Vereinigten Staaten Anzeige von dem Verluste des Schiffes Clematis und der Rettung der Mannschaft gemacht. Die von uns zurückgebrachten Portugiesen erhielten Kleider, deren sie sehr bedurften, und fanden bald als Matrosen Unterkunft auf verschiedenen Schiffen. Dann wurde ein Schooner nach San Christoval gesandt, um die andern

Leute abzuholen. Es waren von diesen aber nur noch 9 am Leben; die Andern hatte das schlimme Fieber weggerafft. Als nun der Schooner von Makila heimfuhr und bei Tanna vorbeisegelte, bemerkte man ein Boot, dessen Insassen aus Leibeskräften dem Schiffe zuruderten. Es war der Missionär von Port Resolution auf Tanna, der vor seinen rebellischen Zöglingen hatte fliehen müssen. Die Tannesen hatten ihn überfallen wollen; allein, rechtzeitig gewarnt, floh er in die Berge, während die Wilden sich begnügen mußten, sein Haus den Flammen zu übergeben. Der Missionär irrte mehrere Tage in großer Gefahr umher, bis es ihm gelang, an die Küste zu kommen und dort ein offenes Boot zu finden. Mit diesem wollte er in Gesellschaft zweier treuer Tannesen das unweit gelegene Aneiteum erreichen, als er den Schooner gewahrte und von ihm aufgenommen wurde.

Wir verließen also den lieblichen Hafen von Makila und gelangten den nächsten Tag zu der zweiten der großen Solomonsinseln, die von ihrem spanischen Entdecker den Namen Guadalcanar erhalten hat. Die Insel schien mir an Größe, aber nicht an Abwechslung der Szenerie, San Christoval gleich zu kommen. Wir warfen in einer weiten Bai Anker und waren alsbald von Dutzenden von Kanoes, mit lärmenden Schwarzen gefüllt, umringt. Die Bewohner von Guadalcanar genießen nicht des besten Leumundes; im Gegentheil sind sie als tückische und verrätherische Kannibalen berüchtigt, weßhalb wir keinem der Insulaner gestatteten, an Bord zu kommen, und auch Niemand von uns die Insel betrat. Trotz dessen entspann sich bald ein lebhafter Tauschhandel, wobei unserseits Tabak und Eisen die Artikel bildeten. Ich erfuhr zu meinem Erstaunen, daß dies die letzte Insel sei, die wir besuchen sollten. Es entspann sich ein bedeutender Streit zwischen dem Kapitän und meinen Prinzipalen, indem diese weiter fahren wollten, während der Erstere behauptete, es sei an der Zeit, die Rückreise anzutreten.

Zwar hatte man beabsichtigt, noch andere Solomonsinseln, wie Ysabel, Rubiana, wo Kupferminen sein sollen, u. s. w. zu besuchen; allein des Kapitäns Ansicht der Lage siegte, wie es scheint, und es wurde beschlossen, noch zwei oder drei Tage hier zu rasten und dann direkte nach Moretonbai in Australien zu segeln. Ich muß gestehen, daß ich die Neuigkeit nicht mit unbedingtem Mißvergnügen anhörte. So wenig meine Reiselust gesättigt war, und so außerordentlich interessant die Reise an und für sich war, so sehr freute mich die Aussicht, bald von meinen verehrten Prinzipalen Abschied nehmen zu können. Die Herren hatten nicht die geringste Idee von der Arbeit, die es bedarf, um Naturalien zu präpariren, und schonten selbst Schimpfwörter, die ich freilich zurückgab, nicht, wenn etwas nicht so ging, wie es nach ihrer Meinung gehen sollte.

Da Guadalcanar also die letzte Station sein sollte, so machte ich mich lebhaft an die Arbeit, meinen noch ziemlich bedeutenden Vorrath von Tabak zu vertauschen. Der Handel war komisch genug. Sah ich einen Gegenstand, der mir gefiel, in den Händen eines Schwarzen, so winkte ich ihn an die Schiffsseite heran und zeigte ihm ein halbes Stück Tabak. Dies erregte meistens ein heftiges Schütteln des Kopfes von Seiten des Wilden, der dann zwei Finger ausstreckte, um anzuzeigen, er brauche zwei ganze Stücke für seinen Artikel. Die Zumuthung wurde meinerseits ebenfalls mit Kopfschütteln und einem höhnischen Lachen beantwortet, worauf ich ein halbes oder ganzes Stück Tabak mehr vorwies. Meistens war dann der Handel geschlossen; nur schönere Sachen, wie gezähmte Papageien, mit Perlmutter ausgelegte Dosen u. dergl. bekam ich nicht unter drei bis vier Stücken. Dem geneigten Leser, der vielleicht mit dem amerikanischen Tabak nicht bekannt ist, diene hier zur Notiz, daß der Tabak in geflochtenen Zöpfen von je 8 Zoll Länge verkauft wird, und daß 14 bis 15 solcher Stücke auf ein Pfund gehen. Ich kaufte das Pfund für

Fr. 3. 40 Ct., so daß, wenn ich einen Papagei für vier Stücke erhielt, er mich etwa Fr. 1. 50 kostete, während derselbe in Sydney 25 Fr. und in London 50 Fr. galt.

Ich war erstaunt über die Masse der herrlichsten Papageien, welche uns die Schwarzen zum Verkaufe antrugen. Die meisten dieser vorherrschend blendend rothen Thiere waren mit einem Fuße an einen Ring von Kokosnußschale befestigt. Außer Papageien erhielt ich vier Hornvögel (Buceros), die ich mit Bananen und weich gesottenen Erdäpfeln fütterte. Leider aber starben drei derselben rasch nach einander; nur den vierten, der sich jetzt im zoologischen Garten in London befindet, brachte ich durch. Zwei kleine Beutelthiere, die zur Gattung Kuskus oder Phalanger (Phalangista) gehörten, gingen ebenfalls bald zu Grunde, da sie jede dargebotene Speise verschmähten. In einem so kleinen Schiffe, wie in unserm Schooner, ist es ausnehmend schwierig, lebende Thiere zu halten. Schon die sehr starke Bewegung des Fahrzeuges macht sie krank; dazu kömmt noch die Schwierigkeit, sie an Futter, das ihnen vorher unbekannt war, zu gewöhnen. So kam es, daß ich von gegen 60 Vögeln nur die Hälfte, und zwar meistens Papageien und Tauben, die sich leicht an verschiedene vegetabilische Nahrung gewöhnen, nach Sydney brachte.

Höchst interessant waren die Waffen, Geräthschaften und Zierathen, die wir hier einhandelten. Die letztern bestehen meistens in Halsbändern von verschiedener Form und Arbeit. So erhielt ich eine 44 Zoll lange Schnur, an der gegen 800 Delphinzähne aufgereiht waren. Ein anderes Band hatte bei einer Breite von 1½ Zoll 15 Zoll Länge und bestand aus einem gut gewobenen, wie Hanf aussehenden Stoffe, in welchem 650 Delphinzähne in 7 bis 8 unregelmäßigen Reihen eingewirkt waren. Diese Zahnbänder sind offenbar nicht für eine empfindliche Haut berechnet, indem sie beim Tragen Hals und Brust nicht unbedeutend aufreiben

müssen. Häufig waren Halsbänder, bei denen 20—25 Stück Porzellanschnecken an eine Schnur befestigt waren. Ein sehr elegantes Band erhielt ich nur mit Mühe, indem es der Besitzer offenbar hoch schätzte. Es bestand aus einer gegen 9 Fuß langen Schnur, an der die weißlich-grauen Bohnen einer Hülsenfrucht angereiht waren; diese waren ausgehöhlt und entzweigeschnitten und stacken tutenförmig in einander.

Von Geräthschaften erhielten wir große Gefäße aus einem schwarzen Holze, die bei der Bereitung des Kawa gebraucht werden; ferner Kokosnußschalen als Wasserflaschen, wobei ein zusammengerolltes Palmblatt die Stelle eines Pfropfes vertritt; und besonders hübsche Schachteln von Bambus, die meistens oben und unten mit eingelegten Stücken von Perlmutter verziert sind, während sich an den Seiten geradlinige, ziemlich geschmackvolle Zeichnungen eingeritzt finden. Diese Schachteln dienen zur Aufbewahrung des zum Betelkauen nöthigen Kalkes. Denselben Dienst versehen eine Art von Flaschenkürbissen, in deren Oeffnung ein langes und nach unten zugespitztes Stück Holz steckt; dieses wird beim Betelkauen in den in dem Kürbis befindlichen Kalk gestoßen und dann durch den Mund gezogen.

An Waffen sahen wir grob gearbeitete Bogen und Pfeile und sehr hübsche Keulen von gegen vier Fuß Länge, deren zollbreite, rundliche Handhabe sich nach und nach zu einer drei Zoll breiten, zweischneidigen Platte ausdehnt. Manche dieser Keulen waren sehr zierlich mit buntgefärbtem Baste umhüllt, dessen verschiedene Farben regelmäßige Figuren bilden.

Wie schon bemerkt, hatten wir von Sydney aus drei Solomonsinsulaner mitgenommen, um sie auf ihrer Heimatsinsel auszusetzen. Allein da wir von Guadalcanar direkte nach Australien zurücksegeln sollten, ohne die Insel unserer Schwarzen zu berühren, so wurden diese befragt, ob sie hier das Schiff verlassen wollten,

um später gelegentlich zu versuchen, mit einem Kanoe, ihre etwa 200 Meilen entfernte Heimat zu erreichen. Sie willigten in den Vorschlag ein und ließen sich also mit ihren Habseligkeiten an's Land setzen. Allein Einer derselben, den wir nach seiner Insel Rubiana Ruby benannt hatten, kehrte bald wieder an Bord zurück, indem er sagte, die Leute am Lande gefallen ihm nicht; er ziehe es also vor, mit uns nach Australien zurückzukehren.

Nachdem wir drei Tage vor Guadalcanar gelegen, traf man Anstalt zur Rückfahrt. Unsere Wasserfässer mußten gefüllt werden, indem wir eine Fahrt von vierzehn Tagen vor uns hatten, während welcher wir kein Land sehen sollten. Da wir den Schwarzen nicht recht trauen durften, so geschah das Wasserholen mit großer Vorsicht. Doch blieben die Eingebornen uns freundschaftlich gesinnt, zeigten uns die beste Quelle am Ufer und halfen emsig bei der Arbeit. Die Fleißigern unter den Schwarzen wurden daher mit etwas Tabak für ihr musterhaftes Betragen belohnt. Als alle Fässer gefüllt an Bord waren, wurden die Anker gelichtet, und eine frische Brise trieb uns rasch aus der Bucht. Zahlreiche Schwarze begleiteten uns in ihren hübsch gebauten, leichten Kanoes, um noch unterwegs mit uns zu handeln. So erhielt ich noch für ein Stück Eisen einen Schild, der aus dünnen Bambusstäbchen gefertigt und dessen äußere Seite mit einer dicken Schicht von Palmblättern bedeckt war. Die See ging ziemlich hoch, so daß die Kanoes sammt ihrer Mannschaft häufig hinter den Wellen ganz verschwanden; immer aber erschienen sie wieder und tanzten leicht über die breiten Rücken der Wogen hinweg. Wie aber der Wind stärker wurde, vermochten die Kähne uns nicht mehr zu folgen und kehrten nach der Insel zurück. Diese, die letzte der herrlichen Südseeinseln, die ich sehen sollte, verschwand bald, und wir hatten wieder den großartig einförmigen Anblick einer unabsehbaren Wasserfläche rings um uns, während sich über unsern Häuptern der blendende tropische Himmel ausdehnte.

Der Wind blieb uns fortwährend sehr günstig; mehrmals, besonders in den letzten Tagen unserer Fahrt, wuchs er fast zum Sturme an, so daß unser Schooner außerordentlich rollte und stampfte und eine geregelte Arbeit rein unmöglich machte. Ein bedauernswerther Unglücksfall unterbrach die Einförmigkeit unsers Schiffslebens. In einer Nacht stürzte der zweite Steuermann des untergegangenen Schiffes Clematis über Bord. Alsbald wurde beigelegt, und ein Boot heruntergelassen. Obschon die Nacht klar und hell, und der Wind mäßig war, kam der Mann nicht mehr zum Vorschein. Nachdem man über eine Stunde gesucht hatte, mußte man ihn aufgeben und setzte die Fahrt fort. Der Verunglückte, ein schweigsamer, verschlossener Mann, hatte wahrscheinlich in einem Anfalle von Geisteszerrüttung seinem Leben ein Ende gemacht. Ungleich besser erging es unserm Schwarzen, Ruby. Dieser lehnte eines Tages am Bullwerk und rauchte seinen kurzen Pfeifenstummel, als eine kolossale Welle über das Schiff brach und ihn wegschwemmte. Natürlich wurde beigelegt; bevor jedoch ein Boot heruntergelassen war, sah man Ruby rüstig und lachend herbeischwimmen, ein zugeworfenes Tau ergreifen und an Bord klettern. Hier schüttelte er sich, wie ein aus dem Wasser gestiegener Pudel, — und beklagte den Verlust seiner Pfeife. Ich gab ihm eine andere, und eine Minute nachher lehnte der leichtfertige Schwarze an derselben Stelle, emsig bemüht, seine neue Pfeife anzurauchen.

Der Ruf: „Mann über Bord!" setzt begreiflicher Weise die gesammte Mannschaft eines Schiffes in die größte Aufregung. Es kostet nicht geringe Mühe, nicht um die Leute zu Rettungsversuchen zu bewegen, sondern sie abzuhalten, sich dabei unnütz in Gefahr zu begeben. Schon mancher brave Bursche, der sich unüberlegt zur Rettung eines Kameraden in's Meer stürzte, fand dabei den Tod, oder wurde, indem er selbst Hülfe bedurfte, ein Hemmniß bei

der Rettung des Erstern. Da ein Schiff, wenn schon schleunigst beigelegt wird, doch noch eine ziemliche Strecke weit forttreibt, so werden einige Leute auf die Masten geschickt, um nach dem Verunglückten auszuschauen, und dem inzwischen heruntergelassenen Boote die Richtung anzugeben. Erlaubt es die See, ein Boot herunterzulassen, so kann der Mann in den meisten Fällen gerettet werden; geht aber die See zu hoch, so hat die Mannschaft das entsetzliche Schauspiel, einen Kameraden hoffnungslos mit den Wellen kämpfen zu sehen, bis er erschöpft sinkt, um nicht wieder gesehen zu werden.

Nach zwölftägiger Fahrt erblickten wir eines Morgens ein hohes Land, die Moretoninsel, auf deren felsiger Nordspitze ein weißer Leuchtthurm glänzte. Bald darauf durchschnitt ein Kutter tanzend die Wellen, und ein Lootse sprang an Bord. Er führte uns in die große Moretonbai, die sich im Westen der Insel zwischen dieser und dem Festlande von Australien wohl 40 Meilen lang nach Süden zu erstreckt, bis sie in einen schmalen Kanal, der nur für Boote Wassertiefe genug besitzt, endigt. Die Einfahrt, welche größere Schiffe benutzen, ist eine breite Straße am Nordende der Bai. Die Ufer sind, so weit unser Blick reichte, flach und sumpfig und mit Schilf, Casuarinen und Mangrovegestrüppe bewachsen; hie und da erhebt sich eine kleine Sumpfinsel über die träge Wasserfläche. Abends ankerten wir in der Bai und erreichten am frühen Morgen die Quarantainestation, wo wir, weil wir noch Fieberkranke an Bord hatten, nicht ohne Schwierigkeiten die Erlaubniß zur Fortsetzung der Fahrt erhielten. Indem wir die Bai in Südwestrichtung durchkreuzten, gelangten wir an die Mündung eines schönen Stromes, des Brisbaneflusses, eines der bedeutendsten Gewässer der neuen Kolonie Queensland. Der Strom würde ein wichtiges Verkehrsmittel für die Kolonie bilden, wenn sich nicht an seiner Mündung eine Barre befände, welche zur Fluthzeit nur

zwölf Fuß unter dem Wasserspiegel liegt. Man ist deßhalb gegenwärtig bemüht, ein tieferes Fahrwasser zu graben, so daß auch größere Schiffe in den Fluß einlaufen können. Wie angenehm war die Fahrt auf dem ruhigen Wasser, besonders verglichen mit den letzten stürmischen Tagen auf offner See. Das Schiff glitt so sachte stromaufwärts, daß seine Bewegung ganz unmerklich war. Die Ufer erheben sich allmälig zu sanften Hügeln und sind großentheils angebaut. Nur hie und da tritt die dem australischen Sumpfboden eigenthümliche Vegetation, nämlich dichtes Gebüsch von Casuarinen, Melaleucen und Mangrove, auf. Daß das Klima hier schon ächt tropisch ist, beweisen die häufigen Gruppen von Bananen, deren zerschlissene Blätter sich im Winde wiegten; ja selbst Ananas gedeihen hier üppig und werden in bedeutender Menge nach dem Süden, besonders nach Sydney und Melbourne, versandt. Orangen- und Citronenbäume beschatten fast jede Hütte, und die japanische Loquat erfüllt die Luft mit dem Dufte ihrer Blüthenmassen. Unscheinbare Bretterhütten mit Rindendächern, die bescheidenen Wohnungen der Farmer, wechseln ab mit stattlichen Landsitzen begüterter Squires. Fleißige Landleute waren auf den Feldern thätig und schauten von ihrer Arbeit auf, um das vorübergleitende Schiff zu sehen. So segelten wir bis Abend, als Anker geworfen wurde. Es hieß, wir seien bei Brisbane, der Hauptstadt von Queensland, angelangt. Zwar sah man, außer einigen Häusern am rechten Ufer, Nichts von der Stadt, indem der Strom hier eine scharfe Biegung macht, hinter welcher die Stadt liegt. Meine Prinzipale verließen den Schooner, um ihn mit dem bequemern Postdampfer, der sie nach Sydney bringen sollte, zu vertauschen. Ich benutzte die mir so gewordene Freiheit, um mit einem Portugiesen, an den ich mich seines offnen, jovialen Wesens wegen angeschlossen, am Abend die Stadt zu besuchen. Wir hatten eine hüglige Halbinsel, die von der Biegung des Flusses gebildet

wird, zu überschreiten. Wie kam mir Alles so heimisch, so befreundet vor, da ich wieder australischen Boden unter mir hatte!

Da war derselbe rothe Thonboden, wie in Sydney, und auf ihm wächst die bekannte Quecke (Cynodon Dactylon), hie und da vermischt mit weißem, europäischem Klee. Einzelne zerstreute Leptospermengebüsche und Banksien vervollständigten die Aehnlichkeit der Gegend mit meiner zweiten Heimat, Sydney. Zwar stand die Vegetation weit hinter der großartigen Pflanzenwelt der Inseln, die ich eben verlassen hatte; aber, ärmlich wie sie war, war sie meinen Augen ein Labsal, rief sie mir ja Sydney, das ich bald wieder zu sehen hoffte, lebhaft in's Gedächtniß zurück. — Die erwähnte Landzunge war bald überschritten; eine Fähre brachte uns über den Strom, und gleich darauf befanden wir uns in Brisbane. Die Nacht war bereits eingebrochen; doch bemerkten wir beim Schimmer zahlreicher Lampen, daß die Hauptstraße, Queensstreet, großartige Kaufläden, hübsche Gasthöfe und stattliche, aus Quadern von Sandstein aufgeführte Privathäuser besitzt, und überhaupt bereits einen ganz großstädtischen Charakter angenommen hat. Wir erlabten uns in einigen Wirthshäusern an dem lange vermißten Genusse von Ale nebst Brandy und Wasser und kehrten dann in finsterer Nacht, indem wir unter unausgesetztem Lachen über Baumstümpfe stolperten und in Löcher hineinfielen, zum Ufer zurück, wo unser Schiff im Strome lag. Aber wir hatten lange zu rufen und zu schreien: „Boot ahoi!" bis man uns holte. Denn die Mannschaft, froh der überstandenen Fahrt unter einem bitterbösen Kapitän, hatte sich im Forkastle um eine Flasche Rum versammelt und feierte in bescheidenem Gelage die Ankunft in Australien.

Eine Exkursion, die ich in einem unserer Boote stromaufwärts machte, belehrte mich, daß die Flora um Brisbane keineswegs so ärmlich sei, als ich sie bei meinem Besuche der Stadt geschildert

habe. Die Ufer des Flusses sind, wo nicht Anbau den ursprünglichen Pflanzenwuchs vertilgt hat, reichlich bewachsen, und die Vegetation würde ein ächt tropisches Aussehen haben, wenn nicht Palmen und Farrnbäume ganz fehlten; die hie und da erscheinende Banane vermag diesen Mangel nur ungenügend zu ersetzen.

Nur zu früh für mich verließen wir das freundliche Brisbane und segelten stromabwärts in die Moretonbai. Hier nahmen wir zum letzten Male Holz und Wasser ein, und waren dann bereit, die 500 Meilen, die uns noch von Sydney trennten, zurückzulegen. Allein ein widriger Wind hielt uns vier langweilige Tage an der Lootsenstation zurück, bis wir wagen durften, die Nordspitze der Moretoninsel zu umsegeln und dann unsern Kours nach Süden zu richten. Nach weitern vier Tagen einer zwar ziemlich stürmischen, doch sonst günstigen Fahrt erblickten wir bereits die Küsten um Brokenbai und sahen bald darauf den Leuchtthurm am Eingange des Port Jackson. Wir hofften noch bei guter Zeit in den Hafen einlaufen zu können, als sich plötzlich einer jener Südweststürme erhob, die in der Gegend von Sydney in gewissen Jahreszeiten so häufig sind. Diese „southerly bursters“, wie sie die Kolonisten nennen, zeigen sich am Lande dadurch an, daß sich der südliche Horizont in eine immer dichter werdende und sich sehr rasch vergrößernde Nebelmasse, mit Staubwolken vermischt, hüllt. Gleich darauf bricht ein rasender Sturm, meist mit heftigem Platzregen begleitet, los; aber ebenso rasch, wie er gekommen, verschwindet er wieder. Unschädlich, wie diese Stürme auf dem Lande in der Regel sind, können sie durch ihr rasches Herannahen und ihre Heftigkeit auf dem Meere kleinern Fahrzeugen gefährlich werden. Wir sahen bald ein, daß an ein Einlaufen in den Hafen nicht zu denken sei, mußten daher vom Lande abhalten und wurden bis Mitternacht gegen 50 Meilen weit in die See hinausgejagt. Plötzlich sprang der Wind um, und wir konnten wieder dem Lande

zusteuern. Während des Sturmes war ich auf dem Verdecke geblieben, um nöthigen Falls Hand anzulegen; jetzt suchte ich gerne meine Koje auf. Als ich am frühen Morgen aus derselben trat, sah ich zu meiner unaussprechlichen Befriedigung das wohlbekannte Felsenthor von Port Jackson in geringer Entfernung vor uns sich öffnen. Bald kam der Lootse an Bord, um uns in den Hafen zu führen. Er berichtete uns, daß vor acht Tagen zwei Schooner unweit Sydney gescheitert seien; einer derselben, der auch von den Südseeinseln gekommen sei, liege zwischen Port Jackson und Brokenbai am Strande. Glücklicher als diese Fahrzeuge fuhren wir zwischen den „Heads" durch und gelangten bald in das ruhige Wasser des Hafens. Schöner als je erschienen mir die lieb gewordenen Orte zu beiden Seiten der herrlichen Bai. Watsonsbai, Manly-Beach, Rosebai und wie alle die reizenden Buchten im Hafen heißen, entfalteten uns ihre Reize; an den zwei Inseln Shark- und Garden-Island glitten wir rasch vorbei; dann folgte die tiefe Wooloomooloobai und Sydney-Cove, an deren Gestaden die Hauptstadt sich stattlich ausdehnt. Der Anker rasselte herunter, und unsere Fahrt nach den palmumgürteten Südseeinseln, diesen Perlen im großen Ozeane, hatte ihr Ende erreicht. Aber noch lange nachher belebten Schwarze, die friedlich Kokosnüsse und Bananen brachten, oder in kriegerischer Wuth Keulen schwangen, meine Träume.

Neuntes Kapitel.

Sydney und seine Umgebung.

Lage der Stadt. Ihre Hauptgebäude. Der botanische Garten. Leben in den Straßen. Der Sonntag in der Stadt. Die Sekte der Bärtigen. Rundreise um Port Jackson. Brokenbai und Hawkesbury. Der Paramattafluß. Die Botanybai. Beschwerliche Exkursion nach der Südküste dieser Bai. Die Gegend südlich von Port Hacking.

Nachdem wir uns lange genug in wenig oder gar nicht kultivirten Gegenden umhergetrieben, wollen wir einen nähern Blick auf den Hauptsitz der kolonialen Civilisation, die Haupt- und Handelsstadt Sydney, werfen, und uns mit deren Umgebung etwas bekannter machen.

Wer sich zu Schiffe dem Port Jackson nähert, bekömmt keine sehr ermunternde Idee von den landschaftlichen Reizen der Gegend. Die Küste fällt meistens steil in's Meer ab; so wird sie am Eingange zum Hafen von gegen 200 Fuß hohen, fast senkrechten Sandsteinfelsen von röthlicher Farbe, die eben keinen einladenden Anblick gewähren, gebildet. Nur hie und da flacht sich das Land allmälig zur Küste ab, ist dann meistens bewaldet, und häufig schauen Ansiedlungen aus dem Grün der Bäume hervor. Schweist das Auge zu der Spitze der Felsen empor, so gewahrt es nur verkrüppeltes Gestrüpp, indem die scharfen Seewinde auf diesen luftigen Höhen keinen kräftigen Baumwuchs gestatten. Ganz anders aber gestaltet sich die Szenerie, wenn das Schiff mit scharfer Wendung in den plötzlich sichtbar werdenden, 1¼ Meile breiten Eingang zum Hafen eintritt. Zwar auch hier steigen nackte Felsen aus dem Wasser empor; sie dienen indessen nur dazu, die lieblichen, grünen Buchten, die sich, mit weißem Sande umsäumt, rechts und links in das Land herein ziehen, reizender erscheinen zu lassen. Doch, wir

wollen uns den Hafen selbst näher betrachten, wenn wir eine Rundreise um denselben unternehmen; steuern wir also geradewegs auf die Stadt zu, deren schlanke Thürme schon im Westen erscheinen.

Port Jackson hat im Allgemeinen eine rein westliche Richtung; nur am Eingange biegt er halbmondförmig nach Süden um. Ungefähr in der Mitte der Südküste dringen, nebst vielen andern, besonders zwei Buchten tief in's Land ein; die östliche, unbedeutendere, ist die Wooloomooloobai; die westliche, weitaus tiefere, trägt den Namen Darlinghafen. Die durch diese zwei Wasserbecken gebildete Halbinsel endigt im Norden in drei stumpfe Vorgebirge, zwischen welchen die zwei kleinen Buchten Farm-Cove und Sydney-Cove liegen. An letzterer wurde die Stadt gegründet; sie hat sich aber schon fast über die ganze Halbinsel ausgedehnt und reicht bis über das Südende des Darlinghafens hinaus. Nur im Osten erreicht die Häusermasse Wooloomooloobai nicht, indem der Raum zwischen Stadt und Bai durch den botanischen Garten und die öffentlichen Anlagen, Domaine und Hydepark, ausgefüllt wird. Der Boden, auf welchem die Stadt steht, ist uneben, da sich längs der zwei erwähnten Buchten zwei Hügelreihen hinziehen. Die westliche, parallel mit dem Darlinghafen, endet steil an Dawespoint, dem Nordwestkap dieses Hafens, während die östliche Kette als Vorgebirge zwischen Farm-Cove und Sydney-Cove an's Meer tritt. Zwischen den beiden Höhenzügen floß vor der Gründung der Stadt ein Bach mit süßem Wasser zwischen dicht bewaldeten Ufern nach Sydney-Cove; jetzt zieht sich im Thale von Norden nach Süden die Hauptstraße der Stadt, die prächtige Georgesstreet, hin.

Ich habe den allgemeinen Eindruck, welchen Stadt und Umgebung auf den Ankömmling machen, bereits im ersten Kapitel dieser Blätter geschildert; wir wollen uns also geradewegs mit der Stadt selbst bekannt machen. Der Grundriß der Stadt ist sehr

einfach. Die Hauptstraßen laufen von Norden nach Süden und werden rechtwinklig von andern Straßen, die vom Darlinghafen zu der Wooloomooloobai führen, durchschnitten. Die erwähnte Georgesstraße, die von Sydney-Cove bis zu der Eisenbahnstation 2¾ Meilen lang ist, theilt die Stadt in eine östliche und eine westliche Hälfte. Es ist schwierig zu entscheiden, ob Sydney eine schöne Stadt sei oder nicht. Während z. B. Melbourne mit seinen durchwegs neuen, stattlichen Gebäuden unstreitig schön zu nennen ist, hat Sydney große Quartiere von sehr zweifelhaftem Charakter. Einige Spaziergänge durch die Stadt werden uns darüber Aufklärung verschaffen.

Wir beginnen unsere Wanderung am Besten bei Sydney-Cove am Nordende der Stadt. Diese kleine Bucht endete früher in einen sumpfigen Strand, in welchem der oben erwähnte Bach mündete. Schon längst jedoch ist der Sumpf ausgefüllt worden, und ein halbrunder Quai, daher Circular-Quai genannt, umrahmt die Bucht. Hier liegen die prächtigen Schiffe der Blackwall Linie von London, der White Star Linie von Liverpool und eine Masse anderer Seeschiffe, verschiedenen Nationen angehörig. Das Wasser ist so tief, daß die schwersten Fahrzeuge direkte an dem Hafendamm anlegen, um vermittelst hölzerner Brücken Waaren einzunehmen und auszuladen. Am Südwestende des Circular-Quai's endigt die Georgesstraße; sie bildet den Mittelpunkt von Sydney und ist auch die schönste Straße der Stadt. Zwar anfangs, wenn wir sie vom Circular-Quai aus betreten, reduziren sich ihre Schönheiten auf meistens unansehnliche Häuser, bis wir zu einem stattlichen, aus Sandsteinquadern errichteten Gebäude gelangen; es ist dies eine der Banken, die alle zu den geschmackvollsten Gebäuden der Stadt gehören. Mit jedem Schritte wird jetzt die Straße ansehnlicher; Kaufläden mit hohen Schaufenstern, stattliche Privatgebäude und große Hotels wetteifern an Eleganz mit einander.

Da, wo die Wynyardsstraße einmündet, ist das Centrum der Stadt. Wir haben links das Postgebäude, einem griechischen Tempel ähnlich, aber mit viel zu plumpen Säulen; daneben das elegante Telegraphenbüreau, gegenüber Sandsteinpaläste, Banken und große Waarenmagazine. Es folgt das Royal Hotel, ein sonderbares, kolossales Gebäude mit vier Reihen Verandas über einander, der erste Gasthof der Stadt, mit seiner Würde entsprechenden Preisen. Weiterhin erblicken wir die Centralpolizeistation, die aus mehrern niedern, unheimlich aussehenden, mit einer hohen Mauer umgebenen Gebäuden besteht. Unweit davon steht die ehrwürdige anglikanische Kathedrale, ein Bau, würdig einer großen Stadt, der aber leider wegen Mangel an Mitteln bis auf heute unvollendet geblieben ist. Die Straße hat hier das Ende ihres Glanzpunktes erreicht; sie setzt sich zwar noch eine bedeutende Strecke weit fort, ohne jedoch hervorragende Gebäude aufweisen zu können, bis sie mit der hübschen St. Jameskirche endigt. Wir lassen hier den häßlichen, hölzernen Bahnhof links, überschreiten eine massive Steinbrücke und befinden uns dann in der Paramattastraße. Dieses ist eines der elendesten Quartiere der Stadt; aber am Ende trägt es ein Juwel, das neue Universitätsgebäude, einen großartigen Bau in gothischem Style mit herrlicher Kapelle. Die Straße wird jetzt zur Landstraße und führt durch eintönige Gegenden, aber bei einigen hübschen Herrschaftssitzen vorbei, nach Paramatta. Dieser Ort ist indessen für heute nicht unser Ziel; wir wenden uns also, bevor wir den Hügel, auf dem die Universität steht, ersteigen, rechts und treten in die Glebestraße. Wir verlassen hier freilich die eigentliche Stadt; aber der Weg bietet uns mit seinen hübschen Gärten und hohen Gummibäumen auf den noch unbebauten Plätzen eine angenehme Abwechslung gegen die heißen, staubigen Straßen der Stadt. Die Glebestraße wird auf beiden Seiten von Landsitzen, jeder in einem hübschen

Garten gelegen, eingefaßt, ist über eine Meile lang und endet plötzlich an einer bedeutenden Bucht, der tiefen Johnstone'sbai. Uns gegenüber liegt eine kleine, felsige Insel, die durch einen künstlichen Damm zu einer Halbinsel umgewandelt worden ist, und auf deren Spitze die wohleingerichteten, städtischen Schlachthäuser stehen. Wir können uns in einem Boote nach der Insel hinübersetzen lassen, und dann führt uns eine neue Holzbrücke wieder gegen die Stadt zu, und zwar zuerst nach der Halbinsel zwischen Johnstone'sbai und Darlinghafen. Hier liegt die Vorstadt Pyrmont, meist von Arbeitern bewohnt und daher ohne ansehnliche Häuser. Doch besitzt Pyrmont einen der drei oder vier bedeutenden Docks, in welchen die sehr beträchtliche Anzahl der Handelsschiffe Sydney's gebaut und ausgebessert werden. Auch ist hier der Ankerplatz der schmucken Dampfer, welche monatlich einmal den Postdienst zwischen Europa und Australien versehen. Eine zweite große Brücke ist über den Darlinghafen gebaut worden und verbindet so Pyrmont mit der Stadt.

Statt bis zum äußersten Ende der Glebestraße zu gehen, hätten wir uns ungefähr in der Mitte derselben rechts wenden können. Wir wären dann an einem breiten Damme angelangt, der über den südlichsten Arm der Johnstone'sbai, dem black wattle swamp (Sumpf der schwarzen Akazien), angelegt worden ist und uns auf kürzerm Wege nach Pyrmont und dem Darlinghafen gebracht hätte. Die Straßen zwischen Georgesstreet und diesem Hafen sind meistens unansehnlich. Nur die Kentstraße kann noch angeführt werden; sie mündet in den Wynyards-Square, einen schönen, freien Platz, der von hohen, steinernen Gebäuden umgeben und an seinem nordwestlichen Ende von der weithin sichtbaren Philippskirche geschlossen ist. Die übrigen Quartiere gegen den Darlinghafen herunter bestehen meistens aus schlechten, mit Schindeln gedeckten Holzhütten. Hier sind die Schlupfwinkel der

Verbrecher, die heute noch Sydney, trotz der sonst vortrefflichen Polizei, beunruhigen, und hier finden sich die Wohnungen der zahlreichen Dirnen, die nächtlich in Haufen die Straßen durchziehen. Halten wir uns daher in diesen Revieren nicht zu lange auf, besonders wenn die Nacht eingebrochen ist. Doch müssen wir durch eine der Querstraßen nach dem Darlinghafen hinuntersteigen, um hier das geschäftige Treiben einer blühenden Seestadt zu betrachten. Während am Circular-Quai die großen Seeschiffe aus fremden Erdtheilen liegen, nehmen hier die Werften für die zahllosen Küstenfahrer die ganze Ostseite des Hafens ein. Aus zahlreichen Schloten steigt der Rauch der Dampfboote, welche die Verbindung mit den Nachbarkolonien unterhalten oder den regelmäßigen Postdienst zwischen Sydney und den Küstenstädten von Neusüdwales versehen. Fahrzeuge jeder Art liegen hier hart am Lande, von der kleinen Smack, die mit einem einzigen Segel am Maste Ladungen von Brennholz von Brokenbai oder Botanybai herbeischafft, bis zum dreimastigen Schooner, der von den braunen Malayen auf den Fidji- und Schifferinseln Kokosnußöl und Schildpatt einhandelt. Längs des Ufers liegt Magazin an Magazin, in welchen die verschiedensten Produkte aller Zonen aufgehäuft sind. Verlassen wir dieses rege Leben, das von glücklicher Handelsthätigkeit zeugt, und setzen wir unsern Gang durch die Stadt fort. Wie wir uns dem Nordende derselben nähern, verbessert sich wieder das Aussehen der Häuser; auf steilem Hügel liegt die Sternwarte; weiter führt die Straße durch den Argyle-Cut, wo die Verbindung zwischen den beiden Hauptquartieren des Seehandels, Circular-Quai und Darlinghafen, durch einen tiefen Einschnitt in den Sandsteinfelsen hergestellt worden ist. Wir gelangen so, uns östlich haltend, an das Westufer von Sydney-Cove, wo uns ein kleines Fort und ein hohes Gebäude, Seemannsheimat (seeman'shome) genannt, auffällt. Das Letztere ist ein schönes Beispiel der Gemeinnützig-

keit der Bewohner von Sydney. Das Haus soll dem von langer Fahrt zurückgekehrten Seefahrer, der sich sonst in verrufenen Kneipen herumtrieb, eine für Körper und Geist gesunde Wohnstätte verschaffen.

Wir haben so unsern ersten Spaziergang durch die Stadt zu Ende gebracht. Der Weg war weit, und die Straße heiß; so wird uns Niemand verargen, wenn wir zur Stärkung ein Wirthshaus aufsuchen. Und das ist bald gefunden; denn Sydney zählt gegen 500 Gasthöfe und Kneipen aller Grade; darunter auch einige sogenannte Mäßigkeitshallen (temperance halls), in welchen sämmtliche geistige Getränke verpönt sind, und wo man sich an Thee, Sodawasser, Limonade u. dergl. erlustigen kann. Es existiren hier auch mehrere Mäßigkeitsvereine, die sich eifrig bemühen, ihrer guten Sache neuen Boden zu gewinnen. Solche Vereine sind nur die nöthige und unausweichliche Reaktion gegen den übermäßigen und allgemeinen Gebrauch von Spirituosen, der hier noch in hohem Grade zu treffen ist. Wenn schon die Zeiten glücklicherweise vorbei sind, in denen Rum die Stelle des Geldes vertrat, so ist Trunkenheit hier noch auffallend häufig, vielleicht häufiger, als in irgend einem andern Theile der Welt. Bis auf jüngste Zeit wurden Trunkenbolde für jedes Vergehen mit 5 bis 20 Schilling Buße oder mit Gefängniß bestraft, und die Zeitungen erwähnten täglich 8 bis 12 Individuen, denen von der Central- oder Wasserpolizei obige Strafen auferlegt wurden. Die Anzahl der Bestraften ist natürlich gering gegen die Derjenigen, welche nicht in die Hände der Polizei gerathen.

Nachdem wir uns an einem Glas Brandy und Wasser erfrischt haben, wollen wir auch den östlichen Theil der Stadt kennen lernen. Wir betreten die mit der Georgesstraße parallel laufende Pittstreet; sie hat, obschon eine der ersten Straßen der Stadt,

wenige bedeutende Gebäude aufzuweisen. Gleich am Anfange steht das stattliche Zollhaus; dann folgen, in weiten Zwischenräumen, zwei Theater und die sehr elegant restaurirte school of arts, ein Institut, das Lesezimmer, Bibliothek und Sääle zu Vorlesungen enthält, also unsern Museen und Kasinos entspricht. Da uns die Pittstraße, die sich bis zum Bahnhof erstreckt, nichts Sehenswerthes mehr bietet, schwenken wir durch die stattliche Kingsstraße, eine der schönsten der Stadt, links ab und ersteigen die östliche Hügelreihe. Wir stoßen hier alsbald auf mehrere ansehnliche Gebäude. Am obern Ende der Kingsstraße steht eine hübsche Kirche; ihr schief gegenüber dehnt sich das Krankenhaus, ein weitläufiges und großartiges Gebäude, aus. Vor uns liegt auf dem breiten Rücken der Hügelkette der Hydepark, ein grüner, mit Alleen und Gruppen von Gebüschen bepflanzter Platz. Hier wurden in den ersten Zeiten der Stadt Wettrennen gehalten; jetzt ist der Platz zum Park umgewandelt und eine Promenade geworden, die jedoch nicht von der vornehmen Welt besucht wird, sondern liederliche Dirnen und ihre Anbeter ergehen sich hier in der Abendkühle. Schade um den feinen Platz! Wir überschreiten ihn, da zwei palastartige Gebäude an der Ostseite des Parks unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Das eine ist die grammar school, eine in gutem Rufe stehende Anstalt, die in ihren Leistungen unsern Progymnasien gleichkömmt. Neben ihr steht das naturhistorische Museum, das erst kürzlich (1864) durch einen weitern Flügel, dessen Bau gegen 250,000 Franken kostete, vergrößert wurde. Die hier aufgehäuften Schätze an Naturalien geben uns einen klaren Begriff von der reichen und interessanten Fauna des Landes; besonders vollständig ist die Klasse der Vögel vertreten und daneben natürlich die Ordnung der Beutelthiere. Das Institut, das dem jungen Lande zu nicht geringer Ehre gereicht, blüht unter der tüchtigen Direktion eines jungen Deutschen, der sich namentlich

bedeutende Verdienste um die Kenntniß der zahlreichen Amphibien Australiens erworben hat, rasch auf. Unweit des Museums erheben sich seit einigen Jahren die gefälligen Formen der neuen katholischen Kathedrale, die eine der ersten Zierden der Stadt bildet. Die Stadttheile südlich vom Hydeparke bestehen aus einem Labyrinth von Straßen und engen Gäßchen ohne ausgezeichnete Gebäude; sie gehen im Süden in die weitläufigen Vorstädte Chippendale, Redfern, Paramatta Road u. s. w. über. Lassen wir daher diese Quartiere, die einen Extrabesuch kaum lohnen würden, bei Seite, und setzen wir unsern Spaziergang von Hydepark nach Norden fort. Eine breite Fahrstraße bringt uns in die Domaine, einen öffentlichen Platz, bei welchem sich Natur und Kunst vereinigten, um ihn zu einem herrlichen Parke umzuschaffen. Mehrere Straßen, die meistens von Alleen riesiger Gummibäume beschattet sind, durchkreuzen den Park, und hübsche Gruppen einheimischer und ausländischer Bäume und Sträucher, zwischen denen hie und da Ruhebänke angebracht sind, stehen zerstreut über die grüne Fläche. Die Domaine senkt sich in steilen Abhängen, die an mehreren Stellen zu nackten Felsen abstürzen, gegen die Wooloomooloobai ab und wird nordwärts von dem botanischen Garten, dem wir sogleich unsere Aufmerksamkeit schenken werden, begrenzt. Indem wir der Einfriedigung der Domaine gegen die Stadt zu folgen, bemerken wir am Nordwesteingange zu dem Parke die schön ausgeführte Statue von Sir Richard Bourke, dem besten Gouverneur, der je die Kolonie leitete, dessen Andenken noch lange ein gesegnetes bleiben wird. Der Platz für die Statue ist sehr glücklich gewählt, indem man von hier aus eine reizende Aussicht auf einen Theil der Stadt, die Domaine und den Hafen mit vielen seiner Buchten genießt. Treten wir hier in die Stadt, so gelangen wir in eines der bestgebauten und nobelsten Quartiere. Links zeigt sich zwischen massiven Steinhäusern die lange Fronte des Parla-

mentgebäudes, vor uns senken sich mehrere Straßen, sämmtlich mit stattlichen Häuserreihen, gegen die Pittstreet herunter; rechts liegt in geringer Entfernung die Residenz des Gouverneurs, ein großartiger, weithin sichtbarer Bau, dessen mittelalterlicher Styl beim ersten Anblick gefällt, bei näherer Prüfung aber kaum befriedigen kann. Mehrere Straßen führen uns von hier nach unserm Ausgangspunkte, dem Circular-Quai, hinunter.

Wir dürfen nicht vergessen, den botanischen Garten, den Stolz Sydney's, eines nähern Augenscheines zu würdigen. Es ist bereits erwähnt worden, daß die Ostseite der Halbinsel, auf welcher Sydney liegt, von den Wassern zweier lieblicher Buchten, des Farm-Cove's und der Wooloomooloobai, bespült wird. An diesen Buchten, und vorzugsweise an dem nördlichern Farm-Cove, dehnt sich der Garten aus, der auf der Landseite von der Domaine und den Anlagen, die zu dem Gouvernementshause gehören, begrenzt wird. Um dahin zu gelangen, wählen wir den Weg, der, am halbrunden Quai beginnend, längs der Ostseite von Sydney-Cove angelegt worden ist. Es ist ein reizender Spaziergang; rechts ziehen sich die hübschen Gouvernementsgärten mit ihren prächtigen Baumgruppen dem Pfade entlang, — und links plätschern die kleinen Wellen von Sydney- und Farm-Cove an die felsigen Ufer. Nachdem wir bei einem trotzigen Fort, von welchem jeden Tag die Mittagskanone weithin hörbar erdröhnt, vorbeigekommen sind, gelangen wir nach kurzem Marsche zum Sitze der Lady Macquarie (Lady Macquarie's chair), einem der anziehendsten Punkte der ganzen Gegend. Auf einem steil aus dem Meere emporsteigenden Felsen sind steinerne Sitze ausgehauen worden, von denen man einen bedeutenden Theil des Hafens mit seinen Inseln, Buchten und Schiffen überblicken kann. Bald betreten wir den botanischen Garten selbst. Noch vor kurzer Zeit setzte sich unser Weg, indem er den Garten durchschnitt, bis zur Domaine und der Vorstadt Woo-

loomooloo fort, und theilte so den Garten in einen obern und einen untern Theil, von welchen jeder seinen eignen Eingang hatte; jetzt werden beide Theile vereint. Der untere Garten ist mehr Park, mit gewundenen Wegen und grünen Rasenplätzen ohne regelmäßige Beete; während der obere Theil mit seinen schnurgeraden Wegen und rechteckigen Beeten einen Garten alten Styles repräsentirt.

Beschauen wir uns zuerst den untern Garten, der eine Fülle reizender Partien besitzt. Unweit des Einganges treffen wir eine Anzahl unregelmäßiger Beete von verschiedener Größe; jedes derselben enthält einige Repräsentanten einer Pflanzenfamilie, so daß hier Gelegenheit geboten ist, die Eintheilung der Pflanzen nach dem natürlichen Systeme zu studiren. Unweit davon liegt ein stiller Teich, der von Trauerweiden, Bambusgebüschen und Farrnbäumen umgeben ist. Auf einer Insel im Teiche steht ein einfaches Denkmal des Botanikers Allan Cunningham, der sich um diese Gärten, sowie im Allgemeinen um die Kenntniß der australischen Flora sehr verdient gemacht hat. Beim Weitergehen erfreuen uns bei jedem Schritte prächtige Baumgruppen; bald sind es ernste Nadelhölzer, die, aus allen Welttheilen hieher zusammengeführt, sich flüsternd von ihrer fernen Heimat erzählen, bald frisch belaubte Cedreleen, zwischen welchen die duftenden Blüthen der Magnolien hervorschauen. Stattliche Palmen wechseln ab mit Pisanggewächsen, die ihre mächtigen, zerschlissenen Blätter auf hohem Stamme wiegen, und prächtige Feigenbäume, sowohl einheimische, als indische, breiten ihre glänzendgrünen Blätter der heißen Sonne entgegen. Zwischen den schattigen Baumgruppen blühen die zahllosen kleinern Kinder der Flora in glänzenden Farben und in mannigfaltigen Formen. Das glückliche Klima von Sydney erlaubt allen Pflanzen der gemäßigten und tropischen, oder wenigstens subtropischen Zone, das ganze Jahr im Freien auszuhalten.

Ein ländlicher, aus unbehauenen Stämmen errichteter Pavillon ladet zur Ruhe ein, während unweit davon in einem ähnlichen Gebäude sich die Regimentsmusik zweimal wöchentlich produzirt. Noch müssen wir auf einen Felsen aufmerksam machen, der mit den schönsten Gruppen von Kakteen und afrikanischen Euphorbien bedeckt ist, und auf dessen Spitze ein schmaler Weg führt.

Wir betreten den obern Garten, der, wie bemerkt, meistens viereckige, große Beete enthält und also zum Spazieren weit weniger einladend ist, als der untere. Doch treffen wir auch hier manche interessante Pflanze, deren Anblick einen Freund der Natur entzücken muß. Zuvörderst fällt uns die mächtige Pyramide einer Norfolkfichte (Araucaria excelsa) auf; sie steht im Mittelpunkt des Gartens und ist jedenfalls das größte und schönste Exemplar dieses herrlichen Baumes in ganz Australien. Dieses Prachtwerk der Natur umgeben exotische Bäume, vermischt mit Blüthenpflanzen aller Art; zur Blüthenzeit prangen vor Allem aus die Korallenbäume, Poincianen und Justicien im buntesten Farbenschmucke. Ein Bach, der den Teich im untern Garten speist, wird von Farrnbäumen, besonders schönen neuseeländischen Dikſonien, und andern Pflanzen, die Feuchtigkeit lieben, eingerahmt. Unweit davon erhebt eine Kokospalme ihr stolzes Haupt; doch beweist ihr Mangel an reifen Früchten, daß sie außerhalb ihres heimatlichen Bereiches steht. Der nördliche Theil des Gartens enthält meistens australische Bäume und Sträucher; wir treffen hier viele Eukalypten, Leptospermen, eine Masse Proteaceen aus Australien und Südafrika und noch viele Gewächse, die der Wanderer auf australischem Boden antrifft. Aber auch der Theestrauch aus China, die Tanghinie mit ihren giftigen Früchten aus Madagaskar uud besonders schöne Gruppen von Dammaren von den Südseeinseln gedeihen hier kräftig. In über zwanzig Beeten finden wir Pflanzen nach dem Linne'schen Systeme geordnet; meistens nimmt je eine Klasse

ein Beet ein, und es sind dabei möglichst viele Ordnungen vertreten.

Im südlichen Theile des Gartens ist seit einigen Jahren ein kleiner zoologischer Garten, dessen Hauptreichthum bis anhin hauptsächlich in verschiedenen Vögeln besteht, gegründet worden. In einem geräumigen, aber leider unpraktischen Hause kreischen die zahlreichen, schön befiederten Papageien Australiens, Indiens und Polynesiens. Tauben mit metallischem Gefieder kosen miteinander, und die muntere Schaar der Sänger hüpft auf den Zweigen eines andern Behältnisses umher. Natürlich fehlen die in Europa bekannten Schmuckvögel, wie die Fasanen, und die Australien eigenthümlichen Formen, wie der gigantische Eisvogel (Dacelo gigantea) und die große Nachtschwalbe (Podargus) hier nicht. Auf einer eingezäunten Wiese stolziren gravitätisch der australische Kasuar (Dromæus Novæ Hollandiæ), der australische Kranich (Grus australasiana) und andere langbeinige Gesellen aus der Vogelwelt. In einer gegenüberliegenden Einfriedigung weiden zutrauliche Känguruhs friedlich mit einigen Rehen. In einem Teiche schwimmen weiße und schwarze Schwäne in Gesellschaft vieler anderer Wasservögel, von welchen besonders die Cap Barren Gans (Cereopsis Novæ Hollandiæ), einer der schönsten, aber auch seltensten der australischen Wasservögel, manche Bewunderer findet. Der zoologische Garten ist freilich erst im Entstehen begriffen; er gereicht aber nichts destoweniger der aufstrebenden Kolonie zur Ehre.

Verlassen wir den Garten in der Richtung gegen die Domaine, wo sich der Haupteingang befindet, so durchwandern wir eine Allee von verschiedenen Bäumen und Sträuchern; besonders schöne Gruppen bildet hier eine Art Bambus, der seine schlanken Spitzen in jedem Windhauche wiegt. Rechts liegt die Wohnung des Direktors des Gartens; wenn wir mit der Lokalität vertraut

sind, so finden wir hinter derselben einen Garten mit dem herrlichsten Camellienflor, den man sich denken kann. Links führt eine Thüre zu den Treibhäusern. Während in den botanischen Gärten in Europa die Treibhäuser einen ungebührlich großen Raum einnehmen müssen, sind sie hier unbedeutend, indem die meisten Pflanzen fortwährend im Freien bleiben können. Nur Farnkräuter und Orchideen aus den schwülen Urwäldern Brasiliens, Indiens und der Südseeinseln bedürfen hier des Schutzes der Häuser. Bevor wir diese verlassen, werfen wir noch einen Blick auf ein großes Wasserbassin, in welchem die gigantischen Blätter der Victoria regia und der verwandten Euryale ferox einer Menge von Fröschen zum Tummelplatz dienen.

Die Gärten werden in neuerer Zeit von der Bevölkerung fleißig besucht, und an Sonntagen ist an manchen Stellen, besonders vor den Vogelhäusern, ein eigentliches Gedränge. Es liefert dies wenigstens den erfreulichen Beweis, daß trotz des Jagens nach materiellen Gütern der Sinn für das Schöne im Volke von Sydney rege ist.

Wir haben nun die Stadt in ihren Hauptzügen kennen gelernt; werfen wir noch einen Blick auf das öffentliche Leben in den Straßen.

Die Pulsader der Stadt ist die Strecke der Georgesstraße vom Circular-Quai bis zu dem Marktgebäude; von hier aus erhalten auch einige angrenzende Stadttheile, wie Wynyards- und Kingsstreet und Theile von Pittstreet, ihr Leben. Diese Quartiere tragen in Beziehung auf Lebendigkeit des Straßenverkehrs ein ächt großstädtisches Gepräge, während wir unweit davon Reviere finden, so still und einsam, als ob sie im abgelegensten Landstädtchen, statt in einer lebhaften Seestadt, lägen.

Beginnen wir unsere Rundschau über das Leben in den Straßen wieder bei unserm bekannten Ausgangspunkte, dem halb-

runden Quai an Sydney-Cove, so entfaltet sich uns hier das ganze thätige Treiben eines ansehnlichen Seehafens. Die stolzen Dreimaster liegen längs der festen Hafenmauer dicht am Lande; Brücken von starken Balken sind hinübergeworfen, und Kisten und Ballen aller Art und Größe werden aus den gewaltigen Schiffsbäuchen an's Land geschafft. Schwere, zweirädrige Karren nehmen die Waaren auf, um sie in die Magazine oder die weiten Räume des Zollamtes zu schaffen. Andere Karren, hochgeladen und knarrend, fahren daher und füllen die eben entleerten Schiffsräume wieder auf. Kaufleute, Mäkler, Rheder, Agenten, Kapitäne treiben sich auf den Schiffen und zwischen den Reihen von Ballen und Fässern umher. Matrosen singen mit heiserem Basse unter Anführung des Bootsmanns ihre Weisen, während sie die schwersten Lasten aus dem Kielraume auf das Verdeck winden. Abreisende mustern mit prüfendem Blicke die Schiffe, deren eines sie in die ferne Heimat oder in ein Land, das ihnen besser gefallen soll, als Australien, bringen muß; sie betreten wohl auch ein Deck und betrachten sich die Kajüte, die ihre Wohnstätte, vielleicht für Monate, werden wird. Eben Angekommene schauen staunend, bald voll Hoffnung, bald zagenden Gemüthes, in das rege Getümmel und berechnen im Geiste, welche Chancen zu ihrem Fortkommen das neue Land ihnen wohl bieten möge.

Wir betreten die Georgesstraße. Singende und zechende Seeleute füllen die unscheinbaren Kneipen der untern Straße und sind emsig bemüht, die durch manche Strapazen und manche Gefahren erworbenen Pfunde in Gesellschaft liederlicher Dirnen so rasch wie möglich los zu werden. Dieser Zweck wird gewöhnlich in einigen Tagen erreicht, worauf sie sich beim ersten Kapitän, der ihnen behagt, auf's Neue anwerben lassen. Wie in allen Seestädten, so treibt sich auch hier eine bunte Mischung von Rassen durcheinander. Neben dem stämmigen, englischen Seemanne,

einer ächten Wasserratte, schreitet gemüthlich ein wollköpfiger Neger. Braune Laskaren, die besonders in bedeutender Anzahl auf den Postdampfern nach Indien und Suez dienen, ziehen mit ihrer weißen, malerischen Festtagskleidung die Aufmerksamkeit des Vorübergehenden auf sich. Schwarze Papus von den Neuen Hebriden, die eine 1½jährige Fahrt auf einem Trepangschooner gemacht haben, und gelbe Malayen von den Schiffer- und Freundschaftsinseln fehlen ebenso wenig. Hie und da stolzirt sogar ein hoher Neuseeländer einher, der, dem Grundsatze des nil admirari folgend, sich unbekümmert um das, was um ihn herum vorgeht, durch die Menge bewegt.

Die Straße wird großstädtischer, wie wir uns dem Centrum der Stadt nähern. Omnibusse rollen fast jede Minute vorbei; ist das Wetter irgendwie schön, so ist ihr Verdeck voll von Menschen, während das bequemere, aber heiße Innere leer bleibt. Ueberfällt uns aber ein plötzlicher Regenschauer, so sehen wir uns ein paar Minuten darauf vergeblich nach einem Platz im Innern um. Eine Fahrt durch die ganze Stadt bis in die entferntesten Vorstädte kostet 60 Centimes, ein Preis, der für eine Distanz von drei oder vier Meilen nicht zu hoch ist.

Wir gelangen an ein großes Wollenmagazin. Ein Karren, mit sechs bis acht Paar Ochsen bespannt, hat eben den Stapelartikel Australiens, Schafwolle, in haushoher Ladung glücklich aus der fernen Station jenseits der Blauen Berge herunter gebracht. Die Ochsentreiber und Aufseher, mit rothen Flanellhemden und ehemals weißen Beinkleidern, den alten Kohlpalmenhut auf dem struppigen Haare und die unvermeidliche schwarze Pfeife im breiten Gesichte, erinnern lebhaft an das urwüchsige Treiben im Innern des Landes.

Wir treten vor das Postgebäude. Gewöhnlich geht es hier ruhig und geschäftsmäßig zu. Kommen wir aber an einem Tage

hieher, an welchem die monatliche Post nach Europa abgeht, so füllt sich die Halle unter den Säulen und selbst die Straße mit Menschen, die Briefe, Zeitungen und Pakete abgeben. Industrielle Jünglinge haben Exemplare der beliebtesten Tagesblätter, wie des Sydney Morning Herald's und des Empire's, bereits unter Kreuzband gebracht, mit der nöthigen Pennypostmarke versehen und haben auch Tinte und Feder zur Hand, damit der Käufer gleich die gewünschte Adresse auf das Kreuzband schreiben könne. Aehnlich ist das Getümmel, wenn die Post angelangt ist. Bis anhin nahmen die Postdampfer den sogenannten Ueberlandweg, d. h. durch das rothe Meer nach Indien und erreichten so Australien zuerst am King George's Sund an der Südwestküste, von wo sie nach Adelaide fuhren. Hier erwarten die Agenten der Sydneyzeitungen das Schiff, um ihren Blättern alsbald ein Resumé der Neuigkeiten zu telegraphiren. Diese Neuigkeiten erscheinen rasch als Bülletins und sind die Vorboten des Postdampfers selbst, der über Melbourne nach Sydney gelangt. Die Briefe werden sehr schnell ausgegeben; die Briefträger, an ihren rothen Röcken weithin kennbar, durcheilen die Straßen und die Telegraphenboten, Knaben auf leichten Ponies, traben überall mit ihren Depeschen herum. Es war für Sydney sehr unbequem, die letzte australische Poststation zu sein, indem häufig zwischen Ankunft und Abgang eines Schiffes keine Zeit blieb, die Briefe zu beantworten. Darum befürwortete Sydney schon längst eine Postlinie über Panama, wobei die Postdampfer, nachdem sie in Auckland die Briefe für Neuseeland abgeben, zuerst Sydney berühren sollten. Diese Linie ist jetzt erstellt und hat jedenfalls einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen.

Gehen wir vom Postgebäude der Georgesstraße entlang gegen King- und Marketstraße, so sehen wir häufig vor einem Hause einen Knaben sitzen, der zur nicht geringen Beleidigung der Ohren der

Nächstwohnenden und Vorübergehenden mit allem Aufwande seiner Kräfte eine Handglocke in Bewegung setzt; es ist dies ein Zeichen, daß hier eine Auktion zweiten oder dritten Ranges vor sich geht, bei welcher alle möglichen Gegenstände in jedem Zustande losgeschlagen werden. Auktionen ersten Ranges, wobei ganze Schiffsladungen importirter Waaren unter den Hammer kommen, haben ihren Sitz besonders in den Kaufmannsquartieren um den Circular-Quai und machen sich nicht durch eine Glocke, sondern durch spaltenlange Anzeigen in den Zeitungsblättern bemerkbar. Hüte man sich aber, als Fremdling einer Auktion tiefern Ranges beizuwohnen. Der luchsäugige Mann mit dem Hammer erspäht uns sogleich, und die geringste Bewegung des Kopfes oder ein unterdrückter Ausruf des Erstaunens über die Höhe oder Tiefe der Preise genügt ihm, einen höchst unnützen Gegenstand als von uns gekauft zu erklären.

Einige hundert Schritte weiter bringen uns zu den Marktgebäuden. Wir müssen diese am Samstag Abend besuchen, um einen Begriff von der Lebhaftigkeit des Verkehrs zu erhalten. Die langen, luftigen Hallen sind dicht gedrängt voll von Leuten, die sich theils ihre Bedürfnisse für den Sonntag verschaffen, theils des Vergnügens wegen durchschlendern. Was Australien an Genießbarem aufzuweisen hat, ist hier so anziehend und verführerisch als möglich ausgestellt. Orangen, Pfirsiche, Apfelsinen und Melonen bilden regelmäßige Pyramiden auf den Ausstelltischen, und über ihnen hängen Guirlanden von Bananen, Ananas und Kokosnüssen. Zierpflanzen, Sämereien aller Art und ganze Berge von Gemüsen bilden den Hintergrund. In andern Buden hängen schwere Ochsenviertel und Hammelskeulen; Geflügel, lebend oder ausgeweidet, wartet des Käufers; auch hat hie und da ein Känguruh oder Wallabi seinen Weg hieher gefunden. Kurz, wir treffen hier eine permanente Produktenausstellung, die, das Mine-

ralreich ausgenommen, alle Erzeugnisse des Landes enthält. Nur ein Umstand tritt störend auf, nämlich die Masse liederlicher Dirnen, die es ehrbaren Frauenzimmern unmöglich machen, nach Sonnenuntergang den Markt zu besuchen. Schwerlich findet sich eine andere Stadt so reich an ehrlosen Dirnen, wie Sydney, und was das Uebel noch größer erscheinen läßt, ist der Umstand, daß sich diese nicht in abgelegenen Quartieren aufhalten, sondern sie besetzen, oder besser, erobern mit zäher Hartnäckigkeit Plätze und Promenaden, die früher dem allgemeinen Publikum angehörten. Bereits haben sie den Hydepark und den Markt im Besitz, und schon längst umschwärmen sie zu Hunderten die Theater und die besuchtesten Straßenecken im Centrum der Stadt. Welch' anderes Loos könnten sich die armseligen Geschöpfe bereiten, wenn sie sich entschließen würden, auf den Stationen im Innern, wo Arbeitskräfte gesucht sind, als Dienstboten einzutreten!

Noch weisen andere Lokalitäten, wie die Werften am Darlinghafen und der schöne Wynyard's-Square mit den angrenzenden großen Kauf- und Waarenhäusern, ein reges Geschäftsleben auf, das sich indessen in ähnlichen Zügen, wie in den schon erwähnten Quartieren, kund gibt.

Ganz anders ist das Aussehen der Stadt am Sonntage. Mit puritanischer Strenge wird, wenigstens äußerlich, der Sabbath gehalten. Die Fenster der zahllosen Kaufläden von den großartigen Magazinen der Juweliere und Stoffhändler in Georgesstreet bis zum ärmlichsten Gemüseladen in der Paramattastraße sind geschlossen und verriegelt. Die weiten Räume der 500 Plätze, in welchen alle erdenklichen Mittel zur Löschung des Durstes ausgeschenkt werden, sind in Dunkel gehüllt, obschon sonderbarer Weise die Gerichtshöfe am Montag immer mehr Delinquenten gegen die Mäßigkeitsgebote zu beurtheilen haben, als an den andern Tagen. Musik, Theater, kurz alle öffentlichen Vergnügen sind untersagt.

Es ist daher merkwürdig stille in den Straßen an einem Sonntag Morgen; erst gegen 11 Uhr, wenn der Gottesdienst in den verschiedenen Kirchen beginnt, bevölkern sich die Straßen, aber nur mit Kirchengängern oder auch mit Solchen, die vermittelst Eisenbahn oder Dampfboot der Langweile der Stadt entfliehen wollen. Doch können wir beim Herumstreifen einige belehrende Blicke in die religiösen Zustände der Bevölkerung Sydney's werfen.

Ein bescheiden aussehender Mann in schwarzer Kleidung hat sich, ein kleines Testament in der Hand, an einer Straßenecke aufgepflanzt und beginnt, sei er auch vor der Hand ganz allein, mit lauter Stimme ein geistliches Lied zu singen. Bald stehen drei oder vier Neugierige still; es bildet sich eine kleine Gemeinde, der nun der Prediger die Glaubenssätze der Sekte, welcher er angehört, beizubringen sucht. Welch' Glück strahlt aus seinen Augen, wenn nach Beendigung der Predigt der eine oder andere Zuhörer ihn über irgendeinen Punkt befragt und Interesse an seinem Vortrage zeigt! Freilich auch erntet der Missionsbeflissene häufig nur Spott und Verachtung ein, wenn nicht selbst körperliche Mißhandlungen die Folgen seiner Bestrebungen sind. Im Hydepark treffen wir jeden Sonntag Nachmittag drei oder vier Geistliche ebensovieler Konfessionen, die häufig von ansehnlichen Menschenmassen umgeben sind. Besonders ein Wesleyaner hielt hie und da treffliche Predigten, während ich mich zum Redner der „Bärtigen" nur hinwandte, um mich zu unterhalten. Diese letztere Sekte verdient nähere Erwähnung, wäre es auch nur, um zu zeigen, welche unsinnige Ideen durch das Studium höherer Dinge in unklaren Köpfen entstehen können.

Wir stehen vor einem mittelhohen Manne, dessen Aussehen und Kleidung in keinem Stücke mit dem gewöhnlichen Habitus geistlicher Personen übereinstimmt. Ein langer, blauer Rock mit gelben Metallknöpfen, eine Weste von gleicher Farbe und braune

Beinkleider bilden seinen Anzug und ein gewöhnlicher grauer Filz sitzt keck auf den langen Haaren. Das Auffallendste an ihm ist sein Bart, ein wahres Prachtexemplar, würdig eines Barbarossa oder Eberhards des Greiners. Wir werden sogleich sehen, welche Rolle dieser Bart zu spielen hat. Neben dem Bartbegabten stehen zwei oder drei andere, gleich bekleidete Männer, die, wenn auch ihr Haarwuchs nicht so simsonartig ist, doch hinlänglich sehen lassen, daß sie Scheere und Rasirmesser verabscheuen. Der Erstgenannte überblickt den Kreis, der sich um ihn gebildet hat, und beginnt dann in klangvollem Basse seine Ansprache. Wie erstaunte ich, als ich ungefähr folgendes Raisonnement zu hören bekam: Der Tod ist die Folge der Sünde. Christus hat alle Folgen der Sünde, also auch den Tod aufgehoben; aber nur für Die, die an ihn glauben. Aber warum sterben denn immer noch die Menschen? Eben weil Niemand daran glaubte, daß auch der Tod durch Christus vernichtet sei. Glaubt also an Das, was ich Euch jetzt verkünde, und Ihr werdet nicht sterben. Da aber der Leib unsterblich ist, sind alle seine Theile heilig; lasset also Scheere und Messer fern von Euren Häuptern sein! (Ich strengte mich mit Hülfe meines Lorgnons heftig an, zu entdecken, wie es sich mit der Länge der Fingernägel des Propheten verhalte, und glaubte bemerken zu können, daß dieselben sauber gestutzt waren.) Die Rede wurde mit zahlreichen Bibelsprüchen belegt, welche einen Sophisten vielleicht auf ähnliche Schlüsse führen könnten. Es schien mir so unglaublich, daß vernünftige Menschen solches Zeug predigen könnten, daß ich den Bärtigen noch zwei- oder dreimal anhörte; aber immer vernahm ich den gleichen Blödsinn. Natürlich ist der Titel „Bärtige" nur als Spottname vom Volke erfunden worden; den wahren Namen der Sekte habe ich nie vernommen. Der Prediger schien zuletzt zu glauben, er habe an mir einen Convertiten gewonnen; mein freilich damals ziemlich reichlicher Bartwuchs mochte ihn auch

zu dieser Annahme verleiten. Er richtete daher schließlich seine ganze Aufmerksamkeit auf mich, was mir aber nicht behagte, weßwegen ich meistens aus der Predigt verschwand. Als ich einige Zeit später in einem kleinen Kaufladen ein Bushel Mais für unser Pferd kaufte, bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß der Verkäufer derselbe Prophet der Bärtigen sei. Er schien mich jedoch nicht zu kennen, und ich verlangte gleichfalls keine nähere Bekanntschaft mit dem Manne zu schließen.

Ich denke, wir sagen der Stadt mit ihren guten und schlimmen Seiten Adieu und schauen uns in der Nachbarschaft um, an den Küsten des herrlichen Hafens oder des unendlichen, offenen Ozeans. Hier werden wir nicht verletzt durch den Anblick menschlicher Laster und Verirrungen; hier ist unser Genuß, der Genuß an der ewig schönen Natur, ein reiner und ungetrübter. — Wohin wenden wir uns zuerst, nach der Nord- oder Südküste des Hafens? Die Nordküste ist offenbar die interessantere, weil sie noch weniger bewohnt ist, also noch urwäldlicher aussieht; diese nehmen wir, um den Genuß progressiv zu haben, nachher. Zwei Straßen führen von der Stadt nach dem Southhead, dem südlichen Felsenpfeiler des Hafeneinganges. Die eine, neuere, zieht sich der Küste entlang, ist also die angenehmere. Die andere liegt mehr landeinwärts und gewährt daher keinen Ueberblick über den Hafen. Um in die letztere zu gelangen, überschreiten wir den Hydepark, bis wir in seine südöstliche Ecke kommen. Wir haben dann zu linker Hand, d. h. nördlich, die große Vorstadt Wooloomooloo, die sich hier bis zu der ebenso weitläufigen Vorstadt Paddington ausdehnt. Eine Häuserreihe nach der andern, oft mit stattlichen Gebäuden, oft aber auch mit einstöckigen Holzhütten, lassen wir hinter uns; endlich lichten sich die Häusermassen und offenes Land, Gestrüppe und magere Weiden auf weißem Sandboden nehmen immer mehr Raum ein. Bald zeigt sich eine langgestreckte Hügelreihe von blendendem

Weiß. Wären wir nicht in einem Lande, in welchem Schnee in der Ebene eine unbekannte Erscheinung ist, so würden wir offenbar Schneehügel vor uns zu sehen wähnen. Beim Nähertreten bemerken wir, daß die ganze Masse aus dem weißen Quarzsande besteht, welcher den größten Theil der Umgegend von Sydney bedeckt und erst weiter landeinwärts einem rothen Thonboden weicht. Am Fuße dieser Hügel, denen der Name Surreyhügel gegeben worden, liegen die Kasernen des in Sydney stationirten Regimentes. Wo sich die Straße etwas nordwärts wendet, wird die Gegend anziehender. Rechts in der Vertiefung erstreckt sich ein wildes Gestrüppe bis an die Küste des offnen Ozeans; vor uns liegt Waverley, ein freundliches Dorf mit hübschen Landhäusern und einer besuchten Gartenwirthschaft. Wir müssen uns hier einen Augenblick von der Straße entfernen, um einen Weg links gegen den Hafen einzuschlagen. Cooper's Gully, eine wild romantische Schlucht, öffnet sich vor uns. Wer sich von der wirklich reichen Vegetation der Umgegend von Sydney einen Begriff machen will, ohne allzu tief in den Busch dringen zu müssen, findet hier genügende Gelegenheit dazu. Unter der Unmasse der Leptospermen, Banksien, Grevilleen und Casuarinen breiten zahllose Leguminosen ihre rothen und gelben Blüthen aus. Liebliche Epacrideen bedecken die feuchtern Plätze, und der Grasbaum, sonst um Sydney ein niedriges Gewächs, treibt hier einen 6 bis 8 Fuß hohen Stamm, der sich häufig gabelt. Sogar einzelne, freilich nicht sehr hohe, Farrnbäume strecken ihre zarten Wedel unter dem Schutze der Gummibäume über den Bach, und Bignonien und Smilaxarten hängen in zierlichen Guirlanden darüberhin. Eine Menge von Zamien (Microzamia spiralis) bilden, besonders wenn sie mit ihren kopfgroßen, orangefarbenen Fruchtzapfen bedeckt sind, eine ausgezeichnete Zierde dieses Gebüsches. Es ist rathsam, nur mit Vorsicht in dieses Gestrüppe zu dringen; denn zahlreiche

Schlangen, worunter manche giftige Arten, liegen im Grase oder sonnen sich auf den Felsplatten. Die gefährliche schwarze Schlange (Pseudonaja nuchalis), die ebenso gefürchtete Peitschenschlange (engl. wip snake, Diemansia reticulata) und andere Arten sind hier nicht selten und bergen tödtliches Gift in ihren Fangzähnen.

Nach Waverley zurückgekehrt, steigen wir einen Abhang, der dicht mit Gebüsch, wohl auch mit höhern Bäumen bedeckt ist, hinunter und gelangen in ein flaches Thal, das großentheils von weiten Sümpfen eingenommen wird. Diese Sümpfe reichen von Botanybai bis nahe an Port Jackson und wachsen häufig nach den Frühlings- und Herbstregen dermaßen an, daß die Straße auf mehrere hundert Schritte unter Wasser steht. Wer nicht gerne durchwatet, kann sich längs der Querstangen der Einzäunung auf beiden Seiten der Straße vorwärts schieben. Bald haben wir wieder festen Grund unter uns; die Straße ersteigt den Höhenzug, der sich hart der Küste entlang zieht, und dessen Abstürze gegen den Ozean die hohen Sandsteinfelsen der Küste bilden. Ein schöner Leuchtthurm ladet uns ein, von seiner Spitze das weite Panorama zu übersehen. Die Mühe, etwa 200 Stufen zu ersteigen, wird durch den herrlichen Anblick von Meer, Hafen, Land und Stadt reichlich entschädigt. Nur im Westen begrenzt die einförmige Linie der Blauen Berge die Aussicht; sonst vermischt sich in weiter Ferne der Himmel unmerkbar mit der duftigen Landschaft oder dem blauen Meere. Die Felsen an der Küste fallen hier, wie erwähnt, 200 Fuß tief senkrecht in's Meer ab; an einer Stelle bildet ein tiefer Riß oder Einschnitt, Gap genannt, eine schauerliche kleine Bucht, in welcher die Brandung fortwährend tobt. Hier liegt in der Tiefe das Schiff Duncan Dunbar, das im Jahr 1856 zu Grunde ging, indem der Kapitän in einer pechfinstern, stürmischen Nacht das Gap für die Einfahrt in den Hafen hielt. Von 150 Menschen, die auf dem Schiffe waren, kam ein einziger Matrose mit dem

Leben davon, indem eine Welle ihn auf ein Felsenband warf, wo er sich halten konnte, bis man ihn am nächsten Morgen aus seiner schrecklichen Lage befreite. Dieser Schiffbruch, in Beziehung auf den Verlust an Menschenleben der bedeutendste, der je in Neusüdwales stattfand, lebt immer noch lebhaft im Gedächtnisse der Bewohner Sydney's. Es gibt kaum einen großartigern Anblick, als den der Brandung am Gap nach einem heftigen Oststurm. Die Wellen zerschellen mit donnerartigem Brüllen an den starken Felsen und werfen ihren Sprühregen bis zum Standpunkte des Beobachters empor. Wenige hundert Schritte nördlich vom Gap steigt das Southhead, eine zerrissene, beständig von den Wogen gepeitschte Felsmasse, aus dem Meere empor. Etwas mehr als eine Meile davon entfernt blickt Northhead herüber, und zwischen beiden rollt die See in den Port Jackson, ein würdiger Eingang zu einem der großartigsten Hafen der Welt.

Der Weg von Sydney bis zum Southhead beträgt nicht viel über sieben Meilen; wir haben also noch Zeit und Kräfte genug, um auf der neuen Straße nach der Stadt zurückzukehren. Gerade südlich vom Southhead liegt an der lieblichen Watsonsbai ein Dorf, das jetzt ein Lieblingsplatz der Bewohner Sydney's geworden ist. An Sonn- und Festtagen ziehen Hunderte hinaus, freilich die Wenigsten zu Fuß, wie wir es eben thun (denn die Australier sind geringe Freunde von Fußtouren), sondern zu Pferd, in Fuhrwerken aller Art und besonders mit den kleinen Dampfbooten, die an Wochentagen den Platz zweimal, Sonntags aber je nach Bedürfniß mehrmals besuchen. An großen Festtagen, z. B. am Boxing-Day und am Geburtstag der Königin u. s. w., strömt halb Sydney nach Watsonsbai hinaus. Die Leute füllen die Wirthshäuser oder lagern sich an malerischen Stellen um die mitgebrachten Mundvorräthe; sie stehen in langen Reihen auf den Klippen, um die ankommenden und abgehenden Schiffe zu betrachten, oder

sie besuchen die Menagerie; denn auch eine solche hat ein unternehmender Gasthofbesitzer gegründet. An die Watsonsbai stößt die kleine Vauclusebai, ein durch Natur und Kunst reizend gewordener Fleck, wo eine der geschmackvollsten Villen, die um Sydney zu finden sind, zwischen üppigen Gärten hervorschaut. Längs eines waldbedeckten Hügels steigen wir zur Rosebai hinunter. Bis dahin hat die Südküste vom Eingange des Hafens an gerechnet eine südliche Richtung; jetzt zieht sie sich direkte nach Westen gegen die Stadt zu. Rosebai ist eine ansehnliche, halbrunde Bucht mit breitem, sandigem Strande. Die Straße läuft hart am Meere entlang, aus welchem in geringer Entfernung die kleine, felsige Haifischinsel (Shark's Island) steigt. Unweit dieser Insel liegt gegen die Nordküste zu ein rothes Schiff vor Anker, zur Bezeichnung einer Sandbank, die den eigenthümlichen Namen Sau und Ferkel (sow and pigs) führt. Die Bank ist jetzt nicht gefährlich, da sie den Schiffen Fahrwasser genug frei läßt, um bei nicht günstigem Winde zu laviren. Ein breites Vorgebirge, das mit einigen prächtigen, in Anlagen versteckten, Landhäusern bedeckt ist, trennt Rosebai von der lieblichen Doublebai, an welcher sich ebenfalls einige Kolonisten hübsche Villen gebaut haben. Die nun folgende Rushcuttersbai (zu deutsch die Bai der Binsenmäher) ist die mindest schöne im ganzen Hafen, indem sie großentheils von sumpfigen Ufern eingefaßt ist. Sie befindet sich daher noch bereits in ihrem Urzustande; nur hie und da erblicken wir am Gestade eine patriarchalisch einfache Fischerhütte. Kaum haben wir die Bai hinter uns, so steigt die Straße steil empor, und, oben am Hügel angelangt, sind wir, in schneidendem Gegensatze zu der einsamen Rushcuttersbai, mitten unter stattlichen Häusern und reichen Landsitzen. Die Ortschaft (man darf sie eine Vorstadt von Sydney heißen) trägt den Namen Darlinghurst. Noch trennt uns ein Thal von Sydney, aber ein Thal voller Leben und Regsamkeit, ausgefüllt von der Vorstadt

Wooloomooloo, die sich im Norden bis an die gleichnamige Bai erstreckt. Diese Bai hatte bis zum Jahr 1863 im Süden flache Sumpfufer, an denen jede Ebbe einen breiten, die Luft verpestenden Schlammgürtel entblöste. Jetzt rahmt das Süduser der Bai ein prächtiger Quai ein, der in kurzer Zeit mit Schiffen jeder Größe belebt sein wird, besonders wenn eine projektirte Eisenbahnverbindung mit dem Bahnhofe zu Stande kommen wird. Wooloomooloo lehnt sich, wie erwähnt, im Westen an die Hügelreihe, auf welcher der Hydepark und die Domaine liegen, und somit würde hier unser Spaziergang längs der Südküste des Hafens beendigt sein.

Um die Nordküste zu besuchen, fahren wir in wenigen Minuten mit einem der kleinen Dampfer, die den Hafen jeden Augenblick kreuzen, oder mit einem Boote, nach St. Leonhard, einer ziemlich ansehnlichen Vorstadt nördlich von Sydney. Das Land steigt unmittelbar vom Ufer an und bleibt dann bis zur Küste des offnen Ozeans 150 bis 200 Fuß über dem Meeresspiegel. Es hat wegen dieser hohen Lage den großen Vortheil vor der Südküste, daß man an manchen Punkten reizende Aussichten auf die Stadt und die Baien am Südufer genießt. Leider führt der einzige Weg längs der Nordküste nicht nahe genug dem Meere entlang, um uns zu erlauben, einen Einblick auf die zahlreichen Buchten auf dieser Seite zu gewinnen. Wollen wir dies thun, so müssen wir auf schwierig zu findenden Waldpfaden an's Ufer hinuntersteigen oder, was ungleich bequemer ist, die Bildung der Küste vom Verdeck eines Dampfers aus studiren. Haben wir St. Leonhard hinter uns, so folgen noch einige zerstreute Ansiedlungen am Wege; dann aber betreten wir ungestörten Urwald, in welchem wir uns eine beliebige Anzahl von Meilen von Sydney wegversetzt denken können. Auf den Wald folgt dichtes Gestrüpp, scrub, wie es der Kolonist nennt; hier wird es besonders durch eine Masse von Angophoren, sechs bis acht Fuß hohen Büschen, die zu der Familie

der Myrtengewächse gehören, gebildet. Im Oktober, dem australischen Frühlinge, bedecken sich diese Sträucher mit großen Büscheln von Blüthen. Kommen wir an einem schönen Morgen, etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang, wann der Thau bereits verschwunden ist, hieher, so überrascht uns das außerordentlich reiche Insektenleben auf der Masse der Blüthen. Wir finden in manchen Jahren nicht einen Blüthenstrauß, auf dem sich nicht Käfer, Fliegen und Schmetterlinge herumtreiben. Besonders die erstern funkeln und glänzen in herrlichen Farben. Langgestreckte Prachtkäfer (Buprestidæ), bunte, plumpe Schizorhinen, die den europäischen Maikäfern an Form ähnlich sind, sie aber an Farbenglanz weit übertreffen, zolllange und eben so breite Goldkäfer (Anoplognathus), schlankleibige Bockkäfer, (besonders Stenocorus-Arten), eine Masse Rüsselkäfer, die sich bald durch Farbenschimmer, wie Chrysolopus spectabilis, bald durch sonderbare Auswüchse und Stacheln, wie der äußerst häufige Acantholophus cristatus, bemerkbar machen, — diese und noch viele andere treiben sich geschäftig umher und genießen den Honig der Myrtenblüthen zum Frühstück. Die Käfer treten in Australien in viel schönern und interessantern Formen auf, als die Schmetterlinge, von welchen einzig einige Segler (z. B. Papilio Erechtheus) und manche Nachtfalter in bunten Farben prangen. Auffallend ist das häufige Vorkommen unsers europäischen Distelfalters (Vanessa Cardui).

Die erste größere Einbuchtung, die wir auf unserm Wege nach dem Northhead treffen, ist Neutralhafen. Hier steht auf der Kiribillyspitze, einem kleinen Vorgebirge, das gleichnamige Fort, dem Fort Macquarie an der Südküste gegenüber, und zwischen beiden nimmt die ganze Fläche der kleinen Felseninsel Pinchgut das Fort Denison ein. So hübsch sich diese Befestigungen ausnehmen, so ungenügend sollen sie nach dem Urtheile von Sachkun-

digen zu einer wirksamen Vertheidigung der Stadt sein. Wenn immer daher England sich in einen Krieg einzulassen droht, fürchten die Australier, und zwar mit Ursache, für ihre Stadt. So kamen bei Anlaß der letzten Zwistigkeiten zwischen England und den Vereinigten Staaten die sinnreichsten Pläne, wie die Stadt gegen eine feindliche Flotte zu schützen sei, zu Tage. Die Einen wollten den Hafen bei den Heads mit einer Kette, an der eine Masse von Höllenmaschinen hängen, schließen und dafür einen leicht zu vertheidigenden Kanal von Manly-Beach an der Nordküste des Hafens bis zum offnen Meere graben. Andere erklärten sich für einen Kanal von Botanybai nach der Stadt, der natürlich zu beiden Seiten mit Festungswerken versehen werden sollte.

Auf Neutralhafen folgt Shellharbour (Muschelhafen), eine allerliebste kleine Bucht, ganz im Naturzustande, Sirius-Cove, deren innerer Winkel Moßmannsbai heißt und daneben Little Siriusbai. In die Moßmannsbai ergießt sich ein Bach, der unweit seiner Mündung mehrere hübsche Fälle bildet, d. h. wenn er Wasser hat. Jetzt hat ein reicher Kolonist hier eine herrliche Villa mit reizenden Anlagen gebaut, wobei er den, leider in Australien seltenen guten Geschmack bewies, daß er, wo immer thunlich, schöne Baumgruppen und Waldpartieen unangetastet ließ und sie nur durch bequeme Wege besuchbar machte. Sonst fängt man hier zu Lande die Anlage eines Gartens meistens damit an, daß man den Wald mit Stumpf und Stiel ausrottet, und dann mit vieler Mühe ausländische Bäume, die gewöhnlich lange nicht so schön sind, wie die einheimischen, anpflanzt.

Unsere Nordküste ist hier merkwürdig zerrissen und zeigt förmliche Fiordbildung. So dringt ein Arm des alsbald zu erwähnenden Mittelhafens (Middle Harbour) von Norden her bis auf eine halbe Meile gegen die Moßmannsbai vor und verwandelt so den östlichen Theil der Nordküste in eine Halbinsel, die in ihrer

Form und Auszackung einige Aehnlichkeit mit der Insel Rügen hat. Diese Halbinsel ist noch bereits unbewohnt, hingegen mit den reizendsten Blumen Australiens geziert. Außer der prächtigen Waratah (Telopea speciosissima), deren faustgroße, scharlachrothe Blüthenmassen hie und da durch das Grün des Dickichts schimmern, erscheinen hier besonders schön mehrere Rautengewächse (Boronia, Eriostemon etc.), bei welchen die Zierlichkeit der Blattformen mit dem Glanze der Farben der Blüthen wetteifert. Gehen wir rechts etwas vom Wege ab, so gelangen wir bei einer wilden Felspartie zu einem Punkte, von dem aus man eine der anziehendsten Aussichten, die in Australien zu treffen sind, genießt. Gerade vor uns öffnet sich gegen Osten das Felsenthor des Hafens; links blicken einzelne Partien des Mittelhafens, wie ebenso viele blaue Seen, aus den überall bewaldeten Ufern herauf; südlich dehnt sich Port Jackson mit seiner Südküste und einem Theile der Stadt aus; der Westen und Norden ist, soweit das Auge reichen kann, ein Gewirr von größern und kleinern Hügeln, die alle wenig oder gar nicht von Menschenfleiß berührt worden sind.

Ein ordentlicher Weg führt uns von hier nordwärts zum Mittelhafen, an dessen Küste wir von dem Tafellande in steilen Windungen hinuntersteigen. Der Mittelhafen, die größte Bucht des Port Jackson, öffnet sich, kaum $^3/_4$ Meilen breit, gerade westlich von den beiden Heads und zieht sich in direkter Linie über 6 Meilen lang in nordwestlicher Richtung in das Land hinein. Seine Ufer sind im Ganzen sehr anziehend. Die Bewohner von Sydney vergleichen ihn, obschon etwas unpassend, mit dem Rheine; denn der Hauptschmuck des Rheines, seine Burgen, fehlen hier; auch sind die Hügel am Ufer selten felsig, sondern gewöhnlich dicht bewaldet. In frühern Zeiten ein Lieblingsversteck schlechten Gesindels, das von hier aus Sydney brandschatzte, ist der Hafen jetzt noch fast unbekannt und wird höchstens ein paar Mal des Jahres

von einem kleinen Dampfer, der zu einer Lustpartie gemiethet wurde, befahren. Da, wo wir seine Ufer betreten, erstreckt sich eine weiße Sandbank, spit genannt, von einem Ufer scheinbar bis zum andern. Als ich den Weg zum ersten Male machte, glaubte ich wirklich, eine förmliche Sandbrücke von einer halben Meile Länge vor mir zu sehen, und watete also durch den Sand dem andern Ufer zu. Allein jenseits trennt ein tiefes Fahrwasser den Spit vom Festlande. Die Rückreise über den Sand wurde mir erspart, indem ein Schiffer, der mit einem schrecklich hinfälligen Boote hier Fährdienste verrichtet, mich bemerkt hatte und abholte.

Das Land steigt am Nordostufer des Mittelhafens zu bedeutender Höhe empor, bis wir wieder ein mit Gestrüppe und Wald bedecktes Tafelland, das den Mittel- vom Nordhafen trennt, erreichen. Hier kreuzen sich verschiedene Wege, obschon man weit und breit kein Haus entdecken kann, nach welchem sie führen könnten. Auf der Karte findet sich freilich in der Nordwestecke des Nordhafens die Stadt (township) Bulgowlah; als ich diese Ortschaft endlich fand, sah ich, daß sie nur aus zwei schlechten Häusern besteht, indem die Nähe von Manly-Beach hier keine Ortschaft aufkommen läßt. Hingegen entdeckte ich während meiner Bemühungen, Bulgowlah zu finden, eine reizende Schlucht, in welcher sich ein ziemlich ansehnlicher Bach über breite und hohe Felsenterrassen in's Meer stürzt.

Der Nordhafen, jetzt besser unter dem Namen Manly-Beach bekannt, erstreckt sich westlich vom Nordhead etwas über eine Meile weit in's Land hinein. Den jetzigen Namen Manly-Beach (männlicher Strand) erhielt die Küste wegen des tapfern Widerstandes, den der früher hier hausende Stamm der Eingebornen den Weißen entgegensetzte. Die Schwarzen sind schon längst bis auf den letzten Mann verschwunden; dagegen liegt an der Nordwestecke der Bai ein ansehnliches Dorf, das jetzt der beliebteste Vergnügungsplatz der Sydneyiten geworden ist. Der Ort liegt an einem ebenen,

sandigen Strande auf einer Landenge, indem man kaum eine halbe Meile zu wandern hat, bis man zu der Bajä-Bucht am offenen Ozeane gelangt. Hier rollen die langen Wellen des Stillen Meeres auf eine flache Sandküste, längs welcher ein lieblicher Weg, anfangs eben, dann über hübsche Felspartien nach der Feenlaube (Fairy Bower) führt. Dies ist eine Gartenwirthschaft in einem reizenden, versteckten Winkel am Ozeane, rings umgeben von Fels und Wald. Der übrige Theil der Halbinsel bis zum Nordhead ist der Quarantaine-Grund, wo Diejenigen, welche mit ansteckenden Krankheiten behaftet ankommen, bis zu ihrer Genesung oder bis zum Tode verpflegt werden — ein unheimlicher Ort, der zu dem heitern, lebenslustigen Manly-Beach in schroffem Kontraste steht.

Ein einförmiger Waldweg führt von Manly-Beach nordwärts bis zur Brokenbai. Wenige zerstreute Niederlassungen unterbrechen das monotone Gestrüppe. Sechs Meilen von Manly gelangt man an die große Narabeen-Lagune, eine über drei Meilen tiefe und eine halbe Meile breite Bucht. Statt sie zu umgehen, können wir sie durchwaten; aber man hat sich, bevor man dies unternimmt, nach der genauen Ebbezeit zu erkundigen; sonst könnte das Experiment schlimm ausfallen. Nach weitern vier Meilen einförmigen Marsches glänzt vor uns der Spiegel eines großen Wasserbeckens; es ist Pitt-Water, der südliche Arm von Brokenbai, einer Bucht, die ihren Namen mit Recht nach ihrer sonderbaren ausgezackten Gestalt trägt. Obgleich schon von Cook entdeckt, blieb die Bai bis auf den heutigen Tag fast unbekannt und ihre Küsten unbewohnt. Erst seit einigen Jahren fängt man an, gelegentlich von Sydney aus Spazierfahrten per Dampfer nach diesem Gewässer zu unternehmen, indem wirklich die an manchen Orten felsigen Küsten hübsche Partien bilden. Die Bai hat am Eingange die imposante Breite von 2½ Meilen und erstreckt sich in gerader Richtung über 12 Meilen nach Westen, bis sie in den Hawkesburyfluß

übergeht. Gleich am Anfange schickt sie zwei große Arme nach Norden und Süden aus; der südliche ist das erwähnte Pittwasser, der nördliche das etwa sieben Meilen lange, in eine Masse von Buchten gespaltene Brisbanewasser; die ganze Breite des Wasserspiegels vom Nordende dieser Bai bis zur Südspitze von Pittwasser beträgt nicht weniger als 16 Meilen. Mehrere ansehnliche Inseln, darunter Long-Island mit zwei Meilen Länge, erhöhen den malerischen Eindruck des schönen Wasserbeckens. Dieser prachtvolle Hafen bietet leider gegen mehrere Winde keinen Schutz; daher blieb er fast unbeachtet; nur kleine Schooner besuchen ihn hie und da, um Holz zu schlagen und Austern zu sammeln, und die am Nordufer des Brisbanewassers angelegte Stadt Ost-Gosford bleibt, wie so mancher künstlich angelegte Ort, nominell, d. h. aus wenigen Hütten bestehend.

Der Hawkesbury, der sich in das Westende der Brokenbai ergießt, ist einer der interessantesten Ströme von Neusüdwales. Man nimmt jetzt allgemein als seinen Quellfluß den Wollondilly an, der auf dem Plateau von Goulburn entspringt. Nachdem dieser durch mehrere Nebenflüsse aus den Blauen Bergen und der Küstenkette von Illawarra verstärkt worden ist, nimmt er den Namen Nepean an. Dieser empfängt neue Zuflüsse, namentlich den Grose, und heißt nun Hawkesbury. Er fließt tief und breit bei Penrith und Windsor vorbei nach Norden und verursacht, wie die meisten australischen Ströme, hie und da verheerende Ueberschwemmungen. Bei Windsor ist er, noch 140 Meilen vor seiner Mündung, bereits für kleine Dampfboote schiffbar, und schon wiederholt fuhren solche Fahrzeuge von Sydney durch die Brokenbai bis nach obiger Stadt, die in direktem Abstande 35 Meilen von Port Jackson entfernt ist. Der Strom behält seine nördliche Richtung, bis er den Colo und Macdonald, seine größten Zuflüsse aus den Blauen Bergen, empfängt; dann wendet er sich plötzlich östlich

und erreicht nach manchen Windungen die Brokenbai. Nach Wilkins *) bewässert der 330 Meilen lange Strom ein Gebiet von 8700 Quadratmeilen (engl.); er ist somit einer der größten Flüsse, die an der Ostküste Australiens münden. Eine Fahrt auf diesem hübschen Strome gehört zu den genußreichsten Exkursionen, die um Sydney zu machen sind. Die Ufer sind häufig sehr malerisch, besonders an einer Stelle einige Meilen unter Windsor, wo der Fluß einen förmlichen Engpaß zwischen senkrechten Sandsteinfelsen durchströmt. Schon oberhalb der Mündung des Colo fängt das Wasser an, salzig zu werden, und wir mußten es mit Citronensaft vermischen, um es trinkbar zu machen, wenn wir kein anderes fanden. Die Ufer sind sehr dürftig bevölkert; nur hie und da zeigt sich eine Farm zwischen duftenden Orangengärten. Sehr hübsch ist die Szenerie an der Mündung des Colo. Der Hauptstrom dehnt sich hier zwischen anmuthigen Hügeln zu einer Breite von einer halben Meile aus; der Colo ist ebenfalls ein ansehnliches, aber wenig tiefes Gewässer, das wir mit unserm ziemlich tief gehenden Boote nur etwa fünf Meilen aufwärts befahren konnten und dann noch häufig unterwegs aufsaßen. Auf der Halbinsel zwischen Haupt- und Nebenfluß liegen einsam eine hölzerne Kapelle und eine Farm. Die Ufer des Colo sind ausnehmend wild; zackige Felsmassen, die hie und da Höhlen bilden, überragen überall den Wald, der fast ununterbrochen die beiden Ufer umsäumt. Zahlreiche Vögel, wie Reiher, Enten, Taucher, Papageien, auch mehrere hübsche Bienenfresser (Merops ornatus) wurden unsere Beute und wanderten theils in unsern Fleischtopf, theils vermehrten sie unsere ornithologischen Sammlungen. Die Zeit erlaubte uns leider nicht bei unserer Rückkehr den Grosefluß zu untersuchen. Seine Uferlandschaften sind äußerst wild und großartig, und an

*) Geography of New South Wales, by W. Wilkins. Sydney 1863.

mehrern Orten steigen Felsmassen in den verschiedensten Formen bis 300 Fuß über den Wasserspiegel. Würde der Zutritt zu seinem Thale zugänglich gemacht werden, so würde der Grosefluß eines der beliebtesten Ziele für australische Touristen werden.

Ein dritter Ausflug bleibt uns noch zu machen übrig, nämlich nach dem Theile von Port Jackson westlich von der Stadt. Es läuft keine Straße längs des Ufers; wir benutzen also eines der kleinen Dampfboote, welche die Fahrt nach Paramatta täglich mehrmals machen. Es ist bereits bemerkt worden, daß Sydney im Westen von dem Darlinghafen, von dem sich die breite Johnstonsbai abzweigt, begrenzt wird. An der letztern Bai dehnt sich die bedeutende Vorstadt Balmain mit manchen hübschen Gebäuden und einigen stattlichen Kirchen aus. Vor der Halbinsel, auf welcher Balmain liegt, sehen wir die kleine Ziegeninsel, einen Felsen, auf dem ein Pulvermagazin steht. Nochmals sendet Port Jackson westlich von Balmain zwei lange Arme nach Norden und Süden aus; der nördliche, Lane-Cove genannt, erstreckt sich stromartig, schmal und gewunden manche Meilen weit nach Nordwesten hinauf, bis er in einen kleinen Bach endet; die südliche Bai, Long-Cove, trennt Balmain von der westlich davon gelegenen Halbinsel Five Dock Farm. Zwei kleine Inseln liegen vor dieser Bucht; die eine ist die berüchtigte Kakaduinsel, das Zuchthaus für die schlimmsten Sträflinge; die andere hat ihren Namen Brilleninsel (Spectacle Island) von ihrer Form erhalten, indem sie aus zwei waldigen Hügeln, die durch eine schmale Felsbarre verbunden sind, besteht. Hier mündet der Paramattafluß, der ½ bis eine Meile Breite hat und hie und da, besonders nach Süden, tiefe Buchten aussendet. Natürlich ist sein Wasser salzig; die Fluth steigt bis zu der Stadt Paramatta und würde noch höher hinaufkommen, wenn ihr nicht bei dieser Stadt durch einen breiten Damm ein Ziel gesetzt würde. Die Nordufer des Stromes sind sehr anmuthig,

hüglig und fruchtbar; ja der Distrikt Hunter's Hill, der hier liegt, ist der eigentliche Gemüse- und Fruchtgarten von Sydney. Die südlichen Ufer hingegen sind sumpfig und daher wenig bewohnt; nur selten unterbricht eine kleine Rindenhütte den Wald von Casuarinen und Melaleucen.

Meine Schilderung der Umgegend von Sydney würde unvollständig sein, wollte ich nicht auch die Botanybai, diesen in Europa am besten bekannten Ort, in dieselbe einschließen. Der fünf Meilen weite Weg bis zum Nordufer der Bai ist so ziemlich der undankbarste Spaziergang in der Nähe von Sydney. Eine Straße führt zuerst durch die weitläufige Vorstadt Redfern; dann zeigen sich rechts und links Sandhügel mit höchst spärlicher Vegetation; darauf folgen Sümpfe, deren schwarzer Boden nur den Botaniker mit ihrer Häßlichkeit aussöhnen kann, und schließlich theilen sich Sand und Sumpf brüderlich in das Gebiet. Nur hat sich der Sand besonders die Straße, auf welcher er zur Qual des Reisenden fußtief liegt, vorbehalten. Da also der Weg keineswegs einladend ist, wollen wir einen kleinen Umweg, der uns durch interessantere Gegenden führt, nicht scheuen und uns mehr der Küste zu halten. Wir gelangen so, anfangs ebenfalls durch einförmiges Gestrüppe, zu einem großen Wasserbassin, das Sydney in trocknen Jahren, wenn die Wasserwerke an der Botanybai nicht genug Wasser liefern können, mit dem nöthigen Quantum versehen muß. In sumpfigem Thalgrunde liegt der Racecours, auf dem alljährlich große Wettrennen abgehalten werden. Die sehr gut unterhaltene Straße ersteigt nun die schon erwähnte Hügelkette, die sich längs der Küste hinzieht. In halber Höhe hat eine wohlthätige Hand den Jakobsbrunnen, eine frische Quelle mit gutem Wasser, in ein hübsches, steinernes Becken eingefaßt — eine seltene Erscheinung in Australien. Oben angelangt, überrascht uns das stattliche Aussehen des rasch aufblühenden Dorfes Randwick; unter

uns erblicken wir eine felsumgürtete Bucht, an der das Dorf Coogee, ein höchst anmuthiger Platz, liegt. Haben wir die Zeit der Ebbe und Fluth wohl im Gedächtnisse, und ist die See ganz ruhig, so können wir von Coogee aus ein gutes Stück weit längs des Meeres, dem Fuße der senkrechten Klippen entlang, weiter wandern. Der Anblick der wilden, sturmzerrissenen Felspartien, und noch mehr das reiche Thier- und Pflanzenleben in den vielen, von Steinblöcken umgebenen Tümpeln belohnt die Mühe der etwas vorsichtig zu unternehmenden Wanderung mehr als hinlänglich. Durch einen Riß der Felsen steigen wir wieder in die Höhe; bald sehen wir unter uns die Longbai, eine reizende kleine Bucht, von der üppigsten Vegetation, die durch hohe Felswände vor den rauhen Seewinden geschützt wird, eingefaßt. Die Anmuth der Szenerie veranlaßt uns, nochmals hinunterzusteigen und unsere Augen an den pittoresken Felsen, dem muschelbedeckten, weißen Strande, an dem das blaue Wasser spielt, und dem dahinter liegenden prächtigen Walde zu erlaben. Indem wir südwärts längs der Küste schreiten, zwingt uns bald ein anderer Anblick, Halt zu machen. Wir stehen an der Nordküste der Botanybai; in kurzer Entfernung östlich erhebt sich trotzig die Felsmasse des Cap Banks und ihm gegenüber, etwas über eine Meile entfernt, Cap Solander, die zwei Eintrittspfeiler zu der berühmten Bai.

Wir stehen hier auf dem klassischen Boden Australiens. Versetzen wir uns um 90 Jahre zurück, so sehen wir hier zwei stolze Schiffe in die einsame Bai, die bis dahin nur die Rindenkanoes der Wilden befuhren, segeln. Die Schiffe tragen den größten Seefahrer seines Jahrhunderts, Cook; sie setzen zwei eifrige Forscher, Banks und Solander, an den waldigen Strand, und diese, entzückt über die sonderbare Flora der Gegend, geben der Bucht den Namen Botanybai. Wenige Jahre später erscheinen zwei andere Schiffe; auch diese tragen einen berühmteu Seefahrer, La

Perouse, der hier landete, um sich zur Fortsetzung seiner Fahrt, der letzten, die er machte, zu stärken. Eine einfache Messingplatte, die in einen Felsen unweit Cap Banks eingefügt ist, erinnert an den verschollenen Seefahrer und seine Gefährten. Seit den Zeiten von Cook und La Perouse war Botanybai in den Augen Europa's ein Ort des Schreckens, wo verworfene Menschen, von der Gesellschaft ausgestoßen, unter der Obhut strenger Wächter ihre traurigen Tage zubringen. Botanybai wurde aber bekanntermaßen, da der Hafen nicht sicher genug ist, niemals kolonisirt, sondern alsbald zu Gunsten des nahen Port Jackson verlassen. Die Bai ist heute noch fast so einsam, wie sie es zur Zeit ihrer Entdeckung war; außer einem kleinen Fischerdorfe an der Nordwestecke und wenigen zerstreuten Gebäuden treffen wir keine Spuren menschlichen Fleißes.

Unähnlich der langgestreckten und ausgezackten Form der Brokenbai und des Port Jackson ist die Botanybai fast kreisrund. Ihre Tiefe beträgt sechs Meilen und ihre Breite fast ebenso viel. Die Nord- und Westküste sind ganz ohne jene zahlreichen Buchten und Vorgebirge, welche den zwei nordwärts liegenden Baien eine so große Mannigfaltigkeit verleihen; nur die Südküste, in die sich der breite Georgesfluß ergießt, zeigt nicht unbedeutende Gliederung. Da zudem das umliegende Land ganz eben und theils sandig, theils sumpfig ist, so steht die Botanybai den zwei bereits beschriebenen Hafen an landschaftlicher Schönheit weit nach.

Wenden wir uns von Cap Banks längs der Nordküste westwärts, so bietet uns der breite, sandige Strand einen guten Weg, bis wir zu großen Gartenanlagen gelangen, zwischen denen das stattliche Sir Joseph Banks' Hotel hervorblickt. Dies ist ein anderer Lieblingsplatz der Bewohner Sydney's, obschon die Gegend ringsum höchst einförmig ist. Der Besitzer des Hotels hat auch eine Menagerie angelegt, die außer den gewöhnlichen Schauthieren viele interessante einheimische Säugethiere enthält. Ob aber

diese Menagerie die größte auf der südlichen Halbkugel, wie sie auf den Anschlagzetteln genannt wird, sei, ist zu bezweifeln.

Gehen wir weiter, so treffen wir gewiß am Strande eine Bande Eingeborner, die letzten Ueberreste des einst zahlreichen und mächtigen Botanybai-Stammes. Es sind armselige, harmlose Geschöpfe, die ihr Leben mit Fischen und Betteln fristen. Wir können sicher sein, daß Einige von ihnen, wenn sie uns bemerken, auf uns losstürzen und sich anerbieten, einen Corrobory oder Kriegstanz gegen einige Pence aufzuführen. Da uns aber ein Kriegstanz dieser heruntergekommenen Wilden als ein wahrer Hohn auf die Menschheit erscheint, so drücken wir einem häßlichen Kerl ein paar Kupferstücke in die Hand und entziehen uns schleunigst seiner nicht sehr aromatischen Gegenwart.

Große Sümpfe und Teiche, aus denen Sydney mit Trinkwasser versehen wird, zwingen uns, landeinwärts einen Weg nach dem Cookflusse zu suchen. Dieser Fluß entspringt wenige Meilen östlich von Paramatta und hatte in Folge der weit hinaufsteigenden Fluth fast bis zur Quelle salziges Wasser, bis man zwei Meilen von seiner Mündung beim Städtchen Cooksriver das Meerwasser vermittelst eines Dammes abhielt, weiter vorzudringen.

Als ich zum ersten Male diese Gegend besuchte, stieß ich auf das oben erwähnte Fischerdorf an der Mündung des Flusses. Ein Mann war eben beschäftigt, ein Boot in's Wasser zu stoßen, um quer über die Bai nach dem Georgesflusse zu segeln. Ich hatte an der Nordküste schlechte Geschäfte gemacht; an Pflanzen fand ich nur gewöhnliche Arten, und Muscheln, wegen deren ich hieher gekommen war, fehlten fast gänzlich. Trotz ihres Namens sind die Ufer der Bai nicht reich an hübschen Pflanzen; hätten Banks und Solander die Nordküste von Port Jackson oder Port Stephens untersucht, sie hätten mehr Ursache gefunden, einer dieser Buchten den Namen der botanischen Bai zu geben. Ich entschloß mich also

rasch, ebenfalls nach der Südküste zu fahren, um dort in seltner besuchten Gegenden zu sammeln. Wir segelten längs des einförmigen Siebenmeilenstrandes; so heißt die Westküste der Bai zwischen den Mündungen des Cooks- und Georgesflusses. Der Wind blies scharf, und das Boot flog rasch durch das Wasser. Als wir uns dem Eingange des Hafens gegenüber befanden, hatten wir Gelegenheit, eine eigenthümliche Erscheinung zu beobachten. Die Ebbe strömte nämlich mit Heftigkeit aus dem Hafen; allein der scharfe Nordostwind trieb in gewisser Entfernung vom Lande das zurückweichende Wasser wieder gegen die Küste, und so bildete sich ein langer, mauerähnlicher Wellenberg, der ziemlich beständig die gleiche Lage einzunehmen schien. Zwischen diesem Wellenberge und dem Lande trieb uns der Wind rasch gegen Süden. Plötzlich knirschte der Kiel auf dem kiesigen Grunde; wir saßen fest. Also stiegen wir aus und stießen, bis an die Brust im Wasser watend, das Schiffchen über die Kiesbank weg, bis es wieder in tiefem Wasser war. Aber wie das Boot flott wurde, trieb es der Wind, da das Segel noch aufgespannt war, so plötzlich vorwärts, daß ich eben noch Zeit hatte, mich mit den Händen daran fest zu halten und mich eine Strecke weit im Wasser nachschleppen zu lassen, bis es mir gelang, wieder einzusteigen. Das gleiche Experiment wiederholte sich unter unserm beiderseitigen Gelächter noch einmal. Bald darauf segelten wir an der nahezu eine Meile breiten Mündung des Georgesflusses vorbei und landeten unweit eines einsamen Hauses am Südufer des Flusses. Der Schiffer, der seine Fahrt stromaufwärts fortsetzte, überließ mir bereitwillig einigen Mundvorrath, und dann machte ich mich auf, der Küste zu folgen. Allein die Sache war schwieriger, als ich es mir vorgestellt hatte, und bald versperrte mir ein breiter, sumpfiger Creek den Weg vollständig. Auch bemerkte ich, daß die Küste noch ärmer an Konchylien sei, als die Nordküste; einige der allergewöhnlichsten

Muscheln, wie eine Hornschnecke (Pyrazus ebenicus) und eine Archmuschel (Arca) waren in Masse da, aber diese konnte ich eben so gut in Sydney an sumpfigen Gestaden in beliebiger Menge sammeln. Ich arbeitete mich also durch ein heilloses Gestrüppe landeinwärts, bis ich zu meiner angenehmen Ueberraschung auf einen gut gebahnten Pfad stieß, der mich nach einem Marsche von nahezu zwei Meilen zu einer Niederlassung führte. Das Haus war jedoch offenbar schon längst unbewohnt, und, da die Sonne eben sank, beschloß ich, es in Beschlag zu nehmen. Ich wickelte mich in meine Wolldecke und legte mich in einem kleinen Zimmer auf den Boden. Hätte ich damals schon ein Bischen Erfahrung im Buschleben gehabt (es war dies meine erste Exkursion), so würde ich mich gehütet haben, mein Nachtlager in einem verlassenen Hause aufzuschlagen. Denn ich lag noch nicht lange, so überfiel mich ein Heer der verschiedenartigsten Insekten, so daß ich schleunigst aufsprang, hinauseilte und, nachdem ich meine Kleider möglichst sorgfältig ausgeschüttelt, einen Platz unter einem Baume zum Nachtlager wählte. Es ist unbegreiflich, welche Masse von Ungeziefer sich in einem verlassenen Hause ansammelt, und noch unbegreiflicher, wovon sich die ganze schändliche Rotte ernährt. Buschleute ziehen daher, selbst bei nicht sehr freundlicher Witterung, ein Nachtlager im Freien dem in einer Hütte immer vor. Unter meinem Baume hatte ich höchstens mit Muskiten und allenfalls einer Schlange zu kämpfen; gegen die erstern schützt ein Schleier über das Gesicht, und die letztern behandelt man mit stiller Verachtung. Kaum lag ich in behaglichem Einschlafen, so stampfte und schnob es daher, als ob das gesammte wüthende Heer im Anzuge sei. Erschrocken sprang ich auf; es war eine Heerde verwilderter Ochsen, die zu ihrem Privatvergnügen einen Sturmlauf durch die schweigsame Nacht unternommen und mich dabei nahezu überrannt hatten. Um ähnlichen Unannehmlichkeiten

für den Rest der Nacht zu entgehen, kroch ich in ein dichtes Gebüsch, wo ich denn auch fest und ungestört schlief.

Noch vor Tagesanbruch stand ich auf und kehrte nach dem Hause am Georgesflusse zurück, an dem ich mich dummer Weise hatte aussetzen lassen. Ich klopfte an, um nach dem Wege zu fragen. Nachdem ich darin eine Weile leise Schritte gehört hatte, öffnete sich ein Fensterladen, aber nur soviel, um einem glänzenden Flintenlaufe Raum zu geben, während eine rauhe Stimme fragte, was gewünscht werde; man rathe mir, mich unverzüglich zu entfernen. Vergebens erklärte ich dem ungeschliffenen Besitzer des Flintenlaufes, ich wünsche nur den Weg nach der Fähre über den Georgesfluß zu erfahren. Die Antwort war, wenn ich mich nicht alsbald fortmache, werde gefeuert. Das Letztere verlangte ich nun keineswegs und suchte also das Weite. Ein Pfad führte mich längs des Stromes landeinwärts; ich folgte ihm vergnügten Sinnes; denn der Weg zog sich durch wilde, malerische Waldgegenden immer hoch über dem Südufer des Flusses in der gewünschten westlichen Richtung hin. Ich wußte nämlich, daß einige Meilen von der Mündung des Flusses eine Fähre über diesen angelegt ist, und daß ich dort auf die alte Straße von Sydney nach Illawarra gelangen müsse. Allein nur zu bald hörte das Vergnügen zugleich mit dem Weg auf. Wäre ich nicht ein Neuling im Busche gewesen, so hätte ich das felsige und schwierig zu passirende Ufer verlassen und hätte, mich einfach nach dem Stande der Sonne richtend, den nächsten und besten Weg durch den Wald in westlicher Richtung angetreten. So aber wagte ich nicht, den Fluß, der mir immerhin im Nothfalle als Leitfaden dienen konnte, zu verlassen und folgte ihm beharrlich über Felsen, durch Massen gestürzter Bäume und durch fußtiefen Schlamm. Der Fluß nämlich, der hier noch das Ansehen eines schmalen Meerbusens hat, bildet am Südufer mehrere tiefe Baien, die ich natürlich alle um-

gehen mußte, und die in ihrem Grunde mit breiten Sumpfgürteln eingefaßt sind. Es war im Dezember; also die Hitze großartig und der Marsch höchst beschwerlich. Mehr als Hitze und schlechter Weg plagte mich aber der Durst, der sich bald zu fast unerträglichem Grade steigerte. Am Morgen hatte ich kurz nach meinem Aufbruche an einem kleinen Bache meinen Thee gekocht; seither hatte ich kein süßes Wasser mehr getroffen. Der Fluß ist natürlich salzig und bleibt es bis Liverpool, wo wieder ein künstlicher Damm das Weiterdringen der Meeresfluth verhindert.

Den ganzen Tag arbeitete ich mich vorwärts und warf mich einige Male gänzlich erschöpft unter die Gebüsche, indem ich nahezu die Hoffnung aufgab, je einen Ausweg aus dieser heillosen Wildniß zu finden. Als ich einmal auch so dalag, bemerkte ich an einem Blatte einen hübschen Käfer. Fast mechanisch griff ich nach ihm, um ihn in meinem Weingeistfläschchen aufzubewahren. Der Anblick der Flüssigkeit, in der zwar schon verschiedenes Gethier schwamm, reizte meinen Durst auf's Aeußerste; ich setzte das Fläschchen an und trank nach und nach den ganzen Inhalt aus. Obschon augenblicklich einige Linderung erfolgte, kehrte der Durst schnell mit verdoppelter Heftigkeit zurück. Ich hätte ihn durch den Genuß der rübenartigen Wurzel einer Schirmpflanze (Didiscus albiflorus) oder der Knollen mehrerer Knabenkräuter (Diura) mildern können; allein ich kannte damals diese Pflanzen noch nicht, und Gummi der Akazien, dessen erfrischende Wirkung ich bereits erfahren hatte, war keines zu finden. Endlich wandte ich mich, müde des Herumstolperns zwischen Felsblöcken und Baumstämmen, etwas vom Wasser ab; wie zu erwarten war, verschwanden die lästigen Felsen nach und nach, und auch der Wald wurde lichter, so daß der Marsch verhältnißmäßig leichter wurde. Nach kurzer Zeit gelangte ich an ein Wasser, das sich von Norden nach Süden erstreckte und meinem weitern Vorrücken eine unübersteigliche

Schranke entgegensetzte. Rasch eilte ich an das Ufer hinunter, in der Hoffnung, Süßwasser zu finden; allein der erste Blick auf die zahlreichen Krabben und an den Felsen haftenden Seeeicheln belehrte mich, daß ich hier wieder einen Arm des Georgesflusses vor mir habe. Während ich überlegte, ob ich nicht versuchen sollte, mit Hülfe eines Baumstammes hinüberzukommen, gewahrten meine entzückten Augen in kurzer Entfernung ein von zwei Männern gerudertes Boot. Ich rief, so laut meine trockene Zunge es erlaubte, und bald kamen die Fischer heran und setzten mich über den Creek. Einer der Männer wies mir den Weg, und kaum eine Viertelstunde später befand ich mich in der Hütte des Fährmanns, woselbst ich ihm, zu seinem nicht geringen Entsetzen, beinahe den ganzen Wasservorrath austrank. Hätte ich nicht die zwei Fischer getroffen, so wäre meine Lage nachgerade bedenklich geworden. Ein Nachtlager ohne Wasser hätte mich sicherlich so entkräftet, daß ich kaum mehr weiter gekommen wäre. So aber sah ich mich nach Löschung des Durstes, und nachdem mich der Fährmann über den Fluß gesetzt hatte, auf einer sichern Straße, die direkte nach Sydney führte.

Ich wollte mich eben, da die Sonne dem Untergange nahe stand, nach einem passenden Nachtlager umsehen, als ein vorübergehender Farmer mir sagte, ich träfe etwa drei Meilen weiter ein Wirthshaus, das von einem Deutschen gehalten werde. Die Aussicht, nach einem höchst strapaziösen Tage in einem guten Bette ruhen zu können und vorher mit einem Landsmanne beim Glase ein Stündchen zu verplaudern, war dermaßen verführerisch, daß ich trotz der einbrechenden Dunkelheit die drei Meilen noch zurückzulegen beschloß. Die wunderbar reine Nacht half mir, daß ich nicht vom Wege abkam, und bald sah ich das einladende Licht an der Thüre des Gasthauses. Ich trat ein. Der Wirth, ein Hamburger, saß am Büffet und hatte augenscheinlich in Ermangelung

anderer Gäste seinen flüssigen Vorräthen bedenklich zugesprochen. Ich gab ihm zu verstehen, ich brauche Speise und Trank und ein gutes Bett; erhielt aber zur Antwort nur ein freundschaftliches Grunzen. Endlich raffte sich der Mann auf und erklärte mir, seine Missis werde bald erscheinen und müsse mir dann alles Gewünschte verabreichen. Die Anstrengung der Rede war aber zu groß für den Mann gewesen; er sank in seinen Sessel zurück und fiel alsbald in tiefen Schlaf. Ich sah, daß mit meinem liebenswürdigen Wirthe Nichts anzufangen sei, pumpte mir also ein paar Gläser Ale und verhalf mir dann zu einem steifen Shandicuff, d. h. einer Mischung von Ingwerbier und Branntwein. Nachdem ich noch einige gute Cigarren entdeckt hatte, wäre es mir nachgerade behaglich geworden, hätte nicht mein Magen noch Anforderungen an mich gestellt. Ein Raubzug nach der Küche und einigen anstoßenden Zimmern hatte keinen Erfolg. Endlich erschien die Wirthin, eine robuste Irländerin, deren ursprünglich tiefrothes Gesicht durch den kürzlichen Genuß gebrannter Wasser eine noch intensivere Färbung erhalten hatte. Die Stimme der theuren Gattin weckte den schlafenden Gemahl, der alsbald begann, seinem Weibe sanfte Vorwürfe darüber zu machen, daß sie einen Reisenden so lange auf ihr Erscheinen warten lasse. Es entstand ein zärtlicher Streit, der damit endigte, daß der Eheherr seine Frau mit einem Fußtritte vor die Thüre setzte und nach diesem Akte der Gerechtigkeit den unterbrochenen Schlaf fortsetzte. Mit der Frau war auch jegliche Hoffnung auf ein Nachtessen verschwunden; ich ergriff also eine Kerze und suchte ein Schlafgemach. Wirklich entdeckte ich bald ein Zimmer, in welchem ein kolossales Bett, wahrscheinlich die Schlafstätte der zärtlichen Gatten, stand. Bei näherer Untersuchung des Zimmers fand ich unter dem Bette einen Korb voll Aepfel, von denen ich einige genoß und dann mich einem festen Schlafe in die Arme warf. Der Wirth hatte doch, wie es scheint,

eine Ahnung, daß er einen Gast im Hause habe. Als ich nämlich ziemlich spät aufstand, fand ich den Mann, der jetzt wohl bei Sinnen war, beschäftigt, ein reichliches Frühstück zu bereiten; die Hausfrau aber war nicht sichtbar.

Einer breiten, uninteressanten Straße, die einige Male einen Ueberblick über die Botanybai gewährte, folgend, gelangte ich bald zu dem Damme des Cooksflusses und von hier nach Newtown, der südlichsten Vorstadt Sydney's.

Ich hatte auf diesem kurzen Ausfluge um die Botanybai eine gute Vorstellung der Beschwerden erhalten, die ein unvorsichtiges Eindringen in den Busch mit sich führen kann, und nur die rechtzeitige Erscheinung der zwei Fischer ersparte mich noch verdrießlichere Abenteuer. Es ist hier zu Lande immer noch sehr häufig, daß Leute sich im Busch verirren, und nicht Alle sind so glücklich, sich zurecht zu finden oder gefunden zu werden. Die große Hitze des Sommers und der Mangel an Wasser und eßbaren Pflanzenprodukten bringen den Verirrten sehr rasch um den Rest seiner Kräfte und veranlassen ihn, in nicht seltenen Fällen, sich unter einen Busch zu legen und zu sterben. Solche Fälle kommen nicht etwa bloß an den äußersten Grenzen der kultivirten Distrikte, sondern mitten unter den Ansiedlungen vor. So verirrte sich während meiner Anwesenheit in Camden ein Knecht in dem Walde hinter der Ansiedlung Denbigh; er wurde erst am neunten Tage — man kann sich denken, in welchem Zustande — gefunden. Kinder werden gar nicht selten die Opfer ihrer Unvorsichtigkeit, indem sie zu tief in den Wald eindringen und die Richtung verlieren. Ich verfolgte einst unweit Liverpool eine Iguana, eine Art großer Eidechsen, die an einem dicken Baumstamme hinauflief. Ich mußte dem Thiere mehrmals um den Stamm folgen, bis ich es zu Schusse bekam. Dann aber hatte ich, da eben die Sonne nicht schien, nicht die mindeste Idee, in welcher Richtung unser Haus liege, und

machte eine weite Kreisbewegung, bis ich an einen mir bekannten Platz kam. Steht die Sonne am Himmel und schaut man von Zeit zu Zeit nach der Richtung des Schattens der Bäume, so ist die Gefahr des Irregehens natürlich nicht groß. Immerhin ist es jedoch rathsam, nicht ohne Kompaß zu reisen, sobald man sich von gebahnten Wegen entfernen will.

Der südlichste Hafen in der Nähe von Sydney, Port Hacking, kann am besten von der Botanybai aus erreicht werden; er erstreckt sich, bei einer Durchschnittsbreite von kaum einer Meile, 5 Meilen weit in das Land hinein und bildet, besonders an der Nordküste, zahlreiche Buchten, deren eine sich bis auf eine halbe Meile einem Arme der Botanybai nähert. Der Hafen, der jetzt nur selten von kleinen Schoonern, die nach Holz ausgehen, und Fischerbooten besucht wird, böte prächtige Lagen für eine Handelsstadt, wenn ihn nicht die Nähe von Port Jackson ganz auf die Seite gesetzt hätte.

Ich fand auch Gelegenheit, die Gegend südlich von Port Hacking kennen zu lernen. Als ich nämlich in Macquariefields, einer Ansiedlung zwischen Liverpool und Campbelltown, als Lehrer angestellt war, baten mich Einige der ältern Zöglinge, mit ihnen eine kleine Buschexkursion zu unternehmen, und, um den Unterschied zwischen einer solchen Tour und einer Ferienreise, wie man sie in europäischen Schulen unternimmt, zu zeigen, will ich die kleine Reise kurz beschreiben.

Wir beabsichtigten, bis zu der Küste südlich von Port Hacking vorzudringen und von hier auf irgend einem andern Wege zurückzukehren. Wohl versehen mit Mundvorräthen, die einem kräftigen Maulthiere aufgeladen wurden, machten wir uns auf, überschritten den Georgesfluß an einer Furt und betraten dann die terra incognita. Ein guter Pfad erlaubte uns, tüchtige Fortschritte zu machen. Ueberall, wo nicht eine seltene Farm sichtbar war, bedeckte hoher Wald und undurchdringliches Gestrüpp die flache

Gegend, die sich nur hie und da zu welligen Hügeln erhebt. Der Boden scheint sehr anbauwürdig; auch fehlt es ihm keineswegs an Bewässerung, indem mehrere nicht unansehnliche Creeks sich nordwärts dem Port Hacking zuwenden. Während Einer unserer Gesellschaft je eine Stunde lang das Maulthier zu führen hatte, zerstreuten sich die Andern auf beiden Seiten des Pfades, um zu jagen. Die große Menge von Vögeln, besonders von Papageien, bewies, wie selten diese Gegend besucht wird. Der prachtvolle Königspapagei (Platycercus Pennantii) war hier bereits so häufig wie die Rosella (Platycercus eximius); auch der Papagei der Blauen Berge (Trichoglossus Swainsonii) wurde mehrmals angetroffen. Auf einigen Brachfeldern trippelten grüne Erdpapageien umher; trotz ihrer Scheuheit gelang es uns, einige zu erlegen, die ich gerne meinen ornithologischen Schätzen beifügte. So rückten wir vorwärts, bis wir Abends am Ufer eines tiefen Baches zu lagern beschlossen. Trotz des ominösen Namens des Wassers (dead man's creek, d. h. der Bach des todten Mannes), war unser Lager am Rande des Waldes, der uns reichlich Feuerholz lieferte, ein sehr angenehmes. Einige benachbarte Farmer, angelockt durch den Schein unserer kolossalen Feuer, besuchten uns mit ihren Familien und versorgten uns gerne, ohne Bezahlung annehmen zu wollen, mit frischer Milch. Einige halfen uns auch wohl, trocknes Holz herbeizuschleppen, während ich mit einem jüngern Freunde der Ornithologie vollauf zu thun hatte, beim flackernden Lichte einer Kerze die schönsten der erlegten Vögel auszubalgen. Andere unserer Gesellschaft, die die Sache mehr vom praktischen Standpunkte auffaßten, rupften, mit Verachtung des glänzenden Gefieders, die erbeuteten Vögel und brieten sie an den Ladstöcken. So war Jedermann in seiner Weise thätig, bis sich die Farmer verabschiedeten, und wir uns, in unsere Decken gehüllt, um die Feuer hinstreckten. Theils um diese während der ziemlich kühlen

Herbstnacht zu unterhalten und theils um das Maulthier zur Erlangung frischen Futters von Zeit zu Zeit an einen andern Baum zu binden, hatte Jeder eine Stunde lang Wache zu halten. Meine jungen Begleiter, die das Arrangement in hohem Grade romantisch fanden, waren rasch damit einverstanden, und so verging die Nacht zu allseitiger Zufriedenheit.

Der frühe Morgen sah uns wieder auf dem Marsche. Das Land steigt zu einem schmalen Plateau, offenbar dem letzten Ausläufer der Illawarrakette, an. Während wir es durchzogen, hatten wir an mehreren Punkten Rundblicke auf die einsame Waldgegend. Allein wir waren noch nicht weit vorgerückt, als der Weg bei den Ruinen einer kleinen Ansiedlung plötzlich aufhörte. Um ihn wieder aufzufinden, wurden Einige ausgesandt, die Umgegend zu durchforschen. Sie fanden vor uns steile, waldige Schluchten, durch welche ein Vordringen, besonders mit unserm Lastthier, unmöglich war. Wir mußten uns endlich dazu entschließen, zu unserm Lager zurückzukehren, um von dort wo möglich einen andern Weg einzuschlagen. Hier angelangt, lagen wir den Rest des Tages der Jagd ob, die uns wieder eine hübsche Anzahl von Vögeln einbrachte. Einige unserer Leute trafen zufällig mit einem alten Manne zusammen, der, offenbar früher ein Deportirter, schon über 30 Jahre in dieser Gegend lebte. Er behauptete, wir würden in den felsigen Revieren an der Küste gute Ausbeute, auch Leiervögel und Wallabys, finden. Da der Mann zugleich versprach, uns den Weg nach dem verlockenden Jagdgebiete zu weisen, so jubelten Alle in der Aussicht auf die folgenden Tage.

Wir bauten aus Zweigen mehrere Hütten, zwischen welchen ein mächtiges Feuer loderte, und legten uns frühzeitig zur Ruhe. Ich lag aber noch nicht lange im Schlafe, als das Plätschern eines heftigen Regengusses mich weckte. Unsere Hütten waren keineswegs wasserdicht gebaut; so fand ich bald, daß sich eine Pfütze ge-

rade unter meiner Decke ansammle und mußte also hinaus in den strömenden Regen, um vielleicht unter einem Baume Schutz vor dem Ungewitter zu suchen. Einem nach dem Andern wurde es allgemach auch zu naß in den Hütten; sämmtliche krochen also heraus und umlagerten schlotternd das Feuer, das nur mit Mühe unterhalten werden konnte. Die ganze Nacht goß der Regen unerbittlich herunter; aber unsere jungen Jäger hielten sich, als ächte Buschleute, tapfer; keine Klage, kein Mißmuth ließ sich vermerken; man scherzte und lachte über unsere verwaschenen Toiletten und sorgte dafür, daß Gewehre und Proviant trocken blieben. Nur hie und da schlich Einer weg, um, freilich vergeblich, einen hohlen Baum oder Felsen als Zufluchtsort ausfindig zu machen. Die pechfinstere Nacht erlaubte nämlich Keinem, sich auch nur zwanzig Schritte vom Lagerplatz zu entfernen. Wir hatten gehofft, es nur mit einem vorübergehenden Regenschauer zu thun zu haben; aber als endlich der Morgen langsam graute, bemerkten wir zu unserm größten Leidwesen, daß der Himmel ohne Zweifel seine Schleußen für längere Zeit geöffnet habe. Da ich fürchtete, der Regen möchte die Flüsse, die wir überschritten hatten, anschwellen und uns so den Rückzug abschneiden, mußten wir, ungern genug, den Weg nach dem Georgesflusse antreten. Wir hegten dabei die schwache Hoffnung, falls das Wetter günstiger würde, diesem Flusse entlang nach Botanybai oder Port Hacking vorrücken zu können. Allein als wir an der Furt anlangten, strömte der Regen so heftig wie jemals. Wir überschritten den Fluß, der schon etwas gestiegen war, ohne Schwierigkeit und kamen glücklich, obwohl gänzlich durchnäßt, zu Hause an. In jedem andern Lande hätte ein ähnlicher Ausflug für die Theilnehmer wenigstens einen tüchtigen Katarrh, wo nicht ernstere Krankheiten, zur Folge gehabt. Hier aber verspürten wir nachher nicht die geringsten Unannehmlichkeiten und bedauerten nur, daß die Exkursion ein so rasches Ende

genommen hatte. Mein Weggang von Macquariefields verhinderte mich, die Exkursion nochmals zu versuchen.

Zehntes Kapitel.

Reise von Sydney nach Melbourne.

Die Straße nach Goulburn. Die Breadalbane's Ebenen. Buschrangers. Der Murrumbidgee. Albury am Murrayflusse. Die Goldstädte Chiltern und Beechworth. Das chinesische Theater. Kilmore. Ankunft in Melbourne. Beschreibung der Stadt und ihrer Umgegend.

Die Zeit meiner Abreise von Australien rückte endlich heran. Obschon ich nach mehrjähriger Abwesenheit meine Heimat wieder sehen sollte, war meine Freude darüber keine ungetrübte. Es galt für immer zu scheiden von einem Lande, das ich lieb gewonnen, und von manchen Männern, mit denen ich eng befreundet worden war. Das ist eben nicht das geringste Uebel, dem der Mensch bei einem unstäten Leben ausgesetzt ist, daß er Bande anknüpft, nur um sie wieder zerreißen zu müssen, und dabei ein Stück seines eignen Herzens zurückläßt. Doch ich mußte meinem Versprechen gemäß nach Europa zurückkehren und durfte mit der Abreise nicht mehr lange zögern.

Um noch so viel wie möglich von Australien zu sehen, beschloß ich nach Melbourne, der berühmten Hauptstadt der Kolonie Viktoria, zu gehen und mich dort nach Europa einzuschiffen. Ich hätte dazu einen Platz auf einem der bequemen Dampfer, welche zweimal wöchentlich von Sydney nach Melbourne in drei bis vier Tagen fahten, nehmen können. Allein eine ungleich günstigere Gelegenheit bot sich mir, indem ein Freund mir vorschlug, die Reise mit ihm über Land in einem Buggy, d. h. einem leichten, vierrädrigen Chaischen zu machen. Natürlich griff ich den Plan

mit Begierde auf, und bald war Zeit und Art und Weise der Reise bestimmt. Das Pferd, das uns über fünfhundert Meilen weit führen sollte, war vorher erst einmal an einen Wagen gespannt worden; es war daher rathsam, es an die Arbeit zu gewöhnen. Wir ließen es also aus dem Busch, in dem es sich eben herumtrieb, holen und versuchten eine Probefahrt. Das Pferd ließ sich geduldig anspannen; allein wie wir eingestiegen, es antreiben wollten, blieb es unbeweglich stehen. Wir gaben ihm die Peitsche zu fühlen; da stand es plötzlich senkrecht auf und stürzte rückwärts auf die Erde. Zum Glück fiel das Thier schief; sonst hätte es uns mit sammt dem Fuhrwerke erdrückt. So reduzirte sich der Schaden dahin, daß beide Stangen abgebrochen waren, und das Pferd sich an mehrern Orten, obschon unbedeutend, verletzt hatte. Das wird mir eine interessante Reise mit diesem Geschöpfe abgeben, dachte ich, während wir dem Rosse wieder auf die Beine halfen und das Geschirr möglichst in Ordnung brachten. Wir bemerkten bald, daß das Pferd die fatale Gewohnheit habe, nicht anziehen zu wollen, sobald der Weg etwas aufwärts ging. War es aber einmal im Gange, so griff es, trotz aller Unebenheiten der Straße, tüchtig aus. Da wir hofften, daß das sonst sehr werthvolle Thier, sobald es einige Zeit unterwegs sei, seine üble Gewohnheit ablegen werde, so beschlossen wir, die Fahrt doch zu wagen.

Wir folgten beständig der großen Südstraße, die ich bereits theilweise bei Gelegenheit meines Ausfluges nach den Araluengoldfeldern beschrieben habe, weßhalb ich die Einzelnheiten der Gegend bis nach Goulburn nicht zu berühren brauche. Wir legten von Paramatta aus den ersten Tag die tüchtige Strecke bis an den Südabhang des Razorbaks zurück, obschon die Straße stellenweise wegen jüngst gefallener Regengüsse bodenlos morastig war. Natürlich dachten wir nicht daran, in Gasthäusern zu übernachten, sondern suchten an einem Bache einen guten Platz zum Kampiren.

Da die meisten Reisenden, die mit Pferden oder Vieh unterwegs sind, die Nächte im Freien zubringen, so sind gute Lagerstellen an den Straßen häufig sehr belebt. Auch wir trafen an unserm ersten Nachtquartiere mehrere Ochsentreiber mit ihren schwerfälligen Gespannen. Da wir befürchten mußten, unser Pferd möchte den Rückweg nach Paramatta während der Nacht antreten, so legten wir ihm die „hobbles" an, d. h. zwei durch eine kurze Kette verbundene Eisenringe fesselten seine Vorderfüße und verhinderten es größere Schritte zu machen. Später ließen wir das Pferd die ganze Nacht frei herumstreifen; nur zeigten wir ihm Abends den Sack mit Mais, und es verfehlte dann nie, am Morgen sein Frühstück daraus abzuverlangen.

Nicht so bald werde ich die heitern Szenen unsers Lagerlebens vergessen. Wie sorglos, wie frohen Muthes durchzogen wir die weiten Ebenen und langen Wälder, um dann Abends unser originelles Lager aufzuschlagen! Nachdem wir einen günstigen Platz gefunden hatten, umgaben wir die Räder unsers Fuhrwerkes ringsum mit Leinwand, legten auf den Boden ein großes Stück Wachstuch und krochen dann zwischen den Rädern durch in das so gebildete Zimmer. Ein Sack mit Hafer oder Mais diente als gemeinsames Kopfkissen, und gute Decken bildeten das Bettzeug. Das Zimmer war eben nicht zu groß; es bedurfte bedeutender Drehungen und Wendungen, bis wir unsere gehörigen Pläße inne hatten. Auch war von Stehen darin keine Rede; wir konnten nur eine Stellung zwischen Sitzen und Liegen einnehmen. Aber waren wir einmal gehörig einstallirt, so fanden wir uns sehr behaglich. Beim Scheine einer Kerze lasen wir einander vor und machten Glossen über das Gelesene, wobei wir uns höchst unnöthiger Weise fast zu Tode lachten, so daß es manchmal weithin in den stillen Urwald schallte. Auch spielten wir Domino um verschiedene Preise, z. B. mußte der Verlierende den folgenden Morgen das Lager aufheben,

das Frühstück bereiten und das Pferd einfangen, während der glückliche Gewinner noch schlafen durfte. Oder wir spielten, wenn der Hafersack zu kurz war, um zwei Kissen zu bilden, um den Gebrauch desselben; der Verlierende mußte dann sich auf irgend eine Weise ein Kopfkissen verschaffen. In schönen Nächten blieben wir auch wohl lange Zeit um unser mächtiges Feuer sitzen, tranken eine Extraration Thee und rauchten die kurzen Pfeifen dazu. Allein meistens waren die Nächte zu kalt, um lange draußen sitzen zu können, und am Morgen bedeckte hie und da ein weißer Reif die ganze Gegend.

Ich konnte auf unserer Fahrt die Fortschritte bemerken, welche die Kolonie seit meiner Reise nach Araluen in den Verkehrsmitteln gemacht hatte. Bei Picton überschritten wir das Trace der Eisenbahn, die nach Goulburn gebaut wird. Die Bahn tritt hier in einen tiefen Tunnel und wird, da die Gegend sehr hüglig ist, nicht uninteressant werden. Die Straße durch den Bargobusch nach Berrima, auf der streckenweise früher tiefer Sand lag, ist jetzt ganz geebnet, so daß wir sie in raschem Trabe zurücklegen konnten. Wir erreichten am Abend des zweiten Tages bereits Berrima, woselbst wir, Dank eines Empfehlungsschreibens, das mein Reisegefährte an einen Herrn erhalten hatte, ein bequemes Nachtlager erhielten. Ich erstaunte nicht wenig, als ich meinen alten Freund von Denbigh, den schwarzen Charley, aus dem Stalle kommen sah, um uns unser Pferd abzunehmen. Sein weiter Mund verzog sich zu einem freundschaftlichen Grinsen, so daß die weißen Zähne hervorblickten, als er mich alsbald erkannte und mir kräftig die Hand schüttelte. Das Haus, in welchem wir aufgenommen wurden, liegt sehr malerisch in dem engen, felsigen Thale des Wingecaribbee, der sich in den Wollondilly ergießt. Einige Felspartien an seinen Ufern, mit seiner ungemein reichen Vegetation, bilden eines der anmuthigsten Landschaftsbilder in diesem Theile des Landes.

Die Straße südlich von Berrima gegen den Paddy-River war, im Gegensatze zu der gestern zurückgelegten Strecke, noch im gröbsten Naturzustande. Bald sank unser Buggy fußtief in weichen Sand; bald wieder lagen große Felsblöcke mitten im Fahrwege. Ich ging deßhalb voraus, um die besten Stellen aufzusuchen, während mein Gefährte das Pferd leitete. Wir kamen nur bis in die Nähe von Marulan, besonders da wir fanden, daß die vorhergehende Tagreise unser Pferd etwas zu stark in Anspruch genommen hatte. Den früher erwähnten Hügel überschreitend, langten wir bald in Goulburn an. Die Stadt hatte, seit ich sie drei Jahre vorher gesehen, an Größe und Schönheit bedeutend zugenommen und weist jetzt manche Gebäude auf, die sich in jeder Hauptstraße einer größern Stadt sehen lassen dürften. Wir folgten, nachdem wir die Stadt der ganzen Länge nach durchfahren hatten, eine kleine Strecke weit der Straße nach Braidwood und schlugen dann eine südliche Richtung ein. Nachdem man einige breite Hügel überschritten, gelangt man an die Nordgrenze der Breadalbaneebene, einer unabsehbaren, baumlosen, theils sumpfigen, theils sandigen Fläche, die nordwärts nur durch eine unbedeutende Hügelreihe von der ähnlich aussehenden Goulburnebene getrennt wird. Meile und Meile wurde zurückgelegt, und immer sahen wir uns vergeblich nach einem Lagerplatze um. Endlich erreichten wir den Rand eines Waldes und erblickten unweit desselben einen Tümpel Wassers. Nahe dabei stand die einsame Hütte eines Holzhauers, und hier schlugen wir unser Lager auf. Allein wir versuchten vergeblich, durch den weichen Schlamm, der den Tümpel umgab, bis zu der offnen Wasserfläche zu gelangen; selbst unser Pferd, durstig wie es war, stand nach mehrern Versuchen davon ab. Wir nahmen daher dankbar von dem Holzhauer einen Eimer Wasser an, der genügte, unser Pferd zu tränken und uns einige Tassen Thee zu verschaffen.

Als wir die langweilige Ebene hinter uns hatten, betraten wir ein wildes Wald- und Hügelland. Die Straße wird sehr schlecht, manchmal ganz unscheinbar und schwer im Auge zu behalten, obschon sie Poststraße ist. Immer ging es, oft sehr steil, auf- und abwärts, bis wir Abends in einem einsamen Thale ein Wirthshaus mit einem Akkommodationspaddock erreichten. Da wir sonst keine Lagerstelle ausfindig machen konnten, benutzten wir für einmal den Paddock und mußten dafür im Wirthshaus Etwas verzehren. Eine Flasche mittelmäßiges Ale kostete aber die bescheidene Summe von Fr. 4. 40 Ct.; wir machten daher unserm Gelage bald ein Ende und zogen uns unter unser Fuhrwerk zurück.

Die Landschaft, durch die uns die Weiterreise führte, wird fortwährend wilder. Die Hügel erheben sich häufig zu ansehnlichen, bis an die Spitze bewaldeten Bergen, zwischen welchen hohe und steile Pässe durchführen. Die Gegend weit und breit ist noch ohne Anbau; die sehr mangelhafte Straße und in großen Distanzen ein Wirthshaus sind die einzigen Zeichen der Kultur. In einem der Wirthshäuser klagte die Wirthin bitterlich über die Unsicherheit der Gegend; erst vor acht Tagen sei das nächste Haus ausgeplündert worden, und sie erwarte jeden Tag eine ähnliche Heimsuchung. Wir hatten schon genug gehört und gelesen, daß das Bergland, das wir eben durchzogen, von zahlreichen Räubern beunruhigt werde, und beschlossen daher, im nächsten Städtchen Maßregeln für die Sicherheit unsers Geldes zu treffen. Das Bergland bildet die Wasserscheide zwischen dem Lachlan im Norden und dem Murrumbidgee im Süden und endigt südwärts am Yaßflusse, einem ansehnlichen Nebenflusse des Murrumbidgee. Wir überschritten den Yaß auf einer hölzernen Brücke und erreichten bald darauf das gleichnamige Städtchen in einer ebenen Gegend am Flusse. Wir befanden uns hier im Centrum eines Distriktes, den sich mehrere Banden von Buschrangern (Buschräubern) zum

Schauplatze ihrer Uebelthaten ausersehen hatten. Die Post wurde hier fast regelmäßig angehalten; arme Ochsentreiber mußten den werthvollsten Theil ihrer Ladung, für die sie haftbar sind, den Räubern überlassen, und Farmen, Wirthshäuser, ja sogar ganze kleinere Ortschaften wurden gebrandschatzt.

Als Neusüdwales noch eine Verbrecherkolonie war, war es begreiflich, daß das Land von Räubern wimmelte; denn jeder entsprungene Sträfling mußte fast nothgedrungener Weise zum Raubhandwerke greifen. Als ferner das Goldfieber ausbrach, und Desperados von allen Seiten in das Land strömten, fanden es viele derselben bequemer, das Gold aus den Taschen der Reisenden, statt aus den Minen, zu holen. Aber jetzt ist die Generation der Sträflinge bereits verschwunden, und seit der Entdeckung der Goldfelder sind ebenfalls schon 15 Jahre, für Australien eine lange Zeit, verflossen, und, statt abzunehmen, hat das Räuberwesen in den letzten Jahren einen Aufschwung genommen, der die glorreichsten Zeiten des Verbrechersystemes zu überflügeln droht. Wagte doch eine Bande noch vor zwei Jahren ein Städtchen am hellen Tage zu überfallen und sich, nachdem die Privathäuser geplündert waren, stundenlange in den Wirthshäusern gütlich zu thun. Jener berühmte Ueberfall der Goldeskorte, wobei etwa zwanzig Banditen 14,000 Unzen Gold erbeuteten, datirt ebenfalls erst vom Jahr 1861. Freilich verfahren im Allgemeinen die australischen Räuber menschlicher, als ihre Kollegen in Italien. Wer sich widerstandslos ausplündern läßt, wird in der Regel mit heiler Haut entlassen; auch machen die Räuber niemals Gefangene, um von ihnen ein Lösegeld zu erpressen. Daß trotz einer an Stärke zwar ungenügenden, aber sonst vortrefflichen Polizeimannschaft das Uebel immer noch fortdauert, ist theils der Beschaffenheit der Gegend, welche die Verfolgung der Räuber oft ganz unmöglich macht, zuzuschreiben, und theils dem Umstande, daß Habsucht und beson-

ders Furcht die Bewohner entlegener Distrikte zu Hehlern und Mitwissern der Raubthaten macht. Um bei einem allfälligen Zusammentreffen mit Buschrangern geringere Verluste erleiden zu müssen, übergaben wir den größern Theil unsers Geldes der Post, um es erst an der Südgrenze der Kolonie wieder zu beziehen. Durch die ganze Kolonie Viktoria reist man bereits ebenso sicher, als in den bestorganisirten Ländern in Europa. Unsere Vorsicht war zwar überflüssig; denn wir konnten unsere Fahrt ohne die mindeste Belästigung von Seiten der Räuber fortsetzen.

Von Yaß führen zwei Straßen nach Albury, dem Grenzorte von Neusüdwales gegen Viktoria. Die nähere, östliche, berührt die bekannten Goldfelder am Tumut; die andere läuft im Thale des Murrumbidgee bis jenseits Gundagai und zieht sich erst dann nach Süden. Wir wählten die letztere, die auch die eigentliche Poststraße ist, obschon sie diesen Namen an den wenigsten Stellen verdient. Indem wir die weiten Yaßebenen südlich ließen, betraten wir ein Hügelland, in welchem die Wedinsberge jetzt als Schlupfwinkel der Buschranger berüchtigt geworden sind, erstiegen einen Paß, auf dessen Höhe der Ort Bowing liegt, und gelangten in das Thal des Zweimeilencreeks. Eine Menge Bäche, die von der Straße durchschnitten werden, führen ihren Namen nach ihrer Entfernung von der nächsten Ortschaft. So trafen wir einen 9 Meilen-, 4 Meilen-, 3 Meilen-, 2 Meilen-Creek u. s. w. an. Trägt jedoch eine Küste den Namen nach einer Anzahl von Meilen, so bedeutet die Zahl die Länge der Küste. Beispiele hiefür sind der früher erwähnte Siebenmeilenstrand an der Botanybai und der Neunzigmeilenstrand (Ninety miles beach) zwischen Cap Howe und Wilson's Vorgebirge an der Südküste von Viktoria. — Unser Zweimeilencreek bot uns einen sehr lieblichen Lagerplatz dar. Der Creek fließt durch ein hübsches Waldthal und bildet, nach der Gewohnheit der meisten australischen Flüsse, bald breite und tiefe

Teiche, bald verengt er sich so, daß man ihn mit einem Schritte passiren kann. Es war um so angenehmer, daß wir hier einen guten Lagerplatz fanden, als wir, nach englischer Sitte, den Sonntag der Ruhe widmeten; das Gleiche thaten zwei Ochsentreiber, die unweit von uns lagerten. Ich benutzte den Rasttag, um zu botanisiren, fand aber außer einer Lobelia, die ich weiter nordwärts nie gesehen hatte, wenig Beachtungswerthes und vertauschte daher die Botanisirbüchse bald mit der Flinte. Mein Freund weigerte sich anfangs als strenger Puritaner, des Sonntags zu jagen; als uns aber die schönsten Papageien beständig vor der Nase herumflogen, besiegte die Jagdlust alle seine Skrupel. Die Gegend wimmelte förmlich von Königspapageien (Platycercus Pennantii), Rosellen (Pl. eximius), grünen Loris (Trichoglossus concinnus) und andern Arten; auch zwei Sammetvögel (Philonorhynchus holosericeus) wurden erlegt. Dieser Vogel, dessen Männchen glänzend sammtschwarz ist, während das Weibchen ein bescheidenes, graubraunes Gefieder trägt, ist als Laubenbauer berühmt geworden. Mehrere dieser Vögel bauen nämlich gemeinschaftlich auf einer Unterlage von Zweigen eine Art Laube von demselben Material, welche sie noch mit Schneckenhäuschen, Papageifedern und andern glänzenden Gegenständen verzieren. Diese Lauben sind keineswegs Nester, sondern Vergnügungsplätze, in und um welche sich die Vögel herumjagen, eine Eigenthümlichkeit in der Lebensweise eines Thieres, die wieder ächt australisch ist. Die Lauben werden in den abgelegensten Orten gebaut; wenigstens glückte es mir nie, eine solche aufzufinden, so häufig ich auch den Vogel selbst traf. Uebrigens hat wenigstens noch ein Vogel dieselbe Gewohnheit, nämlich Chlamydera maculata, die ich später am Murrayflusse einmal sah. Sein Gefieder ist dadurch ausgezeichnet, daß ein tief rosenrothes Band am Nacken das sonst ziemlich einfache, braune Kleid ziert.

Unser Weg führte uns anfangs durch dichten Wald, bis einige Meilen weiter die Gegend offener wurde, und wir bei der Ortschaft Bogolong in ein breites Thal gelangten. Die Straße besteht hier, wie häufig auch anderswo, nur aus vielfach sich kreuzenden Wagenspuren. Wir folgten, wie wir glaubten, dem gebrauchtesten Pfade, gelangten jedoch bald in einer wilden Schlucht an eine Stelle, wo jede Spur von Weg verschwand. Zu Wagen vorwärts zu kommen, war unmöglich; denn vor uns lag, so weit wir sehen konnten, ein Gewirre von Schluchten, die durch steile Abhänge von einander getrennt sind. Während mein Freund auf Rekognoszirung ausging, blieb ich beim Pferde und botanisirte in der Nähe. Ich war auch so glücklich, zwei hübsche Arten von Grevillea, die nur zwei Zoll hoch, aber mit prächtigen scharlachrothen Blüthen bedeckt waren, zu finden. Inzwischen war mein Gefährte ebenfalls mit Erfolg umhergestrichen. Er stieß nämlich auf einen berittenen Hirten, der ihm sagte, unser Weg führe zu einer Schafstation; wir müssen sechs Meilen weit zurück, um auf die Straße zu kommen. Es ist wirklich nur in Australien möglich, von der Hauptstraße am hellen Tage in einen Fußpfad gerathen zu können, ohne es zu bemerken.

Die Straße wurde wieder gefunden; sie zieht sich oft längs steiler Bergabhänge hin, und zwar ist sie dann nicht geebnet, sondern zeigt auch im Querdurchschnitt eine geneigte Fläche, so daß unser Wägelchen mehrmals von der linken nach der rechten Seite der Straße hinunter rutschte. Umzuwerfen ist bei einer solchen Straße eine ungleich leichtere Sache, als den Wagen auf den vier Rädern zu erhalten. In einem Thale bei einem ächt lumpigen Buschwirthshause passirten wir den Reedy Creek (Schilfbach) und gelangten, verschiedene ungebührlich steile Hügel überschreitend, in das Thal des Jugiong-Creeks, der sich unweit von hier mit dem Murrumbidgee vereinigt. Eine gut gebaute hölzerne Brücke

führt über den ziemlich ansehnlichen Bach, an dessen Ufern wir lagerten.

Etwa drei Meilen weit führt die Straße durch das ebene, hübsche Thal des Murrumbidgee, bis man Jugiong erreicht, das eine auf einem Hügel liegende, weithin sichtbare Kirche besitzt. Hier führt eine gute Straße, häufig auf Mauern aufgebaut, in vielen Windungen den Conroy-Gap, einen Bergpaß, hinauf. Auf der Höhe genießt man, zurückschauend, eine wilde Aussicht auf die Hügelketten und Thäler, durch die man gekommen ist. Abwärts ist die Straße wieder sehr schlecht; man durchwandert einen unbewohnten Walddistrikt voller Schluchten, in deren Tiefen sich die ausgetrockneten Bette vieler Bergbäche zeigen. Vergebens suchten wir in diesen nach Wasser für uns und unser durstiges Pferd; erst am Fuße eines langgestreckten Höhenzuges, wo das Land etwas offener und ebener wird, fand sich ein Creek, an dem eben ein Mann und eine Frau mit ihrem Karren lagerten. Wir gesellten uns zu ihnen, fanden indessen kaum Holz genug, um unsern Thee zu kochen. Da auch für unser Pferd nur sehr spärliche Weide vorhanden war, verließen wir den Platz bald wieder. Der Weg, der hier keineswegs den Namen Straße verdient, zieht sich, voller Löcher und Steine, durch einen großen Wald. Plötzlich sahen wir bei einer wirklich schlimmen Stelle den Karren, dessen Besitzer soeben mit uns kampirt hatten, umgeworfen, die Räder nach oben, an der Straße liegen. Ein Pferd war ausgespannt; das andere lag noch am Boden im Geschirr. Der Karren war über einen Stein gefahren, umgestürzt, und nur die starken Reife mit der darüber gespannten Leinwand hatten die darin Sitzenden vor schlimmer Verwundung geschützt; so blieben Beide ziemlich unbeschädigt. Glücklicher Weise kamen eben ein Reiter und zwei Ochsentreiber, die Hülfe leisten konnten, daher. Wir schnitten das Geschirr von dem am Boden liegenden Pferde los und schoben den schweren

Karren zurück, so daß das Pferd aufstehen konnte; es sprang alsbald auf und erwies sich auch unverletzt. Dann hoben wir den Wagen wieder zurecht, flickten mit Hülfe von Schnüren das zerschnittene Geschirr, und da nun der alte Mann erklärte, er könne jetzt weiter fahren, so verließen wir ihn. Solche Vorfälle sind, bei dem sehr mangelhaften Zustande der Straßen, alltäglich, und man muß sich nur wundern, daß nicht mehr Unglücksfälle vorkommen. Indessen verstehen die Leute hier meistens ebenso gut zu fahren, als zu reiten, und es ist wirklich interessant zu sehen, wie die scharfen Augen der Fuhrleute und Postillone sogar im Halbdunkel Hindernisse im Wege bemerken und vermeiden. Mancher Kutscher setzt seinen Stolz darauf, mit seinem Wagen im schärfsten Trabe so nahe an einem Baume vorbeizufahren, daß die Achsen der Räder eben noch ein kleines Stückchen der Rinde wegreißen.

Bald erreichten wir Coolak, eine sogenannte Stadt von vier oder fünf Häusern, unter welchen sich ein wirklich städtisch aussehendes Hotel befindet. Die Gegend umher ist offen, sehr fruchtbar und bleibt eben bis unweit Gundagai, wo ein kleiner Bergzug zu übersteigen ist. Gegen Abend gelangten wir nach Ober-Gundagai, einer bedeutenden Ortschaft im Thale des Murrumbidgee; eine weite, öde Fläche trennt sie vom Flusse selbst. Seit 1852 dieser das Thal überschwemmte und Gundagai zerstörte, wird die ihn unmittelbar begrenzende, gewiß fruchtbare Ebene nicht mehr angebaut, sondern nur als Weide benutzt. Der Murrumbidgee, einer der ansehnlichsten Ströme des Landes, der seine Gewässer dem Lachlan und mithin dem Murray zusendet, fließt, ohne bedeutende Breite zu besitzen, tief und langsam längs des steilen, südlichen Thalabhanges. Er kann mit der Zeit eine der wichtigsten Wasserstraßen der Kolonie werden, indem seiner Beschiffung bis nach Gundagai nur unbedeutende Hindernisse in den Weg treten. Ein Dampfboot, das von der Mündung des Murray bis nach

obiger Stadt, eine Strecke von etwa 2000 Meilen, fuhr, fand wenigstens keine unübersteiglichen Schwierigkeiten und man steht jetzt im Begriffe, Dampfschiffe von ganz geringem Tiefgange in den Murray und seine größern Nebenflüsse zu bringen. — Ein Fährboot brachte uns über den Strom an das südliche Ufer, an welchem Unter-Gundagai, eine kleine Ortschaft, steht. Hier lagerten wir in einer Wildniß von Disteln, welche nebst einem Polygonum die ganze Ebene eingenommen haben. Man sagt, ein Schotte habe die Distel, das Wahrzeichen seiner Nation, nach Australien gebracht; wahrscheinlicher ist sie jedoch, wie so manches andere Unkraut, zufällig im Getreide oder mit Sämereien eingeführt worden. Wie dem auch sei, so hat die Distel jetzt ausgedehnte, sonst fruchtbare Landstrecken dem Anbau ganz entzogen. Das Parlament von Viktoria sah sich sogar im Falle, eine eigene Bill zur Zerstörung des schädlichen Unkrautes zu erlassen. Auch uns gab die Pflanze wacker zu arbeiten, bis wir einen Platz zu unserm Lager ordentlich von ihr gereinigt hatten.

Nachdem wir die einige Meilen breite Distelwildniß zurückgelegt hatten, kamen wir in eine hügelige Waldgegend, in welcher nur eine kleine Häusergruppe, Adelongs Crossing-Place genannt, die Einsamkeit unterbricht. Zwanzig Meilen von Gundagai erreichten wir wieder die Ufer des Murrumbidgee, der hier in einsamer Gegend durch hochstämmigen Urwald fließt. Bald darauf verläßt man das Flußthal, um sich südwärts gegen den Murrayfluß zu wenden. Die Straße, hier in sehr gutem Zustande, ersteigt bei der Ortschaft Mundalla den Abhang eines Berges. Während wir in raschem Trabe die andere Seite des Berges hinunterfuhren, zuckte unser Pferd, das sich bis jetzt so tadellos gehalten hatte, plötzlich zusammen. Schnell hielten wir an und sahen zu unserm großen Leidwesen, daß sich das Pferd einen dicken Nagel, der aufrecht auf der Straße gestanden haben mußte, tief in den rechten

Vorderfuß getreten habe. Da wir uns vergebens anstrengten, ihn herauszuziehen, so eilte mein Freund nach Mundalla zurück, um einen Schmied zu holen. Ich blieb bei unserm armen Thiere und konnte nichts für dasselbe thun, als ihm eine unserer Wolldecken unter den Fuß zu legen. Der Schmied erschien bald, zog den Nagel heraus, und erklärte, leider nicht ganz wahrheitsgemäß, die Wunde für unerheblich.

Langsam ging es jetzt vorwärts durch eine drei Meilen lange, sumpfige Ebene. Das Pferd versuchte einige Male aus eignem Antriebe zu traben; allein es ging nicht. Der Weg führte dann steil den Tarcuttahügel hinauf und auf der andern Seite schroff und holprig wieder in ein tiefes Thal. Da wir bemerkten, daß das Pferd mit dem verwundeten Fuße zuckte, sobald es auf Sand oder kleine Steine trat, so schoben wir ihm ein Stück Pappendeckel zwischen den Huf und das Eisen. Das half offenbar etwas; allein der Pappendeckel war sehr bald durchgetreten, und so hatten wir in kurzer Zeit sämmtliche Bücher, die wir zur Unterhaltung mitgenommen hatten, ihrer Decken beraubt. Langsam und mit häufigen Unterbrechungen rückten wir vorwärts, — ein Gegenstück zu der fröhlichen Fahrt des Vormittages, an welchem wir 22 Meilen zurückgelegt hatten. Um unserm Pferde eine ruhige Nacht zu verschaffen, logirten wir im Wirthshause in Nieder-Tarcutta, einem kleinen Dorfe in fruchtbarem Thalgrunde.

Unsere Hoffnung, daß die Nachtruhe das Pferd wieder herstellen würde, erwies sich leider als unbegründet. Wir legten den ganzen Tag mit Mühe zwölf Meilen zurück, indem wir durch das einförmige Thal des Tarcuttaflusses zogen und dann, einen hohen Hügel übersteigend, in dasjenige des Billalongflusses gelangten. Auf dem ganzen Marsche bis zu diesem Gewässer trifft man ein einziges Haus, die Poststation Kyamba. Am Billalong blieben wir zwei Tage in der Nähe einer Stadt, die aus einem Wirths-

hause und einer Farm besteht; weiter unten am Flusse liegen indessen noch einige Häuser zerstreut im Walde. Mehrere Hügel, deren Kuppen mit wild umhergeworfenen Sandsteinfelsen bedeckt sind, bieten einen nicht uninteressanten Blick auf eine ächt australische Szenerie. Gegen Westen dehnen sich unabsehbar die Ebenen hin, durch die der Billalong zwischen Murrumbidgee und Murray dem Edwardflusse zuschleicht, um sich mit diesem in den Murray zu ergießen. Nach den übrigen Seiten schweift der Blick auf waldige Anhöhen, die letzten Ausläufer der Australalpen gegen Westen zu. Da der Wald die vereinzelten Ansiedlungen bedeckt, so ist das großartig einförmige Gemälde durch keine Spur menschlicher Kultur belebt.

Als wir unsere Reise fortsetzen wollten, fanden wir zu unserm Schrecken, daß sich unser Pferd nirgends blicken ließ. Während mein Gefährte daher die Hügelregion durchsuchte, durchstreifte ich die Ebene am Flusse; aber wir kehrten ohne Pferd zurück. Der Postknecht an der Station ging eben aus, um seine Gäule zu suchen, und wir baten ihn, er möchte sich auch nach unserm Pferde umsehen. Er kam jedoch mit dem Bescheide zurück, er habe es nicht finden können, so daß wir es bereits verloren gaben. Als wir dem verschmitzten Irländer 10 Schillinge versprachen, wenn er das Pferd auffinde, erklärte er mit der größten Seelenruhe, es sei im Stalle und streckte die Hand aus, um seinen Lohn zu empfangen. In unserer Herzensfreude über das Wiederfinden unsers treuen Reisebegleiters gaben wir ihm das Geld und machten uns wohlgemuth auf den Weg.

Die Landschaft bleibt hügelig, waldig und langweilig. Die Straße ist bis Albury eine bloße Wagenspur durch den sandigen Boden. Albury liegt noch 45 Meilen von Kyamba; man passirt den Zehnmeilencreek, an dem eine kleine Ortschaft liegt, und trifft dann nur noch vereinzelte Wirthshäuser und Farmen am Wege.

Mit großer Befriedigung blickten wir am sechszehnten Tage nach unserer Abreise von Sydney von einer Hügelkette auf das breite Thal des Murray herab und erreichten bald Albury, die ansehnlichste Stadt am ganzen Flusse, obschon auch sie kaum 1000 Einwohner zählt. Die Stadt verdankt ihre Blüthe nicht sowohl ihrer Lage am Murray, da dieser größte Strom Australiens bisanhin noch wenig als Wasserstraße benützt worden ist, sondern der Fruchtbarkeit des Thales, das Getreide und vor Allem aus Wein in bedeutender Menge und vorzüglicher Qualität hervorbringt. Besonders die Deutschen, die einen großen Theil der Bevölkerung des Murraythales ausmachen, beschäftigen sich mit Weinbau, und fast jeder Bauer besitzt unter seinem Hause einen guten Keller, in dem sich Faß an Faß voll des edelsten Getränkes reiht. Ich machte Bekanntschaft mit einigen deutschen Farmern, die mich freundschaftlichst einluden, ihre Weine zu kosten. Ich muß gestehen, daß selten ein feineres Glas Wein meinen Gaumen erlabte, als der Rebensaft am Murray, dem australischen Rheine. In Folge des Weinbaues herrscht hier, wenigstens bei den Deutschen, ein auffallender Wohlstand. Die Häuser sind keine mit Rinde gedeckte Hütten, sondern wackere Bauernhöfe, die von wohlgepflegten Gärten umgeben sind. Der Schmied, ebenfalls ein Deutscher, zu dem wir unser Pferd brachten, hatte sich eben eine stattliche Halle mit Geschirrkammer, Kohlenraum u. s. w. erbaut, was er uns Alles mit gerechtem Stolze zeigte. Dann mußten wir ihn in seinen gewölbten Keller begleiten, wo wir des Guten fast zu viel sahen und kosteten. Kurz, man bemerkt zur Genüge, daß die Leute hier gedeihen; Boden und Klima wetteifern aber auch mit einander, einen thätigen Mann in seinen Arbeiten zu unterstützen.

Auf einer Holzbrücke überschritten wir den Murraystrom, an dessen Südufer das Städtchen Belvoir oder Wodonga, der Grenzposten der Kolonie Viktoria gegen Neusüdwales, liegt. Das Land

bleibt mehrere Meilen weit eben und fruchtbar, bis bei der Ortschaft Barnawartha wieder der gewöhnliche Charakter der Landschaft, welliges oder hügeliges Waldland, hervortritt. Gegen Abend gelangten wir zu einigen vereinzelten Goldgruben, den Vorposten der reichen Goldfelder von Chiltern, einer Stadt, die wir bald darauf erreichten. Chiltern ist eine ächte Diggerstadt; erst 6 Jahre alt, ist sie doch von ansehnlicher Größe, aber gebaut, als ob sie schon bald wieder verschwinden müsse, was auch, wenn der Ertrag der Goldfelder aufhört, lohnend zu sein, der Fall sein mag. Bretter und Leinwand sind das Baumaterial der ganzen Stadt. Hier sieht man ein Haus, das nur aus Leinwand gebaut ist, hiemit zum eigentlichen Zelte heruntersinkt. Daneben steht ein anderes, das ganz aus Brettern zusammengefügt ist, während ein drittes Gebäude Wände von Holz, aber ein Dach von Leinwand hat. Nur das Gerichtshaus mit dem unvermeidlichen Gefängnisse ist aus festern Materialien errichtet. Das ist der Charakter aller so rasch aus dem Boden aufschießenden Goldstädte.

Erweisen sich die Mienen dauernd ergiebig, oder wird die Stadt das Centrum einer ackerbauenden Bevölkerung, so verliert sie nach und nach das ephemere Aussehen; Stein tritt an die Stelle von Holz und Leinwand, und der Fortbestand der Stadt ist als gesichert zu betrachten. In diesem Falle befinden sich z. B. Beechworth und Ballarat, jetzt zwei der ansehnlichsten Orte in der Kolonie Viktoria. Wird aber ein Goldfeld nach und nach zu arm, um eine größere Anzahl Gräber dauernd zu beschäftigen, so sinkt die Stadt, die einem Goldfelde ihre Entstehung verdankt, ebenso rasch in's Nichts zurück, als sie entstanden ist; Beispiele davon haben wir in Kyandra am Schneeflusse und Forbes am Lachlan. Chiltern, das nordöstlichste Goldfeld des reichen Ovensdistriktes, ist noch im Aufblühen; die lohnenden Geschäfte, welche in den Banken, Kaufläden und Wirthshäusern gemacht werden, beweisen dies zur Ge-

nüge. Rings um die Stadt ist der Boden aufgewühlt, und, wo noch vor wenigen Jahren stiller Urwald stand, erblickt das Auge Nichts als Haufen von gelbrother Erde, zwischen denen tiefe Löcher eingegraben sind.

Der Weg von Chiltern nach Wangaratta, dem nächsten Städtchen, eine höchst uninteressante, halbe Tagreise, führt durch vollständig ebenes Waldland, in welchem wegen des Mangels an Abdachung große Wasserlachen und Sümpfe liegen. Wie man aber einige Meilen vor Wangaratta aus dem Walde tritt, ändert sich die Szenerie in überraschender Weise. Noch ist das Land eben, aber statt des Waldes erblicken wir Kornfelder und üppige Wiesen, durch die sich der Ovensfluß schlängelt. Gegen Osten ruht das Auge mit um so größerer Befriedigung auf dem Landschaftsbilde, je seltner ein solcher Anblick dem Reisenden in Australien zu Theil wird. Stufenweise erheben sich hier immer höher werdende Hügel, bis der Hintergrund von herrlichen Gebirgen, dem höchsten Theile der Australalpen, gebildet wird. Wir glaubten auf den erhabensten Gipfeln, welche an 7000 Fuß Höhe erreichen, selbst Schneefelder zu sehen; jedenfalls war dies frisch gefallener Schnee, indem keine der Spitzen die Schneelinie erreicht.

Der Ovens, der in der wildesten Gegend des Gebirges entspringt, wird bei Wangaratta von einer Brücke überspannt und theilt die Stadt in zwei ungleiche Theile. Wir kampirten außerhalb derselben in einer Wiese, hatten aber kaum unser Nachtquartier bezogen, als uns ein strömender Regen überfiel. Bald bemerkten wir, daß unsere primitive Einrichtung unter dem Wägelchen uns keinen Schutz gegen einen solchen Regenguß gewähre und zogen uns daher schleunigst in das benachbarte Haus zurück. Der Besitzer desselben überließ uns in der zuvorkommendsten Weise eine Küche, in welcher sich zur Erhöhung unsers Comforts eine Menge gefüllter Spreusäcke befanden. Aus diesen bereiteten wir uns bequeme Bet-

ten und hörten dann mit Behagen dem Plätschern des Regens zu, während wir im Trocknen am Kaminfeuer saßen und ungewöhnliche Quantitäten Thees tranken.

Der Zustand unsers Pferdes war immer noch sehr unbefriedigend; wir sahen uns daher genöthigt, es nochmals zu einem Schmied zu führen. Man nimmt nämlich hier zu Lande allgemein an, daß die Schmiede auch einige Kenntniß der Thierarzneikunde besitzen, was auch bei einigen der Fall sein mag. Es stellte sich leider heraus, daß die Wunde eitere. Der Schmied rieth uns daher, das Pferd für einige Tage in einem Stalle unterzubringen und seinen Fuß fortwährend mit warmen Tüchern zu umwickeln. Wir folgten dem Rathe und fanden bald einen wackern Wirth, der uns versprach, redlich für das kranke Thier zu sorgen und zwar für den nicht unbilligen Preis von 7 Schilling (Fr. 8. 75 Ct.) per Tag. Die Frage war nun, was wir in der Zwischenzeit anfangen sollten. In Wangaratta selbst ist wenig zu sehen; es ist ein ruhiges Landstädtchen, das sein Entstehen den fruchtbaren Gefilden am Ovensflusse und nicht einem Goldfelde zu verdanken hat. Darum steht es auch in schroffem Kontraste mit dem benachbarten Chiltern. In Wangaratta sieht man keine Zeltwohnungen; aber desto mehr stattliche steinerne Gebäude. Das Leben in den Straßen, oder besser, in der Straße (denn es ist nur eine solche vorhanden mit einigen Nebenarmen) ist still und ruhig; nur die Ankunft und Abfahrt der Royal Mail (königlichen Post) erregt einiges Aufsehen. Während wir durch das Städtchen schlenderten, zog eine Inschrift über einem Wirthshause „Cider zu einem Penny das Glas" unsere Aufmerksamkeit auf sich. Apfelwein wird erst seit einiger Zeit in Australien bereitet. Im Norden von Viktoria, und noch bei Sydney, gedeihen Kernobstbäume, wie überhaupt alle Obstsorten, zwar sehr gut; allein die Früchte haben nicht den feinen Geschmack, wegen dessen sie in Europa so beliebt geworden sind. Offenbar ist das Klima zu

heiß für das Kernobst; allein im südlichen Viktoria und noch mehr in Tasmania fühlt sich dieses mehr heimisch, und hier gewinnt die Bereitung von Cider immer größern Umfang. Während wir ein paar Gläser des nicht übeln Getränkes kosteten, beriethen wir uns über die Verwendung unserer Mußezeit und gelangten endlich zu dem Entschlusse, einen Abstecher nach Beechworth, der Hauptstadt des Ovensdistriktes, zu machen. Die Entfernung beträgt 25 Meilen; es galt daher, da wir erst Mittags aufbrachen, tüchtig zu marschiren. Die ersten 12 Meilen bis zum Städtchen Tarrawingee führte unser Weg durch ein ebenes, sehr fruchtbares Kornland. Weiterhin bis Beechworth erscheinen wieder bewaldete Hügel, die Vorberge der goldreichen Bogongkette. Erst in später Nacht langten wir in der Stadt an und begaben uns in eines der zahlreichen Hotels. Wir erhielten daselbst ein kleines Zimmer mit zwei herzlich schlechten Betten; allein gewohnt, wie wir waren, auf freier Erde zu schlafen, fanden wir unser Lager höchst behaglich.

Als wir den folgenden Morgen durch die Stadt spazierten, waren wir erstaunt, einen solchen Grad von Wohlstand, ja Luxus, hier zu finden. Die Gegend um Beechworth ist keineswegs fruchtbar, sondern ein steiniges Bergland, dessen Urwald an einer Seite bis an die Stadt stößt. Vielmehr verdankt die Stadt ihre Blüthe den reichen Goldfeldern, in deren Mitte sie liegt. Da die Minen zu den ersten gehören, die überhaupt entdeckt worden sind, und immer noch eine sehr ansehnliche Anzahl von Diggern beschäftigen, so ist die Stadt bereits aus der Leinwand- und Holzperiode herausgetreten. Ueberall erblickt man Steingebäude, und zwar mitunter solche, die durch Größe und geschmackvolle Bauart auffallen, wie mehrere Banken, eine schöne presbyterianische Kirche und ein festungsartiges Gerichts- und Korrektionshaus. Die Menge großer Kaufläden und Hotels, das geschäftige Treiben auf den Straßen, das fortwährende Anlangen und Abgehen beladener Karren —

dies Alles beweist, daß wir uns im Mittelpunkte eines stark bevölkerten Distriktes befinden. Wirklich zählt der Bezirk Beechworth 30,000 Einwohner, von denen 20,000 in den Minen arbeiten.

Die Goldgruben beginnen gleich vor der Stadt am Abhange eines Hügels. Hier ist kaum ein Fuß Boden, der nicht schon durchgewühlt worden wäre. Ueberall müssen wir uns zwischen Haufen rother Erde durchwinden, Wassergräben überspringen und tiefe Schachte umgehen. Jetzt arbeiten hier meistens Chinesen, die den schon einmal durchsuchten Boden nochmals in Angriff nehmen und bei ihrem Fleiße und ihrer Sparsamkeit noch gute Geschäfte machen. Eben wusch ein Chinese eine Quantität Erde in einer flachen Schüssel aus, als wir hinzutraten. Der Mann meinte, die Arbeit sei sehr wenig lohnend, doch glitzerten, als alle Erde sorgfältig weggeschwemmt war, mehrere hübsche Goldblättchen am Boden der Schüssel. Auf dem breiten Rücken der Anhöhe liegt die Chinesenstadt, die eines Besuches wohl werth ist. Wir können uns hier, ohne unsere Einbildungskraft allzu stark in Anspruch nehmen zu müssen, bequem nach China versetzt glauben. Die leicht aus Holz aufgeführten Häuser tragen chinesische Inschriften; Söhne des himmlischen Reiches verkaufen direkte aus China importirte Waaren aller Art oder arbeiten im Schatten der Veranda's in ihren verschiedenen Berufsgeschäften. Ein reich verziertes Haus ist wahrscheinlich ein Tempel; wenigstens sehen wir durch die halboffene Thüre Götzenbilder und sonderbare Inschriften und Zettel an den Wänden. Auch ein Theater fehlt nicht, es ist freilich nur ein kolossales, rundes Zelt; doch versichert uns der etwas englisch sprechende Portier, daß heute Abend eine berühmte Tragödie von einem Dichter, dessen Name wie Ti-Wang lautete, aufgeführt werde.

Ein Spaziergang von einer Meile brachte uns zu einem goldhaltigen Quarzreef, das von mehrern Kompagnien Engländern ausgebeutet wird. Es bedarf dazu 120 Fuß tiefer Schachte, in die

man in kleinen Kübeln hinuntersteigt. Ein Arbeiter lud uns ein, mit ihm in den Schacht zu fahren; allein da das Loch so eng ist, daß man überall an den nassen Erdwänden anstößt, wagten wir nicht, unsere sonst schon ziemlich abgerissenen Kleidungen noch gänzlich zu ruiniren.

Das prächtige Wetter machte uns Lust, unsern Spaziergang fortzusetzen, und so gelangten wir nach einem Marsche von 7 Meilen nach Nine Miles oder Stanley, einer kleinen, von Goldgruben umgebenen Ortschaft. Ueberall sieht man auch hier verlassene Schachte; oft hat mitten im Urwalde ein unternehmender Digger ein Loch gebohrt, nur um seine Hoffnung, schnell reich zu werden, darin zu begraben. Jetzt werden hier wenige neue Minen mehr geöffnet; hingegen der allenthalben zu Hügeln angehäufte Stoff, der schon einmal mit unvollkommenen Werkzeugen gewaschen wurde, wird zum zweiten Male in Angriff genommen. Ein Deutscher, der hier arbeitete, versicherte uns, er mache mit dem Waschen des schon einmal untersuchten Stoffes immerhin 50 bis 60 Franken wöchentlich, ein zwar nicht allzu großer Lohn für die mühsame Arbeit. Obschon Stanley's Blüthezeit vorbei ist, zeigt der Ort immer noch viel Leben. Auch Chinesen haben sich auf einem nahen Hügel, wie bei Beechworth, in einem eignen Dorfe niedergelassen. Eben als wir das Städtchen betraten, schleifte ein halbbetrunkener Goldgräber seinen gänzlich betrunkenen Kameraden an den Beinen über die schmutzige Straße — ein charakteristisches Genrebild in einem Minenorte. Nachdem wir in einem höchst mittelmäßigen Gasthofe zu Mittag gespiesen, bestiegen wir die eben abfahrende Post, um nach Beechworth zurückzukehren. Die Fahrt ist fast lebensgefährlich; der Weg führt oft in scharfen Winkeln um Baumstrünke und bei verlassenen Gruben vorbei, doch brachte uns der geschickte Kutscher, der seine 4 Rosse beständig scharfen Trab laufen ließ, wohlbehalten nach der Stadt zurück.

Die Gelegenheit, ein chinesisches Drama zu sehen, durfte nicht versäumt werden. Wir verfügten uns also Abends sieben Uhr nach der Chinesenstadt, wo wir gegen ein Entrée von 3 Shilling einen guten Platz erhielten. Außer uns und dem Aufsicht haltenden Polizisten war nur noch ein Europäer anwesend; die ganze, wohl 200 Köpfe starke Versammlung bestand sonst nur aus Chinesen. Das Drama handelt, soviel wir ersehen konnten, von einem Mädchen, das von einem alten Liebhaber belästigt wird. Da sie sich vor ihrem Verfolger nicht schützen kann, beschließt sie, sich zu erhängen, und sucht zu diesem Zwecke, auf einer hohen Leiter stehend, ihre Schärpe an einem Haken an der Zimmerdecke zu befestigen. Der Schauspieler, der die Rolle des Mädchens gab, entwickelte dabei bedeutende gymnastische Fertigkeit. Er beschrieb nämlich, während er die Schärpe zu befestigen versuchte, mit seinem Körper rückwärts einen förmlichen Halbkreis und stürzte dann, sein Gleichgewicht verlierend, von der Höhe der Leiter herunter, natürlich ohne Schaden zu nehmen. Das Kunststück wurde noch zwei- oder dreimal wiederholt, unter dem lebhaftesten Applause der Zuschauer, die dabei mächtige Rauchwolken aus ihren Pfeifen und unnatürliche Laute aus ihren Kehlen stießen. Es erfolgte dann, aus irgend einer Ursache, ein Kampf zwischen zwei Kriegern, von denen der Eine mit einer langen Lanze, der Andere mit Schwert und Schild bewaffnet war; daß die Waffen von Metall waren, bewies ihr scharfes Klirren. Der Mann mit der Lanze drang wüthend auf seinen Gegner ein; dieser aber warf sich, wie sein Feind zum Stoße ausholte, mit Blitzesschnelle in einen Knäuel auf den Boden, bedeckt von seinem Schilde, und ließ die Lanze an diesem abprallen. Dann sprang er rasch auf und führte einen gewaltigen Schwertstreich gegen den Lanzenmann, welcher den Hieb wunderschön parirte. Es war dies ein Schauspiel, das auch bei einem europäischen Publikum wegen der erstaunlichen Körperge-

wandtheit und Sicherheit des Auges, die dabei entwickelt wurden, ungetheilten Beifall gefunden hätte. Anderseits erweckte in uns Manches unauslöschliche Heiterkeit, welche den Chinesen bei vielleicht ernsthaften Szenen gewiß höchst unmotivirt erschien. So saß die sechs Mann starke Musikbande im Hintergrunde der Bühne und kratzte auf unbeschreiblichen Instrumenten katzenmusikartige Weisen herunter. Wenn sich eine Hauptperson umzukleiden hatte, traten zwei Diener mit einem Vorhange mitten auf die Bühne und hielten das Tuch ausgespannt vor sich hin, hinter welchem sich der Schauspieler sofort und zwar überraschend schnell umkleidete. Die Zuschauer folgten Allem, was vorging, mit der ungetheiltesten Aufmerksamkeit und waren stets bereit, Beifall zu klatschen; indessen wurde kein Schauspieler herausgerufen.

Wir fanden auch Gelegenheit, ein Wettrennen um 25 Pfund Sterling (625 Franken) mitanzusehen. Wie alle größern Ortschaften, hat auch Beechworth einen Racecourse, d. h. einen ovalen, ebenen Platz, dessen Rennbahn genau eine Meile Umfang hat. Es war ein Wettrennen zwischen zwei berühmten Stuten, wobei kein Pferd in Galopp gesetzt werden durfte; die Bahn mußte im Trabe zurückgelegt werden. Auf diese Weise machte das gewinnende Pferd die Distanz von 3 Meilen (dreimal die ganze Bahn) in 3½ Minuten, während das andere Pferd etwas über 4 Minuten dazu brauchte.

Inzwischen wurde es Zeit, uns nach unserm verwundeten Pferde umzusehen, und wir kehrten daher nach Wangaratta zurück. Die Rast hatte unser armes Thier offenbar gestärkt; allein die Wunde war noch fern von der Heilung. Der Schmied meinte jedoch, wenn er eine Eisenplatte unter den Huf des Pferdes lege, um den Fuß gegen das Auftreten im Sande unempfindlich zu machen, so können wir die Reise fortsetzen. Wir benutzten das Auskunftsmittel, froh, wieder unserm Ziele näher zu kommen.

Durch eintönige, beständig waldige Gegenden, in denen hie und da ein Hügel zu übersteigen war, passirten wir das Städtchen Winton und stiegen dann bei dem hübschen Orte Benalla in das Thal des Brokenflusses hinunter. Wir glaubten, da unser Pferd ganz ordentlich marschirte, daß unsere Noth jetzt zu Ende sei, als wir plötzlich bemerkten, daß es mehr als je hinke, und dann entdeckten, daß es die schützende Eisenplatte verloren hatte. Trotz langen Suchens fand sich diese nicht mehr, und ein Blechstück, das wir einsetzten, ging ebenfalls bald verloren. Wir sahen uns daher genöthigt, unweit Benalla zu kampiren, wo uns noch zum Ueberfluß ein starker Regen ein unangenehmes Nachtlager bereitete und zudem die ohnedies schlechte Straße noch mehr verschlimmerte.

Mit nicht allzugroßer Hoffnung auf eine heitere Tagreise machten wir uns auf den Weg, und es ging wirklich schlimmer, als wir gedacht hatten. Obschon das Land ganz eben war, vermochte unser Pferd kaum zu marschiren. Dreimal mußten wir tiefe Bäche mit morastigen Ufern überschreiten, und da wir fürchteten, das Pferd habe nicht mehr Kräfte genug, das Fuhrwerk durch den Schlamm zu schleppen, spannten wir es aus und zogen das Chaischen selbst mit vieler Mühe durch die Creeks. Unter so bewandten Umständen lagerten wir bei Paddawingee, einem Dorfe am Ufer eines kleinen Nebenflusses des Brokenrivers, nachdem wir kaum sechs Meilen zurückgelegt hatten. In keineswegs rosiger Stimmung saßen wir an unserm Feuer und berathschlagten, was zu thun sei. Weiterer Aufenthalt, um dem Pferde Ruhe zu gönnen, war schon deßhalb unthunlich, weil die wiederholte Behandlung des Pferdes und der damit verbundene Aufenthalt unsere Kasse dermaßen geschwächt hatte, daß wir eben noch die nothwendigsten Mittel für drei oder vier Tagreisen besaßen. Man beschloß

daher, langsam vorzurücken und erst, falls es dringend nothwendig würde, das Pferd zurückzulassen.

Zu unserer nicht geringen Befriedigung zeigte sich dieses den folgenden Morgen ungewöhnlich lebhaft und setzte sich, statt wie gestern langsam vorwärtszuschleichen, alsbald in einen ganz wackern Schritt. Wir konnten uns diese erfreuliche Erscheinung nicht erklären; hatte vielleicht das gestrige Durchwaten der sumpfigen Bäche so wohlthätig auf die Wunde eingewirkt? Immerhin verschwand, je besser das Pferd vorwärtsschritt, desto rascher unsere Besorgniß, das uns lieb gewordene Thier zurücklassen zu müssen. Acht Meilen weit ging es durch Wald mit abwechselndem Gestrüppe, das mit einer Masse der buntesten Papageien belebt war. Bei Violettown, einem hübsch gelegenen Städtchen, fließt der Violetcreek zwischen tiefen Ufern dem Goulburn zu. Eine Fluth hatte die frühere Brücke zerstört, und eine neue, höher gelegene, war noch im Bau begriffen. Wir mußten daher mit unserm Fuhrwerk die steile Uferwand hinab, den Bach durchwaten und jenseits eben so steil hinauf. Sorgfältig wurde der Uebergang gewagt und glücklich ausgeführt. Wieder fuhren wir durch ebenen Wald, als plötzlich das Pferd aus freien Stücken zu traben anfing. Wir schauten einander mit freudigem Erstaunen an und ließen es gewähren, so lange es ihm beliebte. Jetzt hatte unser Ungemach ein Ende; das Pferd lief wieder so gut, wie vor jenem fatalen Unfalle bei Mundalla, und die Reise wurde mit derselben Heiterkeit zu Ende gebracht, mit der sie begonnen hatte.

Unsere Straße führte uns beständig längs des Nordwestflusses der letzten Ausläufer der Australalpen, die hier in eine breite, vom Goulburnflusse durchströmte Ebene abfallen. Ein ungewöhnlicher Reichthum an Bächen, die alle dem Goulburn zufließen, charakterisirt das Land. So passirten wir einen kleinen Fluß bei Duckspond (Ententeich), einem Städtchen, dessen Name von dem

großen Teiche, an dem es liegt, herrührt. Wenige Meilen weiter überschreitet man einen Bach bei Euroa, und dann folgt der Viermeilencreek mit einem guten Lagerplatz, den auch wir benutzten. Von diesem Creek steigt die Straße nach Longwood, einer großen Ortschaft auf einem ziemlich gut kultivirten Plateau, hinauf. Die Landschaft erhält durch einen steilen Berg, dessen Spitze mit senkrechten Felsen gekrönt ist, einen Anflug von Schönheit, der um so wohlthuender wirkt, als darauf meilenlang flache, wellenförmige Hügel, von breiten Thälern getrennt, folgen. Eine sehr mangelhafte Straße, die oft auf lange Strecken schnurgerade durch den Wald gehauen ist, zieht sich durch die unerquickliche Landschaft. Der Wald wird nur einmal in einer Thalmulde bei Barlow's Lagoon durch eine armselige Niederlassung unterbrochen. Erst wenn man das Thal des Hughescreeks erreicht, verliert das Land etwas seine trostlose Einförmigkeit. Der Hughescreek selbst wird bei dem Städtchen Avenel von einer sehr schönen Steinbrücke mit 6 Bogen, dem einzigen Baue dieser Art an der ganzen Straße, überspannt. Eine weitere Fahrt von 12 Meilen durch Wald und über Hügel brachte uns in das Thal des Goulburn, in welchem wir, bevor man den Fluß erreicht, in Gesellschaft mehrerer Reisenden unser Lager aufschlugen.

Ein dichter Nebel, eine in Australien nicht sehr häufige Erscheinung, lag auf dem Lande, als wir das Städtchen Seymour am Goulburn erreichten. Hier führt eine hölzerne Brücke über den ansehnlichen Strom; sie war erst den Tag vor unserer Ankunft feierlich dem Verkehre übergeben worden, indem bis anhin die Reisenden auf einer Fähre über den Fluß setzen mußten. Der geschwätzige Zöllner hatte viel von den Festlichkeiten, mit denen die Eröffnung der Brücke begleitet gewesen war, zu berichten, und wir lachten herzlich, aber weniger über die Witze des Zöllners, als über den Umstand, daß die Brücke eben gestern eröffnet worden

war. Das Uebersetzen eines Pferdes mit Fuhrwerk auf der Fähre kostete nämlich 10 Shillinge, eine Summe, die wir nicht mehr besaßen, während der Brückenzoll nur 6 Pence betrug.

Nachdem wir den Sunday-Creek (Sonntagsbach) überschritten hatten, betraten wir wieder Hügelland, bis bei dem Orte Tallarook eine fruchtbare, mit Akazien bewachsene Ebene beginnt. Bei Broadford wird die Landschaft gebirgig; man nähert sich dem Scheidegebirge, das die Gewässer des Murray von den Küstenflüssen, die in die Südsee fallen, trennt. Ein breiter Rücken, ein Ausläufer des Hauptzuges, wird auf sehr guter Straße erstiegen. Ueberhaupt beweist die Straße schon hier, daß wir uns kultivirtern Distrikten nähern; sie ist, besonders wo sie über Hügel führt, in ausgezeichnetem Zustande. Auf dem erwähnten Höhenzuge angelangt, erfreuten wir uns an der weiten Aussicht auf ein vor uns liegendes, flaches Thal, hinter dem sich das Scheidegebirge erhebt. Die Namen einiger Gipfel desselben, wie Mount Disappointment (Enttäuschung) und Mount Despair (Verzweiflung) zeugen von den Anstrengungen und Entbehrungen, denen sich die ersten Reisenden, die das Land zu erforschen ausgingen, unterziehen mußten. Ein anderer Gipfel, mehr nordwestlich von unserm Standpunkte gelegen, zeichnet sich durch eine rein kegelförmige Gestalt aus und trägt daher den Namen Zuckerhut (Sugarloaf). Unten im Thale liegt Kilmore, die bedeutendste Stadt an unserer Straße; wir waren wirklich überrascht von der Menge großer, steinerner Gebäude, die den Ort schmücken. Die Bevölkerung ringsum ist ackerbauend und findet in dem noch 33 Meilen entfernten Melbourne einen guten Markt für ihre Produkte. Wir hätten für unsern Zweck freilich lieber Wald gesehen; denn wir mußten, trotz des späten Abends, noch drei Meilen zurücklegen, bis wir einen Platz zum Nachtquartier fanden. Der Besitzer des Bodens, auf dem wir lagerten, brachte uns einen großen Topf Milch her-

aus, eine Delikatesse, die wir schon einige Zeit nicht mehr gekostet hatten. Wir bezahlten ihn mit dem Vorrathe unserer Kerzen, die wir jetzt nicht mehr brauchten. Da sich in unserer Nähe fast kein Brennholz vorfand, so machten wir, eine Kerze in der Hand, in stockfinsterer Nacht einen Ausflug in den nahen Wald und kehrten schwerbeladen zu unserm Lagerplatze zurück. Lange saßen wir noch am Feuer, dem letzten Lagerfeuer auf unserer Reise, und besprachen Pläne für die Zukunft, indem wir Beide neue Wirkungskreise zu suchen im Begriffe standen, mein Freund irgendwo in Australien und ich wahrscheinlich in Europa. Erst die Kälte der Nacht und der fallende Thau veranlaßten uns, unser gewohntes Lager unter dem Buggy zu beziehen.

Mit Tagesanbruch brachen wir auf, um unser Ziel bei Zeiten zu erreichen. Unser Pferd war wieder in bestem Zustande; mehrmals legten wir, die Uhr in der Hand, die Strecke von einem Meilenstein bis zum nächsten in fünf Minuten zurück. Nachdem wir die ersten paar Meilen durch eine wenig angebaute Waldgegend gefahren waren, zog sich die Straße allmälig auf den Sattel des Großen Hügels (Big Hill) hinauf. Hier hielten wir einige Augenblicke an und erlabten unsere Augen an dem Anblicke der vor uns liegenden Küstenebene, die am südlichen Horizonte mit dem Meere verschwamm. Die scharfen Augen meines Freundes wollten sogar den Rauch eines Dampfers in Port Philipp erkennen. Rasch ging es nun abwärts nach der am Fuße des Big Hill gelegenen Ortschaft Warren Warren. Bald darauf betraten wir eine ausgedehnte, baumlose Ebene, die, obschon theilweise angebaut, einen öden, unfreundlichen Anblick gewährt. Am südlichen Ende dieser Fläche dehnt sich das große Dorf Donnybrook aus, und nun folgen rasch auf einander stark bevölkerte Ortschaften mit bereits städtischem Charakter, die Vorposten Melbourne's. Der letzte Ort, eigentlich bereits eine Vorstadt von Melbourne, ist

Brunswick, das auf den Reisenden, der aus dem Innern kommt, den Eindruck einer großen Stadt macht. Hier ist bereits Stadtleben; Omnibusse und Kabs fahren fortwährend durch die belebten Straßen, die aus hohen Steinhäusern bestehen. Von hier drängt ein schönes Landhaus das andere, alle mit weiten Gartenanlagen umgeben, bis die Gärten verschwinden, und die Häuser an der Straße eine zusammenhängende Reihe bilden. Gegen ein Uhr Nachmittags waren wir in Melbourne und somit hatte unsere Fahrt, die durch die häufigen Aufenthalte an verschiedenen Orten sich auf $5^{1}/_{2}$ Wochen ausgedehnt hatte, ein Ende. Ohne den Unfall mit unserm Pferde hätten wir die Distanz von Sydney bis Melbourne leicht in drei Wochen zurückgelegt.

Ich saß Abends in einem Gasthofe und dachte mit tiefer Wehmuth an die beendete Reise. Das Leben und Treiben in der großen Stadt Melbourne, in der ich mich so fremd fühlte, war mir zuwider. Wie gern hätte ich das geräumige Gastzimmer, in welchem sich eine Menge mir unbekannter Menschen umhertrieben, mit dem stillen Urwalde und den behaglichen Sitz am Kamin mit dem Lagerfeuer vertauscht! Und dazu kam noch das bittere Bewußtsein, daß ich dem mir so theuer gewordenen Walde für immer Lebewohl gesagt hatte. Mag auch der australische Gummiwald unendlich einförmig sein, mögen auch die australischen Landschaften im Allgemeinen geringe Reize besitzen, so wird doch Jeder, der, mit offnem Auge für die Natur, das Schöne zu sehen versteht, in der anscheinend unschönen Gegend sehr Vieles finden, was ihn fesselt und entzückt. So schied ich denn ungern von Australien, wiewohl mein Reiseziel ein Land war, das an Schönheiten unendlich hoch über Australien steht, und wiewohl dieses Land, dem ich zusteuerte, meine Heimat war.

Ich fand einen Platz an Bord des wackern Klipperschiffes „Kent" von der bekannten, ausgezeichneten Blackwall-Linie in

London. Da das Schiff erst in vierzehn Tagen segeln sollte, so hatte ich erwünschte Gelegenheit, Melbourne mit seiner Umgegend kennen zu lernen. Ich fand bald, daß Melbourne zwar als Stadt einen günstigern Eindruck macht, als Sydney, während die Lage der letztern Stadt unvergleichlich reizender ist, als die der Hauptstadt von Viktoria. Melbourne darf unbedingt eine schöne Stadt genannt werden; Sydney verdient dieses Prädikat nur in einzelnen Theilen. Uebrigens ist das Gepräge von Melbourne eher ein düsteres, als ein freundliches, zu nennen. Dies mag besonders davon herrühren, daß sämmtliche Häuser aus einem bläulichschwarzen, festen Sandsteine gebaut sind. Diese Steinart liefert ein ausgezeichnetes Baumaterial, gibt aber den Gebäuden ein finsteres Aussehen.

Die Anlage der Stadt ist durchaus regelmäßig. Die mit dem berühmt gewordenen Flusse Yarra parallelen, schnurgeraden Hauptstraßen werden von andern Straßen rechtwinklig durchschnitten. Zwischen je zwei Hauptstraßen läuft eine schmälere Gasse, die den Namen der nächsten Hauptstraße mit dem vorgesetzten Worte Klein (Little) trägt. So haben wir als Hauptstraßen Collins-, Bourkes-, Lunsdale-Street u. s. w. und als Beistraßen Little-Collinsstreet u. s. w. Wie in Sydney, so sind auch hier die Banken, das Postgebäude und manche Kaufläden die hervorragendsten Gebäude der Stadt. Sehr ansehnlich ist die öffentliche Bibliothek, ein Institut, das auch in andern Städten Nachahmung finden dürfte. In einem palastartigen Gebäude durchschreiten wir einige mit Kunstwerken geschmückte Vorzimmer und betreten dann einen geschmackvollen Saal, in dem in musterhafter Ordnung gegen 20,000 Bände aufgestellt sind. Zwischen je zwei Büchergestellen steht ein Tisch mit Sesseln für wißbegierige Besucher. Jedermann hat freien Zutritt; man nimmt sich selbst beliebige Werke aus den Fächern und kann den ganzen Tag hier zubringen, da die Anstalt

täglich von Morgen früh bis Abends spät offen steht. Daß die junge Kolonie Kunst und Wissenschaft pflegt, beweist außer andern Instituten vor Allem aus das großartige, unweit der Straße nach Sydney gelegene Universitätsgebäude mit naturhistorischen Sammlungen. Die reich dotirte Hochschule wird zwar erst von 30—40 Studenten besucht; es wirken aber an ihr bedeutende Lehrkräfte in manchen Fächern. Das Museum ist besonders reich an Mineralien und Wirbelthieren; die niedern Thiere fand ich weniger gut vertreten; wenigstens waren sie, wenn vorhanden, nicht sichtbar. Ein großer Saal ist ganz mit Modellen von Maschinen aller Art angefüllt, worunter natürlich eine Menge Vorrichtungen zur Gewinnung des Goldes den ersten Rang einnehmen. In geringer Entfernung von dem Universitätsgebäude liegt ein weitläufiger, öffentlicher Park, in dem ein zoologischer Garten, der schon manche sehenswerthe Thiere enthält, angelegt worden ist.

Das Centrum der Stadt ist Collinsstreet mit den angrenzenden Straßen, während die Quartiere an der Yarra das eigentliche Handelsgebiet sind. Der Fluß, dessen westliches Ufer auf weite Strecken mit Quais eingefaßt ist, ist bis in die Nähe der Prinzesbrücke vollgepfropft von Schiffen; aber es sind lauter Küstenfahrer und kleine Dampfboote; der eigentliche Hafen befindet sich drei Meilen von der Stadt in Sandridge an der Hobsonsbai. Trotz dessen herrscht an den Quai's ein außerordentlich reges Leben, besonders da, wo die beiden Verbindungsmittel zwischen Stadt und Hafen, der Fluß und die Eisenbahn, zusammenstoßen. Die ganze Straße längs des Flusses besteht aus Waarenhäusern, Gasthöfen und den Häusern der Schiffsmäkler; kurz Alles deutet hier auf großartigen überseeischen Verkehr. Hier münden auch in zwei verschiedenen Bahnhöfen die Eisenbahnen; es sind meistens Lokalbahnen, welche die Verbindung mit den nächst gelegenen Seestädten, wie Brighton, Sandridge, Williamstown und Geelong ver-

mitteln. Von letzterer zweigt sich die große Inlandbahn nach Ballarat ab, die am Murray mit der aus dem Norden kommenden Bahn von Neusüdwales zusammentreffen und so die Verbindung zwischen den zwei Hauptstädten Australiens herstellen soll.

Die eigentliche Stadt liegt ganz am westlichen, d. h. linken Ufer der Yarra; erst einige Vorstädte sind bis jetzt an das rechte Ufer des Flusses gebaut worden. Dieser wird von der Prinzesbrücke, einem herrlichen Bauwerke mit einem Bogen von 150 Fuß Weite, überspannt. Die Gegend gegen die Hobsonsbai zu ist ein kolossaler Sumpf, durch den zwar eine sogenannte Straße führt, die aber nur bei trocknem Wetter benutzbar ist. Stromaufwärts wird das Land hügelig und bewohnbar; hier liegen die ausgedehnten Vorstädte St. Kilda, Richmond und South-Yarra, und hier treffen wir auch den botanischen Garten, der unter der Leitung des berühmten Botanikers Dr. F. Müller sich immer mehr vervollkommnet.

Die Yarra ergießt sich, etwa drei Meilen unterhalb Melbourne, in die Hobsonsbai, die nördlichste Bucht des 40 Meilen breiten und ebenso tiefen Port Philipp. Die Eisenbahn fährt von Melbourne alle zehn Minuten nach dem Hafenorte Sandridge, an dessen zwei kolossalen Hafendämmen die Seeschiffe, die in der engen Yarra keinen Raum hätten, liegen. Sandridge ist ein lebhafter, aufblühender Ort; aber seine Umgegend besitzt keine Spur von Schönheit. Das Land nächst dem flachen Gestade ist eine Wüste von weißem Quarzsande, wie wir ihn an einzelnen Lokalitäten um Sydney getroffen haben. Hat man sich, um nach Melbourne zu kommen, durch diesen Sand durchgearbeitet, so stößt man auf den großen Sumpf, der sich bis zur Yarra gegenüber der Stadt erstreckt. Ein mehrere Fuß über dem Boden hinlaufender, fester Steg führt über den Sumpf und bildet so den einzigen Landweg zwischen Melbourne und seinem Hafen. Bei trocknem Wetter kann

freilich die oben erwähnte Straße befahren werden; wie es aber einige Tage lang regnet, wird die Kommunikation zu Lande unmöglich.

Port Philipp steht, wenigstens an dem größten Theile seiner Küsten, in Beziehung auf Schönheit weit hinter Port Jackson. Die einförmigen, ebenen Gestade entbehren jener Buchten und Vorgebirge, durch welche die meisten Hafen von Neusüdwales so reizend geworden sind. Es fehlen auch die kleinen Inseln, welche die Wasserspiegel von Port Jackson, Brokenbai u. s. w. zieren. Man kann Port Philipp daher in seiner Gesammtbildung mit Botanybai vergleichen; wie diese, hat er auch nur an der Südküste hübsche Partien aufzuweisen, während die übrigen Gestade eintönig und reizlos sind. Leider fehlte mir die Zeit, um weitere Ausflüge zu machen; besonders gern hätte ich die Stadt Geelong im Südwestwinkel von Port Philipp besucht, in deren Nähe die Küste anfängt, mehr Abwechslung darzubieten. Während also die Umgegend von Sydney eine Fülle von schönen Punkten besitzt, ist Melbourne sehr arm an solchen, wenn es überhaupt welche hat. Eine Eisenbahn führt durch eine ebene, langweilige Gegend nach Brighton, dem besuchtesten Vergnügungsplatze der Melbourner, südöstlich von der Hauptstadt gelegen. Es ist ein armseliges Dorf an einem flachen, sandigen Strande, der mit Gestrüppe und schlanken Gummibäumen bewachsen ist, Eben so wenig anziehend ist die Fahrt nach dem westlich von Melbourne gelegenen Hafenstädtchen Williamstown. Der Ort besitzt zwei steinerne und zwei hölzerne Hafendämme, deren einer 1200 Fuß lang ist. Große Seeschiffe laden hier ein und aus; allein der wahre Hafen von Melbourne bleibt immerhin, schon wegen der geringern Entfernung, Sandridge.

Der einzige Punkt, von welchem eine Uebersicht über die Gegend gewonnen werden kann, ist ein Hügel beim Bahnhofe. Der Lauf der Yarra bis zur Hobsonsbai, ein Theil der Stadt und nach

Norden und Westen eine große Ebene, begrenzt von entfernten Bergen, unter welchen der Mount Mazedon hervorsteht — bilden das Gemälde; aber es ist, abgesehen von der lebhaften Stadt, einförmig und farblos.

Eilftes Kapitel.

Reise von Melbourne nach London.

Abfahrt von Melbourne. Die innere Einrichtung des „Kent". Das Leben an Bord. Das Cap Horn. Der Kaper Georgia. Ankunft in London.

Nachdem ich nahezu drei Wochen in Melbourne zugebracht hatte, las ich eines Tages in den öffentlichen Blättern, die Passagiere des Klipperschiffes „Kent" möchten sich im Büreau des Agenten Freibillete für sich und ihr Gepäck für die Fahrt nach Sandridge abholen, indem die Abfahrt auf den folgenden Tag bestimmt sei. Die Passagiere, gegen 250 Personen, fanden sich ein, versorgten ihr Gepäck in den Kajüten oder ließen das während der Fahrt Entbehrliche in den Schiffsraum schaffen und gruppirten sich dann auf dem geräumigen Deck, um den letzten Blick auf Australiens Küste zu werfen. Die Ladung des „Kent" bestand meistens in Wolle; jetzt langte noch der kostbarste Theil derselben an. Unter starker Bedeckung wurden kleine, feste Kistchen an Bord gebracht; sie enthielten Gold im Werthe von 1½ Million Franken. Nachdem ein Hafenoffizier die Namen sämmtlicher Passagiere verlesen hatte, war das Schiff zur Abfahrt bereit. Der Abgang eines Fahrzeuges nach Europa ist hier, wie es scheint, immer noch, trotz des sehr häufigen Vorkommens, ein kleines Ereigniß. Wenigstens hatte sich auf dem Hafendamme eine ziemliche Volksmenge versammelt, die uns beim Scheiden ein dreifaches Hurrah zurief; wir

verfehlten nicht, den Gruß nach Kräften zu erwiedern. Ein Dampfer schleppte uns aus der Bai; allein da es schon spät am Abend war, wurde bald geankert. Leider war der folgende Morgen neblig und regnerisch, so daß von den Küsten des weiten Port Philipp wenig zu sehen war. Selbst als wir durch den nur zwei Meilen breiten Eingang des Hafens segelten, konnte man nur undeutlich die Felsen zu beiden Seiten als dunklere Massen durch den dichten Nebel schimmern sehen.

Der Wind blies scharf, und das Wetter war sehr unfreundlich. Trotz dessen blieb ich auf dem Verdeck, schaute nach den verschwimmenden Küsten hinüber und rief ihnen ein stilles, aber nichtsdesto weniger herzliches Lebewohl zu. Ein Gefühl, als hätte mich eben ein großer Verlust betroffen, beklemmte meine Brust, und der Gedanke, von dem mir so theuer gewordenen Lande für immer geschieden zu sein, verwischte momentan die große zu erwartende Freude des Wiedersehens meiner wahren Heimat.

Ich habe in dem ersten Kapitel dieser Reiseskizzen das Leben und Elend auf einem deutschen Auswandererschiffe beschrieben; als Gegenstück nun auch einige Worte über das Leben auf einem englischen Passagierschiffe. Man muß hier zuvörderst beachten, daß ein Theil der Unbequemlichkeiten auf der Reise von Europa nach Australien auf Rechnung der eigenen Unerfahrenheit der Passagiere kam, von denen die meisten vorher die See nie gesehen hatten. Hier aber trafen sich Leute, von welchen die meisten schon wenigstens eine größere Seefahrt gemacht und sich also mit dem unmittelbar Nothwendigen versehen hatten. Daher bemerkte man auf dem „Kent“ nichts von der Verwirrung, Unordnung und dem Mangel an allen nöthigen Vorrichtungen, wie dies auf der „Fanny Kirchner“ unliebsamen Angedenkens der Fall gewesen war. Am zweiten Tage war Jeder in seiner Kajüte einheimisch, als ob er sie schon Monate lang bewohne. Auch die Seekrankheit zeigte sich,

trotz ziemlich ungünstiger Witterung in den ersten Tagen, nur bei Einzelnen, besonders bei einigen Frauen. Freilich erschien hie und da Einer mit einem blassen Gesichte auf dem Verdecke, versuchte einige Witze über die armselige Seekrankheit und verschwand dann plötzlich wieder in seiner Kabine. Aber schon nach wenigen Tagen hatten sich weitaus die meisten Passagiere ganz erholt und fügten sich mit mehr oder minder großer Geduld in die unvermeidliche Einförmigkeit eines mehrmonatlichen Seelebens.

Die Einrichtung des „Kent" war, wie die aller Schiffe der Blackwalllinie, musterhaft. Ein englisches Passagierschiff ersten Ranges enthält drei über einander liegende Räume. Im untersten, dem hold, befinden sich Ladung, Vorräthe, Wasser und Ballast. Die mittlere Etage ist in drei Abtheilungen geschieden; im vordern Theil des Fahrzeuges ist das Zwischendeck, im mittlern die dritte und hinten am Schiffe die zweite Kajüte. Das Zwischendeck enthält offene Kojen längs der Schiffswände und einen Tisch nebst Bänken in der Mitte des Raumes. Nur unverheirathete Männer werden in diese Abtheilung zugelassen. Die zweite und dritte Kajüte sind gleichmäßig ausgerüstet und enthalten abgeschlossene Kajüten, jede für zwei bis sechs Personen berechnet. Jede Kabine ist mit einem kleinen, runden Glasfenster versehen, das bei nicht allzu trübem Wetter hinreichend Licht für gewöhnliche Arbeiten eindringen läßt. Wenn immer die ruhige See es erlaubt, wird dieses Fenster von dem Schiffszimmermann geöffnet und Abends wieder geschlossen. Außer den in zwei Reihen über einander liegenden Bettstellen enthalten die Kajüten keine Möbel; indessen ist noch hinreichend Platz vorhanden, um die Koffer mit den für die Reise nöthigen Utensilien unterzubringen. Der Raum zwischen den zwei Reihen von Kajüten dient als Speisesaal; er enthält daher eine lange Tafel mit zwei Reihen von Bänken. Das Licht erhält dieser Raum durch zwei große Lucken, durch welche

man auf Treppen heruntersteigt. Ueber diesem Zwischendecke liegt im hintern Theile des Schiffes der Salon für die erste Klasse der Passagiere und vorn am Schiffe der Matrosenraum. Das Deck zwischen beiden Abtheilungen, sowie dasjenige über der Matrosenkammer dient als Spaziergang für die Passagiere; das Deck über dem Salon darf jedoch nur von Salonpassagieren betreten werden.

Was das Essen betrifft, so war es nicht bloß auf dem schriftlichen Prospektus, sondern in der That von bester Qualität. Die Quantität war mehr als hinreichend, so daß von Hunger und Mangel keine Rede sein konnte. Zwieback nahm Jeder, so viel ihm beliebte. Unsere Mehlrationen wurden zum Brodbacken verwendet, so daß wir jeden zweiten Tag einen Laib frisches Brod erhielten. Um sich aber auch andere Mehlspeisen verschaffen zu können, erfand ein Passagier eine einfache Methode, Zwieback in einen Brei und diesen in Kuchen, Pudding u. dgl. umzuwandeln. Das Fleisch war so gut, als Salzfleisch nur sein kann; es wurde, um ihm etwas von seinem Salzgehalt zu nehmen, während der Nacht vor dem Kochen in's Wasser gelegt. Zudem erhielten wir wenigstens einmal wöchentlich frisches Schaf- oder Schweinefleisch, das dann gewöhnlich in Form von duftenden Braten auf den Tisch kam. Das Trinkwasser blieb die ganze Fahrt über gleich gut. Wir erhielten soviel, daß wir es, so lange das Wetter kühl, also weniger Bedürfniß zu trinken vorhanden war, zum Waschen benützen konnten; erst als wir in wärmere Regionen gelangten, brauchten wir in der Regel die ganze Wasserportion.

Zur Aufrechthaltung der Ordnung wurden die Passagiere des Zwischendecks und der dritten Kajüte in sogenannte „Messen" von je acht Mann eingetheilt. Einer aus jeder Abtheilung versah je eine Woche lang den Dienst eines Kochs und Proviantmeisters. Er faßte die Rationen, die, außer Fleisch und Wasser, wöchentlich abgegeben wurden, brachte die Speisen dem Schiffskoch, holte sie

wieder aus der Küche und hielt die Gefäße und Teller rein. Es machte vielen Spaß, zu sehen, wie einige junge Leute, die in der Kochkunst unerfahren waren, mit den Mundvorräthen umgingen. Zu unserer Abtheilung hatten wir das Glück, zwei erfahrene Hausfrauen zu zählen, die uns treffliche Kuchen und anderes Backwerk verschafften, und, da ich aus meiner Buschperiode her ziemliche Gewandtheit im Brodbacken besaß, so war unser Tisch immer anständig besetzt. Die Passagiere in der zweiten Kajüte bekamen bereits die gleichen Rationen, wie diejenigen in der dritten; nur hatten sie eigene Kellner (stewards), die das Kochen besorgten; dafür zahlten sie auch 350 Franken mehr, als wir in der dritten Klasse. In dieser waren freilich auch zwei Kellner angestellt; sie hatten sich aber nur damit zu beschäftigen, unsere Tafel abzuräumen und den Speiseraum rein zu halten.

Auf Reinlichkeit wurde überhaupt, wie billig, sehr viel gesehen. Täglich wurde der Boden gewaschen und gescheuert, und häufig hielt ein Offizier Rundschau in den Kajüten, um sich zu versichern, daß die nöthige Ordnung darin herrsche. Diesem Umstande hatten wir es auch zu verdanken, daß wir gänzlich verschont blieben von jener ekelhaften Insektenplage, die eine Hauptursache des Ungemachs auf unserer Hinreise gewesen war. Kurz, die gesammte Schiffsordnung ließ nichts zu wünschen übrig.

Unsere Fahrt war eine überaus glückliche, und das Wetter begünstigte uns fast durchwegs. Der Wind blies bereits fortwährend in der gewünschten Richtung, und wir machten tüchtige Fortschritte. Am vierten Tage ließ er zwar nach, so daß wir nur 45 Meilen *) machten; aber den nächsten Tag legten wir schon wieder

*) Auf meinen Landreisen gab ich die Entfernungen immer in englischen Meilen, deren 69½ auf einen Breitegrad gehen, an; hier sind dagegen englische Seemeilen zu 60 auf einen Grad, also zu je ¼ deutsche Meile, verstanden.

172 Meilen zurück. Wir wußten immer genau, wo wir uns befanden, und um wie viele Meilen man von einem Mittage zum andern vorgerückt war, indem Länge, Breite und Distanz täglich auf einem schwarzen Brette ausgeschrieben wurden. Unsere Zeitung, wie wir das Brett nannten, wurde begreiflicher Weise mit dem größten Interesse gelesen, und es war ein häufiger Witz, in das Zwischendeck hinunter zu schreien: „Die Zeitung ist heraus,“ und so Alles auf's Deck zu locken, wenn noch nichts von dem Brette zu sehen war. Manche wunderten sich nicht wenig, als eines Tages auf dem Brette zu lesen war: Dienstag, den 2. Juni, während doch den Tag vorher das gleiche Datum aufgeschrieben gewesen war. Es kam dies einfach daher, daß wir den 180sten Grad der Länge passirt hatten und nun einen Tag einschalten mußten, indem wir auf unserer Reise um die Erde einen Tag gewonnen hatten. Der Wind artete hie und da in eine kleine Bö aus, jagte uns aber beständig in der rechten Richtung vorwärts. Unsere größte Geschwindigkeit betrug 282 Seemeilen in einem Tage; 200 Meilen legten wir sehr häufig zurück.

Uebrigens war die Fahrt durch die ganze Breite des großen Ozeans außerordentlich einförmig. Tag für Tag und Woche für Woche verging, ohne daß uns ein anderer Anblick zu Theil wurde, außer dem der unermeßlichen Wasserfläche und des meist trüben, unfreundlichen Himmels. Außer einem Dampfboote, das wir am zweiten Tage in großer Entfernung sahen, begegnete uns kein Schiff, bis wir am Cap Horn anlangten. Kein lebendes Wesen belebte die Wasserwüste, als eine Anzahl sogenannter Captauben, die fortwährend unser Schiff umflogen und uns von Australien bis in den atlantischen Ozean begleiteten. Häufig ließen sich diese zierlichen Vögel, wenn das Schiff nicht zu rasch segelte, und die See nicht zu hoch ging, in der Nähe des Fahrzeuges im Wasser

nieder und fingen begierig zugeworfene Stückchen Brod und Fleisch auf.

Wir fuhren jeden Tag 1—2 Grade südwärts, bis wir am 50sten Grade der Breite anlangten. Unter diesem Parallelkreise hielten wir uns zehn Tage lang. Nachdem wir dann vier Tage unter 51° gesegelt, steuerten wir noch etwas südlicher, bis unsere größte Breite, 56° 20′, erreicht war. Das Wetter war fast beständig kalt und neblig; selten schien die Sonne während mehrerer Stunden unausgesetzt. Da es im Juni, also im Winter war, ging die Sonne schon Nachmittags kurz nach drei Uhr unter. Die Kälte verursachte mir Frostbeulen an Händen und Füßen; der prickelnde Schmerz, den diese hervorriefen, kam mir nach meinem längern Aufenthalte in wärmern Klimaten ganz ungewohnt vor. Ich hatte erwartet, der Winter werde uns noch viel mehr zusetzen; allein zu meiner Befriedigung trat er ganz mild auf. Ein einziges Mal, als wir unter 56° segelten, fiel Schnee, zur großen Freude sämmtlicher Passagiere, denen das Phänomen theils neu war, theils Erinnerungen an die alte, bald zu erreichende Heimat erweckte. Rasch war man im Schneeballen begriffen; es war jedoch ein kurzes Vergnügen, indem bald darauf die Sonne durch die Wolken brach und unsern kleinen Vorrath von Schnee verschwinden machte. Ich hatte auch erwartet, daß wir viel Eis antreffen würden; aber auch hierin fand ich mich getäuscht. Ein einziger, anscheinend sehr hoher und massiger Eisberg trieb unter 52° Breite in bedeutender Entfernung von uns vorbei; er hatte zwei Gipfel, die zwischen sich eine Art Plateau trugen. Der Winter ist überhaupt, was das Eis betrifft, die sicherste Jahreszeit zur Befahrung der südlichen Ozeane, indem die Eisberge, die den Frühling vorher nach Norden geschwommen, verschwunden sind, und das Eis im Südpolarmeer zusammenhängende und stabile Massen bildet.

Am neunundzwanzigsten Tage unserer Fahrt befanden wir

uns in der Nähe des gefürchteten Cap Horn. Es war ein sehr klarer, obschon etwas kalter Tag, als wir am frühen Morgen eine kleine, hohe Insel gegen Norden erblickten. Mittags erschien eine zusammenhängende Reihe steiler Berge mit tiefen Thälern dazwischen; ich glaubte in denselben mit dem Fernrohr Bäume und Sträucher zu erkennen. Welche Spitze das eigentliche Cap Horn war, konnten wir jedoch nicht entscheiden. Die einbrechende Nacht verhüllte uns den Anblick des Landes, und bald darauf erhob sich eine starke Bö, die in kurzer Zeit zum heftigen Sturme anwuchs. Wir machten uns schleunigst von der Nähe des Landes fort, indem man nach Südosten steuerte. Der Sturm wurde nicht gefährlich; noch in derselben Nacht schlug der Wind um, und wir kehrten in das alte Fahrwasser zurück. Den nächsten Tag befanden wir uns bereits in 55° Südbreite und 63° Westlänge; das berüchtigte Cap Horn war also in einem Tage glücklich umfahren worden.

Nachdem wir einen halben Tag in der Breite der Falklandsinseln Windstille gehabt hatten, pfiff der Wind wieder brav darauf los, sodaß wir in stetiger Nordostrichtung den atlantischen Ozean hinauf segeln konnten. Wir machten dermaßen Fortschritte, daß wir in acht Tagen nach der Umschiffung des Caps 1300 Meilen zurücklegten und uns bereits unter 37° S. Br. und 36° W. L. befanden. Das Wetter war bis anhin fast immer kalt, unfreundlich und häufig stürmisch gewesen. Jetzt wurde es bemerklich wärmer, und man konnte sich bereits den ganzen Tag auf dem Verdecke aufhalten, ohne die Temperatur unangenehm zu finden. Bis wir den Aequator erreichten, hielten wir uns fortwährend zwischen 30 und 35° W. L.; dann segelte man bis auf 26° W. L., worauf uns der Wind wieder zwang, bis 36° W. L. zu steuern.

Ein angenehmes Intermezzo gab uns der südstaatliche Kaper Georgia, der uns zu Gesicht bekam. Schon am frühen Morgen bemerkten wir am östlichen Horizonte einen Punkt, der sich rasch

näherte. Wir setzten unsern nördlichen Kours stetig fort; aber unser Verfolger hielt immer in direkter Richtung auf uns zu. Wie sich das Schiff näherte, wurden Zeichen gewechselt; unser „Kent" mußte beilegen, und wie ein Schwan rauschte der schmucke Schraubendampfer Georgia, die Palmettoflagge am Maste, auf uns zu und legte sich an unsere Seite. Man sah dem hübschen Fahrzeuge gar nichts Gefährliches an; die Stückpforten waren geschlossen, und auf dem Decke zeigten sich nur wenige Offiziere. Nachdem sich der Kaper überzeugt hatte, daß der „Kent" keine erlaubte Prise für ihn sei, verließ er uns, um auf ein anderes Schiff, das im Nordwesten auftauchte, Jagd zu machen.

Wir brauchten vom Cap Horn bis zum Aequator genau so viel Zeit, als von Melbourne bis zum Cape, nämlich neunundzwanzig Tage. Das Wetter blieb prachtvoll; die Hitze wurde durch den Wind so gemildert, daß man sogar in den engen Kajüten nicht zu sehr über die Hitze klagte, und die Abende und Nächte, welche viele Passagiere auf dem Verdecke zubrachten, waren wunderschön. Die Sternbilder der südlichen Halbkugel versanken eines nach dem andern, wie wir nach Norden vorrückten. Dafür erschienen andere, ebenso schöne und schönere, die uns aus früher Jugend bekannt waren, und die wir als Vorboten der Heimat mit um so größerer Freude begrüßten. Ich weiß nicht, warum manche Reisende mit solchem Enthusiasmus von der Pracht des südlichen Sternhimmels berichten. Ich für mich finde das nördliche Firmament unbedingt schöner, sowohl was die Form der Sternbilder, als die Anzahl derselben betrifft. Am südlichen Himmel treffen wir große Räume ganz ohne Sterne von bedeutender Größe, die also bereits leer erscheinen, was am nördlichen Sternhimmel bei Weitem nicht in dem Maße der Fall ist. Das südliche Kreuz, die auffallendste Konstellation in der Südhemisphäre, kann sich an Schönheit mit mehreren unserer Sternbilder nicht messen und hat

seinen Ruhm nur seiner Aehnlichkeit mit dem Symbole des christlichen Glaubens zu verdanken. Hatten wir unsere Augen an den Sternen am Himmelsgewölbe ergötzt, und senkten wir sie auf die funkelnde Wasserfläche, so zeigten sich hier andere Sterne, die in ihrer Art ebenso bewunderungswerth sind, und die das Meeresleuchten bilden, eine Erscheinung, die ich schon im ersten Kapitel dieser Blätter erwähnt habe.

Wir hatten, wie bemerkt, bereits den Aequator erreicht und waren beständig vom Winde begünstigt worden. Wie wir uns aber dem zehnten Grad N. Br. näherten, sprang der Wind nach Nordnordwest um, und zugleich fiel ein heftiger Regenschauer. Wir legten nun während fünf Tagen immer kleinere Distanzen zurück, bis uns unter 13° N. Br. förmliche Windstille überfiel. Gegen zwanzig Schiffe waren zugleich in Sicht, alle auf einen günstigen Wind zur Fortsetzung der Fahrt wartend. Da einige dieser Fahrzeuge von England kamen, erhielten wir Zeitungen, die nur einen Monat alt waren. Es war interessant und zugleich verwirrend, die Lücke zu bemerken, die in unserer Kenntniß der Weltbegebenheiten durch eine lange Seefahrt entstanden war. Die Berichte aus Europa und Amerika, die wir in Melbourne gelesen hatten, waren etwas über zwei Monate alt, und seither waren wir ebenso lange zur See. Die Ereignisse eines Vierteljahres waren uns daher ganz fremd, und wir konnten die Neuigkeiten aus den Zeitungen oft nicht mit dem früher Gelesenen in Einklang bringen. Indessen gab uns die Diskussion über die neuesten Berichte willkommenen Stoff, unsere nur allzu reichlichen Mußestunden auszufüllen und das Dunkel der letzten drei Monate durch beliebige Hypothesen aufzuklären.

Die Windstille, die besonders wegen der großen Hitze höchst lästig war, fesselte uns glücklicherweise nur zwei Tage. Bei der ersten Brise, die fühlbar wurde, regte es sich auf allen Schiffen.

Die kolossalen Gebäude entfalteten rasch ihre Segel, und wenige Stunden später durchfurchte unser gutes Schiff wieder allein die Wasserwüste. Wir hielten einen nordwestlichen Kours ein und gelangten unter 29° N. Br. und 36° W. L. in die Sargassosee, die sich durch eine Unmasse schwimmender Tange bemerkbar machte. Wir unterhielten uns, einige der schönern Formen dieser Seegewächse mit Angeln aufzufischen; ich bemerkte dabei, daß die Tange von zahlreichen kleinen Krabben bewohnt waren.

Bis zum 32sten Grad N. Br. fuhren wir in Nordwestrichtung und befanden uns dann unter 37° W. L. Von diesem Punkte näherten wir uns rasch der Küste von Europa und hatten sechs Tage später unter 44° N. Br. und 25° Westlänge einen heftigen Sturm zu bestehen. Fünf Tage darauf betraten wir den Kanal, während eine tüchtige Bö durch die Segel sauste. Nichts desto weniger setzte unser wackeres Schiff seinen Kours stetig fort, und den nächsten Morgen erblickten wir zu unserer unaussprechlichen Befriedigung den ersten Fleck europäischen Landes; es war die starre Felsmasse von Lizardpoint in Cornwallis.

Die Fahrt durch den sonst so berüchtigten Kanal war höchst anziehend. Der Himmel zeigte sich uns in seltener Klarheit, und wir genossen daher mit Entzücken den Anblick der englischen Küsten, denen wir in ziemlicher Nähe entlang segelten. Nur zu bald sank die Sonne, und die Nacht entzog uns die so lange entbehrte Aussicht auf grüne Wiesen und friedliche Städte und Dörfer. Die Gewißheit, bald meine Heimat nach sechsjähriger Abwesenheit wieder zu sehen, ließ mich vor freudiger Aufregung nicht schlafen; ich stand daher um ein Uhr Morgens auf und spazierte auf dem Verdecke hin und her. Der kolossale Leuchtthurm von Eddystone blickte eben herüber und bald darauf das Licht bei Start Point. Die See wimmelte von Schiffen aller Art, soweit dies nämlich aus der Unmasse der Lichter, die uns umgaben, zu ersehen war. Man

hatte daher auf unserm Schiffe, um einer Kollision vorzubeugen, doppelte Wachen ausgestellt, und vorn am Buge glänzten zwei verschieden gefärbte Lichter. Als der Tag anbrach, überraschte mich ein Anblick von seltener Schönheit. Das Auge war im Ungewissen, ob es sich zuerst dem Lande, an dem die Insel Wight sich durch hübsche Küstenlandschaften auszeichnete, oder dem in den ersten Strahlen eines herrlichen Morgens glitzernden Meere zuwenden sollte. Ich konnte mich ohne viele Mühe an eine tropische Küste versetzt denken, so rein und strahlend erschien der junge Tag. Ein Blick auf das Meer aber bewies, daß wir uns in einer der belebtesten Wasserstraßen der Welt befanden. Ueber 100 Schiffe (Jemand zählte sogar 127) umgaben uns; man hätte hier leicht sämmtliche Arten von Seefahrzeugen kennen lernen können. An dem großartigen, dreimastigen Klipperschiffe, das eben von einer langen Fahrt zurückkehrte oder dazu ausfuhr, glitt die Barke oder der Schooner vorbei, und das leichte Volk der Yachten und Fischerboote fuhr überall herum, wie Sperlinge zwischen einem Schwarm von Hühnern. Dampfboote beschrieben lang sichtbare, schnurgerade Wasserfurchen, und ein ernster Kriegsdampfer schleppte ein schwimmendes Gefängniß (hulk) nach sich, in welchem unglückliche Gefangene ihre Schuld abbüßen.

Vor der Insel Wight wurde eine kurze Zeit angelegt, um denjenigen Passagieren, die dazu Lust hatten, Gelegenheit zur Hinüberfahrt nach Portsmouth zu geben. Mehrere Partien benutzten die uns umschwärmenden Boote, um rascher englischen Boden zu betreten. Sie schieden leicht aus unserer Schiffsgemeinde, der sie nahezu drei Monate lang angehört hatten. Sah man zufällig beim Hinabsteigen in das Boot einen bisherigen Reisegefährten, dem man sich mehr als an Andere angeschlossen hatte, so wurde ihm vielleicht ein Adieu zugerufen; Einige drückten sich auch wohl die Hand, bevor sie sich, vielleicht für immer, trennten. Ich

wünschte, die Themsemündung zu sehen und blieb daher an Bord. Wir nahmen im Verlaufe des Tages die Dienste eines Dampfers an, der uns mit ziemlicher Geschwindigkeit unserm Ziele zuführte. Während der Nacht passirten wir die Straße von Dover, in welcher deutlich die Lichter von Calais herüberschimmerten, und, als der Tag anbrach, befanden wir uns vor der Themsemündung, eben zur rechten Zeit, um einem ziemlich heftigen Sturme im sichern Flusse zu entgehen. Während wir den breiten Strom hinaufgeschleppt wurden, verrichteten unsere Matrosen die letzte Arbeit auf dieser Fahrt. Sämmtliche Segel wurden heruntergenommen und in den Schiffsraum gebracht, und als wir durch das Thor der prächtigen East-India-Docks in Blackwall einfuhren, streckte das Schiff, das uns so glücklich nach Europa zurückgeführt hatte, nichts als die nackten Masten in die Luft. Unsere Fahrt hatte vierundachtzig Tage gedauert, und somit hatte der „Kent" wieder seinen Ruf als guter Segler bewährt.

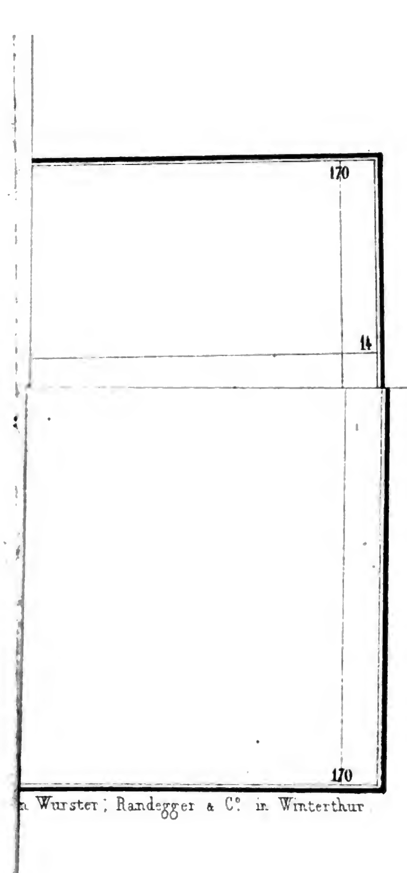
Was ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in London und eine Reise von dieser Weltstadt nach der Schweiz Interessantes aufzuweisen hat, weiß Jedermann, und ich nehme daher Abschied von meinen Lesern, wenn es überhaupt nöthig ist, dies zu thun.



St. Gallen. Druck der Zollikofer'schen Buchdruckerei.







...n Wurster, Randegger & C° in Winterthur



